Frankfurter Zeitgemaesse Broschuren



VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

Frankfurter zeitgemäße Broschüren.

Herausgegeben

von

Dr. Johann Michael Raich.

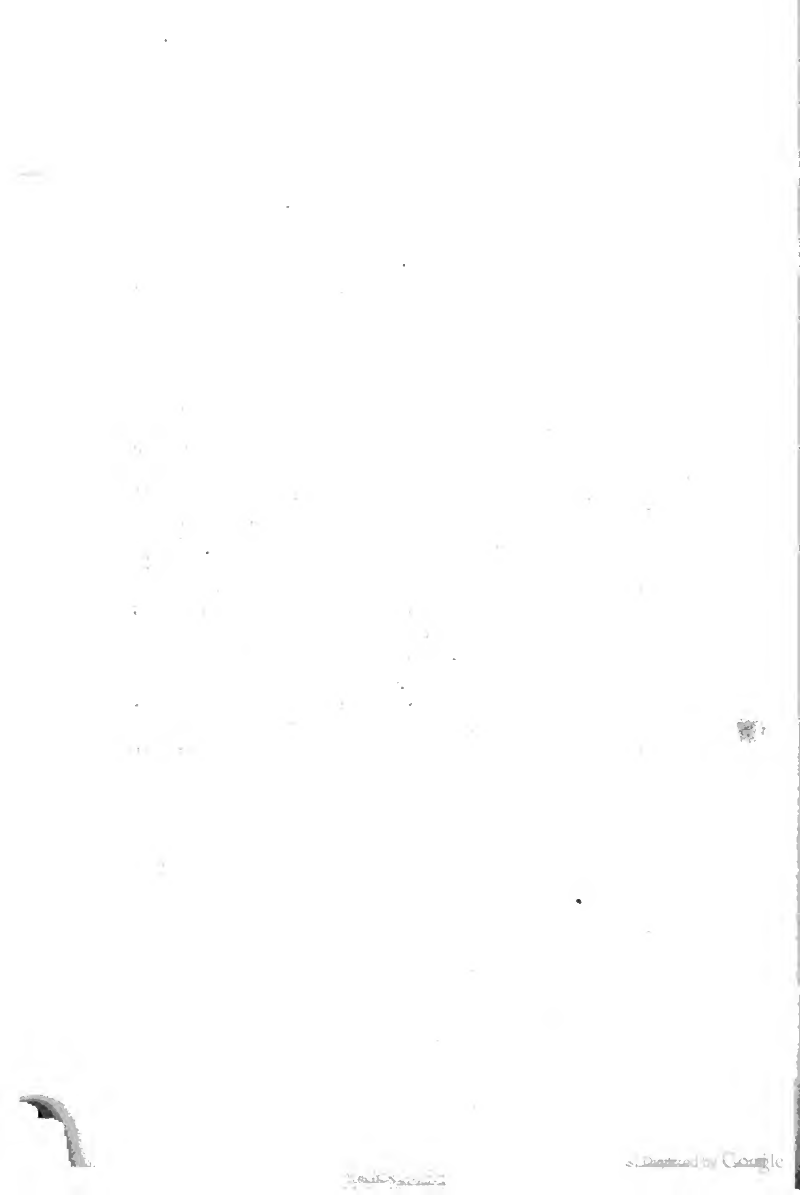
Neue Folge.

Band XVII.

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von A. Foesser Nachfolger, (P. Kreuer.)
1896.

Inhaltsverzeichniß.





Adolf Kolping als Schriftsteller.

Von Dr. J. Laukenbacher.

I.

Seit Kolpings Tode — er starb am 4. December 1865 — sind über dreißig Jahre, ein volles Menschenalter, reich an Inhalt und oft stürmender Bewegung, vergangen. Adolf Kolping ist mit nichten etwa vergessen worden in unserer sonst so vergeßlichen Zeit. Die Erkenntnis seiner hohen Verdienste ist vielmehr in die weitesten Kreise gedrungen und sein Name ist ein Ruhmeszeichen geworden. Es besteht aber die Gefahr, daß man sich an diesem Ruhme genügen lasse und dabei den näheren Umgang mit dem Manne selbst und seinen Werken vergesse und hintansetze. So mag es sich ziemen, der jüngeren Generation diesen hochverdienten und eigenartigen Mann durch eine kurze Beleuchtung seines Wesens und Wirkens geistig näher zu bringen und den älteren wieder in Erinnerung zu rufen, wenn es — etwa nötig wäre.

Nun könnte es vielleicht in unseren von socialen Sorgen und Kämpfen bedrängten und bewegten Zeiten näherliegend und ersprießlicher sein, über Kolping, den Gründer und Vater der Gesellenvereine, zu handeln und dieses sein so hervorragendes Werk socialer Fürsorge und Wohlfahrt wieder einmal ins helle Licht zu setzen, als von Kolping, dem Schriftsteller, zu reden und alte Zeitungsaufsätze und Kalendergeschichten zu beleuchten, deren ja jeder Tag neue hervorbringt, wie man leicht ablehnend sagen dürfte. Nun steht aber einerseits Kolpings Schriftstellerei ganz und gar nicht außerhalb der socialen Frage oder außer jedem Zusammenhang

mit seinen Gesellenvereinen. Andererseits könnte mich leicht die Behandlung dieser Seite Kolping'schen Wirkens dazu verleiten, in das überflutete Meer socialer Salbaderei und Pfuscherei, die der heutigen Zeit so entsetzlich eigen ist, wie die geschwätzige und wasserdünne ästhetische Salbaderei dem Zeitalter Lessings und Goethes eigen war, auch noch mein Töpfchen gießen zu wollen, während ich doch im Grunde zu solchen Dingen weder Beruf, noch Begabung, noch eigentliche Neigung habe und neidlos zusehen kann, wenn andere hierin eifriger und geschickter sich erweisen. Außerdem ist ja sonst und namentlich in Schäffers Kolping-Biographie,[1]) auf die hiemit ausdrücklich und nachdrücklich hingewiesen sei, über diesen Gegenstand auf das Eingehendste und Fesselndste gehandelt. Das vortreffliche Buch Schäffers enthält freilich auch ein ganzes, 30 Seiten langes und ebenso sorgsam als verständig gearbeitetes Kapitel über die literarische Thätigkeit Kolpings, die auch in anderen Teilen des Buches geschickt und wirksam herangezogen wird, so daß füglich in diesem Punkte nicht viel des Neuen mehr vorzubringen sein möchte. Ich meine jedoch, über einen Schriftsteller, dem unbedingt das Prädikat „bedeutend" sowohl im allgemeinen Sinne des Wortes, wie in dem engeren Sinne, in dem es der ältere Goethe oft anwendet, beizulegen ist, und der in gewissem Sinne sogar „groß" genannt werden mag, dürfen wohl auch zwei Leute schreiben, namentlich wenn sie etwa doch von verschiedenen Standorten aus ihren Mann und dessen Schrifttum betrachten. Haben doch schon oft über weit weniger bedeutende und eigenartige Schriftsteller mehr als ein Dutzend geschrieben, und ist doch schon geraume Zeit, soweit meine Kenntnis reicht, nichts mehr über Kolpings literarische Werke zu lesen gewesen!

Es ist im Jahre 1865 noch nicht Brauch gewesen, daß die großen Zeitungen so ausführliche Nekrologe über verstorbene Männer abdruckten, wie das heutzutage selbst mäßigeren Berühmtheiten gegenüber der Fall zu sein pflegt. Dennoch widmete die „Augsburger Allgemeine Zeitung" in ihrer Beilage vom 7. December 1865 dem verstorbenen Kolping einen rühmenden Nachruf. Derselbe charakterisirt kurz die Persönlichkeit des Verewigten, rühmt knapp seine großen Verdienste um die prächtige Restauration der Minoriten-

---

[1]) S. G. Schäffer, „A. Kolping, der Gesellenvater". 3. Auflage. Paderborn, F. Schöningh. (M. 4.)

kirche in Köln und weist ihm durch sein Werk der Gesellenvereine eine ehrenvolle Stelle unter den auf dem praktisch-socialen Boden verdienstvollen Geistlichen der Gegenwart an. Von seiner schriftstellerischen Thätigkeit sagt der Nekrologist nicht ein andeutendes Wort.

Des Rathes über diesen wesentlichen Teil des Kolpingschen Wirkens kann man sich — außer in dem Schäffer'schen Lebensbilde — überhaupt nicht eben allzureichlich sich erholen. Wohl mag da oder dort das eine oder andere kluge und lichtgebende Wort darüber in irgend einer alten Zeitung oder Zeitschrift niedergelegt und nur allzusicher versteckt sein. Im großen Ganzen aber ist Kolping von den Kritikern und Literarhistorikern nicht eben immer nach Gebühr erkannt und gewürdigt worden, und zwar nicht etwa bloß von Seite nichtkatholischer Männer, denen man es nicht zu schwer anrechnen darf, wenn sie ihn nicht kannten oder nicht verstanden, sondern auch von Seite seiner eigenen Glaubensgenossen, die ihn wohl viel lasen, aber viel zu wenig lobten. Auch H. Keiter in seinen vorzüglichen „Katholischen Erzählern der Neuzeit" hätte ihn immerhin ausführlicher behandeln können und sollen, selbst wenn damit ein paar Seiten über die von ihm sichtlich bevorzugten Erzählerinnen hätten wegfallen müssen; richtig gefaßt und freundlich empfohlen hat er ja den rheinischen Erzähler, von dem er sagt, er sei „schlicht, ohne einfältig zu sein; volkstümlich, ohne ins Platte zu verfallen; tief, ohne das Verständnis des Volkes zu übersteigen; gemütvoll, ohne weinerlich zu werden." Gar viel fehlt nun vollends an Unterlagen und Hilfsmitteln dazu, über Kolping nicht etwa nur ein ästhetisch begründetes Urteil zu fällen, sondern ihn auch literarhistorisch zu würdigen, d. h. sowohl sein schriftstellerisches Werden zu beleuchten, wie auch seine etwaige literarische Beeinflußung und die wiederum von ihm selbst ausgehenden Einflüsse aufzudecken und zu zeigen. Denn hiezu genügt nicht die Lektüre seiner gesammelten Schriften, die ja jedem erreichbar sind. Hiezu wäre notwendig sogar das Studium seiner Aufsätze und Artikel, ersprießlich ein Zurückgehen auf die ersten Drucke und womöglich auf die Handschriften selbst, unabweislich eine genauere Kenntnis des brieflichen und biographischen Materials in größtmöglichem Umfange. Vielleicht läßt sich aber doch, wenn wir das Ziel nicht allzuhoch stecken, immerhin noch etwas Annehmbares sagen, obwohl ich nur die gesammelten Erzählungen, sowie den „Doktor Flieder-



strauch"[1]) neuerdings in der Hand gehabt habe und mich in Bezug auf das nicht Gesammelte auf die Kenntniß von kleinen Bruchstücken beschränken oder gar auf die dunkle Erinnerung früherer und frühester Lektüre verlassen muß; was Schäffer an Auszügen von Briefen und Tagebuchblättern gibt, die es übrigens wahrlich verdienen, daß man sie ganz und in allgemein zugänglicher Weise veröffentliche, habe ich mir natürlich nicht entgehen lassen dürfen.

Um nur eben einen festeren Boden für die Beurteilung zu gewinnen und nicht ganz ins Leere zu faseln — denn ohne allen Rest läßt sich geistiges Wesen nicht erklären und deuten — sagt man, daß die natürlichen Gaben des Geistes, Charakters und Temperaments, in zusammenwirkender Verbindung mit Abkunft und Heimat, mit den Eindrücken des Lebens und der Erziehung, mit Wirkung und Nachklang der Lektüre und sonstiger freundlicher und feindlicher Beeinflußung Wesen und Eigenart eines Mannes, nicht zum mindesten eines reichbegabten und darum allen Einflüssen offeneren, eines in der Öffentlichkeit hervortretenden Mannes, eines bedeutenden Schriftstellers bilden und bestimmen.

Kolping stammt aus dem Städtchen Kerpen, das in der Nähe der Bahnlinie zwischen Köln und Aachen liegt. Er war also ein Rheinländer und war es mit gehobenem Bewußtsein und berechtigter Freude. Durch Gottes Fügung, sagt er einmal, gehöre er dem rheinländischen Volke an, und es sei ihm gar nicht leid drum. „Unser Herrgott hat nämlich dem rheinländischen Volke außer mancher guten Gabe etwas mitgegeben, das ist ein guter Zehrpfennig ins Leben hinein und hat schon vielfach draußen in der Welt glücklich durchgeholfen, wenn auch das Geld im Beutel fehlte, ein ehrliches, offenes Gesicht, ein frommes, treues Herz und einen fröhlichen Mut dazu, der nun einmal nicht duldet, daß so ein rheinländisches Kind lang sauer und griesgrämlich in die Welt sehen kann. Diese alten, recht rheinischen Tugenden ruhten seit jeher auf des Volkes eigentümlicher Art, auf treuem Glauben und guter Zucht und Sitte, und wenn sie hie und da abhanden gekommen, so hat unser Herrgott gewiß keine Schuld dran." Ein andermal bekennt er sich als einen rechten Anhänger des rheinischen Spruches: „Leben und leben lassen!"

---

[1]) Kolping, „Der Doktor Fliederstrauch." Aufsätze über Familienleben und Erziehung. Mit einem Vorwort von S. G. Schäffer. Münster, 1883.

Wie er unter die Vorzüglichsten derer zu zählen ist, die rheinisches Leben geschildert haben, so hat er selbst von den seinen Rheinländern zugeschriebenen Eigenschaften gewiß seinen wohl gemessenen, glücklich gemischten und fruchtbringend benutzten Anteil erhalten: die helle, heitere, volle Seele, den gesunden, praktischen Blick, den offenen, ehrlichen, geraden Mut, die Frische und Schlagfertigkeit in Wort und That, die Lebhaftigkeit des Geistes, die hoch entwickelte Lernbegier, die leichte, schnelle Fassungskraft, die tiefe Empfänglichkeit für alle Anregungen, die kräftige Ausdauer, den reichen Humor. Ein katholisches Kernvolk, das treu und fromm schwere Zeiten hindurch Glauben und Sitten der Vorfahren bewahrt hatte, umgab seine empfänglichen Jugendjahre, die unter der sorgsamen Hut einer mit irdischen Glücksgütern wenig, dafür aber mit um so wertvolleren Gaben des Gemütes gesegneten Familie, insbesondere einer trefflichen Mutter, zugebracht wurden. Arbeit, Sorge und Plage waren ebenso tägliche Gäste in diesem kleinbürgerlichen Hause, wie andererseits innere Zufriedenheit und Heiterkeit nicht ausblieben und die Übung der Religion im täglichen Hausgebrauche nicht mangeln durfte. Des Segens, den so eine zuweilen hart dünkende Beschränktheit des äußeren Lebens insbesondere auf die heranwachsende Jugend auszuüben geeignet ist, blieb sich Kolping stets bewußt und er pflegte sie oft in seinen Schriften zu preisen. Schon als Knabe zeigte er einen hellen Kopf und eine reiche Phantasie. Frühe regte sich in ihm unter dem befruchtenden Einfluß seines dankbar verehrten Lehrers der Wunsch nach einer umfassenderen und höheren Bildung. Allein die häuslichen Verhältnisse waren nicht dazu angethan, dem begabten Knaben die Erfüllung seines Herzenswunsches, eine höhere Schule zu besuchen, in die Nähe zu rücken. Vielmehr mußte er dem Wunsche seiner Eltern nachgeben und bei einem Schuhmacher in die Lehre treten. Er gehörte diesem ehrbaren Handwerke, das neben dem der Schneider besonders reich ist an originellen Persönlichkeiten und nachdenksamen Köpfen, („Sinnirern" würde Anzengruber sagen, und Hans Sachs und der Görlitzer Schuster Jakob Böhme fallen einem gleich dabei ein), er gehörte diesem Handwerke als Lehrling und Geselle an, bis er 1837, schon im männlichen Alter stehend, das Marzellen-Gymnasium in Köln zu besuchen anfing, um seinen Entschluß, Geistlicher zu werden, durchführen zu können.

Kolping wäre wohl ein gebrochener Mann geworden, wenn

er, besonders bei seinem Bildungsdrange, in seinem gewerblichen Berufe hätte verharren müssen. Das geht namentlich aus seinen ergreifenden Darlegungen und Bekenntnissen hervor, die er in seinem Lebenslaufe für seine Vorgesetzten als Abiturient niederschrieb. Aber andererseits ist es doch dem Menschen, dem Schriftsteller und vielleicht auch dem Priester zugute gekommen, daß er Jahre lang in diesen Verhältnissen zu leben genötigt war. Denn diese reiche Gelegenheit, tiefe Blicke zu thun in Menschenleben und Menschenelend; Land, Leute und Stände genau kennen zu lernen nach Sprache, Art und Unart, hätte sich ihm doch anders nicht, namentlich nicht so wie von selbst geboten. Und er hat sie offenen Sinnes reich benützt, denn seine Schriften zeigen in jeder Zeile den Kenner des Menschen, den scharfen Beobachter des Volkslebens. Sein früh angeregter und reger, geordneter und ordnender Geist sann und überdachte nicht nur, er beobachtete auch und nahm auf an Anschauungen, was er nur aufzunehmen vermochte. Dazu kam sein Lerntrieb, der ihn zu einer ausgebreiteten Lektüre unabläßig drängte, so daß er alle freie Zeit, die er nicht etwa der freien Gottesnatur schauend und sinnend freudig opferte, mit Lesen zubrachte und daß er kein Buch, dessen er habhaft wurde, ungelesen lassen konnte. Wohl war seine ausgebreitete Leserei ungeregelt, wahllos, bunt und übertrieben und mancher Andere möchte dabei wirr und überspannt geworden sein. Aber mitunter ist er gerade an die rechten und besten Bücher und Bücherschreiber glücklicherweise geraten, an denen nicht nur der junge Schuster, sondern auch der künftige Schriftsteller allerlei lernen konnte.

In dem Lebensabriß, den Kolping als Abiturient seiner Schule einreichte, will er zwar nicht recht Wort haben, daß ihn in seiner Lehrlings- und Gesellenzeit die deutschen Volksbücher angezogen und ergötzt hatten: er brauchte sich dieser Büchlein nicht zu schämen, sie hatten auch einst den Knaben Goethe gefesselt und befruchtet und boten nicht die schlechteste Kost, auch wenn es nur jene verspäteten Absenker der alten guten Volksbücher gewesen wären, die etwa zu Reutlingen, „gedruckt in diesem Jahr," erschienen. Christoph Schmid wirkte dann auf das junge Herz, auf die lebendige Einbildungskraft. Ein besserer Erzähler konnte ihm gar nicht in die Hände fallen, und ich möchte die Frage aufwerfen, ob nicht bei einer genaueren Untersuchung sich nach Aufbau und Haltung, in Ton und Charakteristik eine dauernde und starke Be-

einflußung der Kolping'schen Erzählungen durch diesen größten aller Jugendschriftsteller und hervorragenden Meister der Erzählungskunst, der einmal eine wirkliche und gründliche literaturgeschichtliche Monographie verdiente, nachzuweisen wäre. Es ist nicht genannt und mir nicht bekannt, welche Biographien es gewesen sind, nach denen er besonders gerne griff: welche es auch gewesen sein mögen, denn Schund- und Schandbücher hätte er wohl weggeworfen: sie waren die rechte Nahrung für den bildenden Geist und sollten es auch für unsere heutige Jugend mehr sein, als sie es zu sein pflegen. Wenn er dazwischen hinein in greller Abwechslung Naturgeschichtliches sich aneignete, in Legenden sich versenkte und sogar an Predigtbüchern sich erbaute, so mag das wohl ein gewisses Durcheinander in Hirn und Herz abgesetzt haben; wenn wir uns aber erinnern, welch' buntes Lesefutter wohl jeder lebhafte Mensch in seiner Jugend nicht nur zusammengerafft, sondern auch schließlich schadlos bewältigt hat, so werden wir nicht allzusehr staunen oder gar bedauern. Besonders angezogen wurde der junge Selbstbildner seines Geistes durch die Erbauungsschriften des bekannten Pater Cochem, den von unseren Literarhistorikern W. Scherer zuerst wieder zu Ehren gebracht und auch als literaturgeschichtlich wichtig behandelt hat, und von den Predigten des weltberühmten Abraham a Sancta Clara. Der künftige Volksschriftsteller konnte gerade von diesen beiden Männern Vieles lernen. Daß er sie mit Nutzen gelesen hatte und tiefer Nachwirkung, zeigen seine Schriften da und dort.

Man muß unwillkürlich an den anderen berühmten katholischen Kalendermann denken, wenn man von dem einen spricht: auch Alban Stolz war ein früher Vielleser. Nachdem eine alte Bilderbibel mit derbem Gereim zuerst auf ihn Einfluß geübt, waren es insbesondere die Nachfolge Christi, die Schriften Taulers, Susos, Geilers von Kaisersberg und anderer Denker ähnlicher Richtung, die seine Seele labten und befruchteten, der Tiefsinn der Mystik und die Mystik des Tiefsinns. Wie also Stolz eine ganz andere Natur war und auch eine ganz andere Art von Schrifftellerei in seiner Person darstellt, so sind auch bezeichnender Weise die Bücher seiner Kindheit und jungen Jahre ganz andere gewesen als die Kolpings. Bei der so vollständig verschiedenen Art der heimischen Umgebung, der früheren und späteren Lebenseindrücke, der Geistesrichtungen, der Charaktere und Temperamente, konnte es dann auch

nicht fehlen, daß ihre Schriftstellerei so grundverschiedene Wege ging und fast nicht anders als in ihren großen Wirkungen miteinander verglichen werden kann und daß sie sich hauptsächlich auf das Kalendermachen verlegte. Votreffliche Kalendermacher sind sie aber beide gewesen und geborene Volksschriftsteller, der ernstere, schwererflüßige, tiefere Schwabe und der lebhaftere, herzlichere und flüchtigere Rheinländer, der eine mit seiner Neigung zu grübelnder Mystik, zu trüber und nicht allweg ganz gesunder Lebens- und Weltanschauung, der andere, dem das mystische Element durchaus nicht abgeht, aber gesunder, harmonischer und darum auch liebenswürdiger mit andern Elementen gemischt ist, mit seinem praktischen Sinn und hellen Verstand, mit der angeborenen Klarheit und Helle der Seele, die siegreich und sonnenhaft zuletzt immer alles trübende Gewölk durchbricht. Wer der Größere von den beiden ist, kann nicht lange zweifelhaft sein. Es ist entschieden Alban Stolz. Aber diese hervorragende Größe ist schwer erkauft und lästig begleitet von allerlei Mängeln und Eigenheiten, die ihn minder liebenswürdig darstellen als den Kleinern, der aber darum doch kein Kleiner ist. Gutes und Großes haben sie beide mit ihren Gaben gewollt und geleistet und man erhebt nicht den einen auf Kosten des andern, wenn man urteilt: Kolping hätte nie so tiefgründig sinnen und so tiefsinnig schreiben können, wie Stolz; der hingegen hätte nie eine ordentliche Kalendergeschichte erfinden und gestalten oder einen brauchbaren Redakteur abgeben können. In einer Seite ihrer schriftstellerischen Art berühren sie sich nahe: sie können beide in Worten und Wendungen wie in der Gesamt-Auffassung, wenn es sein muß, stark derb sein, der eine ein bischen mehr, der andere ein bischen weniger, und dafür sind sie denn auch mit säuerlicher Leichenbittermiene angesehen und angelassen worden, aber nur von Leuten, die weder einmal darüber nachgedacht haben, was diese sprachliche Derbheit denn eigentlich wirken soll und kann, noch je einen tieferen Blick geworfen haben in die Sprachschatzkammer unserer guten Prosaisten alter Zeit. Der gerechten Würdigung und des zustimmenden Beifalls solcher weibischer Männlein und etwa von ihnen bestimmter (oder sie am Ende gar bestimmender?) Weiblein können Schriftsteller wie Stolz und Kolping füglich unschwer entbehren.

Aus dem jungen Kolping wäre nun vielleicht ein gescheidter Vielwisser geworden, dem aber die Gabe, sein Wissen auch mit-

zuteilen und darzustellen, versagt und ungeübt geblieben wäre, wenn er blos gelesen und beobachtet hätte. Für die zukünftige Schriftstellerei war es nötig und förderlich, daß er auch seine Gedanken und Anschauungen zu Papier brachte. Und das that Kolping vielfach und reichlich schon als Geselle und noch mehr als Schüler des Gymnasiums und als Student. Er erntete reichen Lohn für eine solche von unserer Jugend in der Regel zu ihrem Schaden vernachlässigte stete Übung der Darstellung und er hätte wohl mit A. Stolz sagen können, daß diese nicht aus einem über den Augenblick des gefühlten Bedürfnisses hinausgehenden Zweck entstandenen, absichtslosen Schreibereien notwendig gewesen seien als Vorbereitung für eine erfolg- und fruchtreiche Schriftstellerei in der späteren Zeit. Der verspätete, „alte Student"[1]) schrieb gute Briefe und gedankenreiche Tagebücher, aus denen Schäffer charakteristische und beziehungsreiche Auszüge gibt und die es wohl verdienten — man hat schon weniger wertvolle und gar nichts nützende veröffentlicht —, gleich seinen Reiseschilderungen und Briefen thunlichst vollständig veröffentlicht zu werden: denn sie sind nicht nur interessant mit Beziehung auf ihren Urheber, der damals schon eine merkwürdige Reife des Wesens offenbarte, sondern überhaupt und für Jedermann. Wenig erfahren wir von dem Eindruck, den etwa auf der Schule die klassische Literatur auf ihn gemacht, die doch wohl nach Form und Inhalt als eine ganz neue Erscheinung an ihn herantrat. Besonders angethan zur frischen Aufnahme antiker Bildung war freilich Kolping weder durch seine damalige besonders bedrückte äußere Lage noch durch seine ganze Art. Aber es läßt sich doch annehmen, daß, wie er Sokrates, den Stolz seiner Nation, auch unserer Bewunderung wert erachtet, er ebenso an den Schönheiten Vergils und Homers, an der wuchtigen Würde Demosthenischer Redekunst und Taciteischer Geschichtschreibung nicht ungerührt vorübergegangen ist.

Eine ganz neue Welt that sich Kolping auf, als er im Frühjahr 1841 nach München kam, um die Hochschule zu besuchen.

---

[1]) Wer, in lehrreicher und fesselnder Weise geschrieben, das Leben so eines andern „alten Studenten" kennen lernen will, dem sei das auch an kulturgeschichtlichem Detail, freilich auch an einigen Naivitäten reiche Büchlein des Ottobeurener Benediktiners P. Kaspar Kuhn empfohlen: „Durch Kampf zum Sieg. Aus meinem Leben." — Paderborn F. Schöningh. 1895. S. 175 Mk. 1. 20.

Seine Studentenjahre fielen in die Glanzzeit der dortigen theologischen Fakultät und von den Meistern ihrer Wissenschaft empfing der Wissensdurstige kostbare Anregungen. Insbesondere fühlte er sich zur Dankbarkeit verpflichtet gegen Döllinger und Windischmann, daneben auch gegen Haneberg, Reithmayr, Stadlbauer und seinen großen Landsmann Görres. Bei allem wissenschaftlichen Streben aber ließ er auch das eigenartige Volksleben, alte und neue, kirchliche und profane Kunst lebhaft auf sich wirken. Ein um ihn sich sammelnder Freundeskreis, zumeist aus Landsleuten bestehend, gewährte nicht nur dem gegenseitigen Austausch der Eindrücke, sondern dem Frohsinn Recht und Raum. Eine Fußreise durch Tirol nach Venedig gaben ihm und den Gefährten Gelegenheit zum bevorzugtesten Naturgenuß, zur Erweiterung ihrer Kenntnisse in der Volks- und Seelenkunde; er selbst aber hat ein Reisebuch geführt, in dem er sich als vollendeten Schriftsteller zeigt und das nach den von Schäffer daraus entnommenen Teilen und nach seinen weiteren Andeutungen interessant genug wäre, um es ganz und auch für weitere Kreise zugänglich zu machen.

In Bonn, das er in der letzten Hälfte seiner Studienzeit aufzusuchen hatte, und wohin es ihn nicht eben sehr zog, fand er gleichwohl einen ihm zusagenden Geist in dem feurigen Clemens, und es werden wohl die ersten literarischen Sporen gewesen sein, die er sich verdient hat, als er diesen jungen und neuen Docenten mit begeisterten Worten in der Öffentlichkeit würdigte und feierte. Auch der Dogmatiker Dieringer wirkte auf ihn und er mag in den von diesem geleiteten homiletischen Übungen den Grund zu seiner späteren Meisterschaft in der höheren Homilie gelegt haben. Ebenso zog ihn der Historiker Aschbach an und neben anderen, um nur bekanntere Namen zu nennen, Diez.

Für sein schriftstellerisches Werden sind auch die vier Jahre, die er in einer an wechselnden Bildern des Lebens so reichen Stadt wie Elberfeld als angehender Seelsorger zubrachte, nicht ohne Frucht geblieben. Später in Köln waren es dann namentlich Bosen und August Reichensperger, denen er Hilfe, Anregungen, Klärungen und Besänftigungen im reichsten Maße verdankte. Die Hauptsache war aber außer der natürlichen Gabe und Produktionslust, daß er nie außer Fühlung mit dem Volksleben geriet, daß sein Umgang mit den sogenannten niederen Volksklassen, für die und von denen er schreiben sollte und wollte, ein ununterbrochener

und bleibender war, ganz im Gegensatz etwa zu Auerbach, der es nicht über sich bringen konnte, „dritter Klasse“ zu fahren, oder zu Anzengruber, der sein Leben lang keine rechte Anschauung vom Landleben und Bauernwesen, den Hauptgegenständen seiner übrigens meisterlich begabten Darstellung, hat gewinnen können oder wollen.

II.

In der Hauptsache ist Kolping ein Kalendergeschichtendichter und ein Zeitungsschreiber gewesen. Er steht also nach der landläufigen Schätzung auf der untersten Stufe der literarischen Ordnung und des Autorenruhmes. Seine Produkte gehören zur populären, zur vulgären Literatur, die man nie citirt, oft belächelt, meist verachtet. Mit Unrecht! Denn auch hierin gibt es Meisterschaft und Meister, hochbegabte, herzhafte, ernste Männer, die ihren Lebenszweck darein setzten, eine solche Literatur zu begründen oder an ihrem Bau sorgsam und treu weiterzuarbeiten. Und kann man nicht täglich sehen und empfinden, wenn man sich matt, krank und zornig gelesen hat in allerlei sogenanntem höheren Schrifttum, welch' köstliche Gaben in diesem Bau geboten werden, frisch und würzig, gesund und schlicht! Es ist keiner zu beneiden, dem diese Gaben nicht gefallen und munden wollen. Gerade die katholisch-gläubige Literatur leistet hierin, in der Volks- und Jugendliteratur, seit Langem ihr Bestes und Höchstes. In der höheren Dichtung, in der kunstgemäßeren Literatur mag sie immerhin gegenwärtig noch etwas im Rückstand sein und manche ihrer Erscheinungen vielleicht überschätzt werden. In der Volks- und Jugendliteratur aber hat der Katholicismus Männer wie Christoph Schmid, L. Aurbacher, Alban Stolz aufzuweisen, denen sich Adolf Kolping anreiht, Männer, die den Vergleich mit Pestalozzi und Claudius, mit Hebel und Auerbach, ihren Vorgängern oder Zeitgenossen, die in der That künstlerisch und geschichtlich hoch geschätzt zu werden verdienen, durchaus nicht zu scheuen haben. Was aber die Kalendergeschichten- und Zeitungsschreiberei anlangt, der die Genannten fast alle mit Lust und mit Absicht gedient haben, so ist die Verachtung der Zeitungs- und Kalenderleute ein alter Zopf, der noch aus den längstvergangenen Tagen herrühren mag, da nur

der literarische Handlanger, der literarische Abhub, der zugleich meist auch der gesellschaftliche war, für den Kalender und die Zeitung arbeitete. Seit aber Justus Moeser ins „Osnabrückische Intelligenzblatt“ seine „patriotischen Phantasien“ einrücken ließ und damit der Ahnherr des deutschen Feuilletons wurde; seit Benjamin Franklin, den man wohl auch wie den Erstgenannten geradezu einen Staatsmann heißen dürfte, sich nicht für zu gut erachtete, seinen Landsleuten in einem Kalender die nüchterne Tugend echten Yankeetums zu predigen; seit Mathias Claudius im „Wandsbecker Boten“ sein großes Herz dem armen Volke weihte; seit J. P. Hebel mit dem goldenen Gemüt und der schnurrigen Laune unter die Kalendermacher ging: seitdem ist Beruf und Sache und Person geadelt und geweiht und — der alte Zopf endlich einmal abzuschneiden. Jene katholischen Männer aber haben recht gethan, die ihre Gaben mutig diesem wichtigen Zweige des Schrifttums widmeten und darin und dadurch Schriftstellern gleich wurden, denen man eingestandenermaßen lange so gut wie nichts Katholisches entgegen halten konnte.

Der Kalender, den Kolping 17 Jahre lang herausgab, hieß „Kalender für das katholische Volk“, und die Zeitung, die er 11 Jahre hindurch im eigenen Verlage ausgehen ließ und zum allergrößten Teile selbst schrieb, waren die „Rheinischen Volksblätter für Haus, Familie und Handwerk“, die man als die „Fortsetzung der „Feierstunden“, der Beilage zum „Rheinischen Kirchenblatt“ ansehen kann, deren wackerster und eigenartigster Mitarbeiter er gewesen war.

Was bot, wie zeigte er sich in diesen Unternehmungen, die seinen Namen trugen?

Die „Volksblätter“ waren das erste, was ich von Kolping kennen lernte. Sie wurden im elterlichen Hause gehalten und bildeten wohl mit die erste Geistesnahrung, die ich vermittelst der frühgelernten Kunst des Lesens in mich aufnahm und zu denen ich nicht nur immer gern zurückkehrte, wenn ich nach meiner Meinung alles Andere wieder einmal „ausgelesen“ hatte, sondern nach denen ich mich immer schmerzhaft wie nach einem verlorenen Gute zurückzusehnen pflegte, wenn etwa wieder einmal ein Bündel aus dem Hause gegeben oder sonst abhanden gekommen war. Es wurde auch manches darüber gesprochen am Feierabend zwischen Meister und Geselle und

von den heimgartenden Nachbarn, ja der Großvater hat wohl gar irgend einen Kernsatz, den einen und anderen Humor, eine drastische Vergleichung in seinem dicken Notizbuche daraus aufgezeichnet. Auch meine ich, der eifervolle Kaplan des Ortes habe damals seine Schulkatechese, seine Christenlehre und seine Predigten in stark Kolpingischem Geiste gehalten, hauptsächlich, wenn er auf Ehe und Familie zu sprechen kam, auf Kindererziehung, auf gutes und böses Beispiel, und ich meine, er habe in diesem Geiste eindrucksvoller und kräftiger gewirkt, als wenn er seine Gedanken aus irgend einem ledernen Predigtbuche genommen hätte und die Form gedrechselt nach Gott weiß, welchen aufgeputzten Schönrednereien deutscher oder wälscher Herkunft.

Es hat vor Kolpings Zeiten Volksblätter gegeben: solche, welche nur so hießen und solche, die es wirklich waren, und gibt deren heute. Aber Kolpings „Volksblätter", wenn man auch nicht von allen ihren heutigen Namensvettern sagen muß: „daß Gott erbarm," überragen doch alle später erschienenen an Kraft und innerem Wert wie an äußerer Wirkung. Wenn es einmal eine Geschichte der Zeitungen geben wird, geschrieben von einem einsichtigen und gerechten Mann, werden die „Rheinischen Volksblätter", wird Kolping darin einen breiten Raum einnehmen müssen, während man von mancher anderen, vielleicht ganz großen und viellärmenden Zeitung nichts lesen wird, als daß sie einmal da war, hübsch lange da war und endlich aufhörte, wie man etwa zur Charakteristik eines unbedeutenden Mannes sagt: er lebte, nahm ein Weib und starb. Technisch vollkommener, inhaltlich reicher, politisch zuverlässiger und korrekter, namentlich parteipolitisch disciplinirter sind ja unsere heutigen Zeitungen und Volksblätter ohne Zweifel. Aber daß unsere Gegenwart, wenige Ausnahmen abgerechnet, kein gutes und lebendiges eigentliches Volksblatt aufzuweisen hat, sondern auf diesem Boden zumeist nur entweder eine langweilige papierene Literatur oder ein an Gehirnerweichung mahnendes läppisches und täppisches Geschwätz hervorbringt, ist ebenso wahr. Wie man aber für das Volk schreiben muß und was, wie man mit der Scheere hiebei gar nichts ausrichtet, wie man es anstellt, die vorzutragenden Ereignisse oder Lehren unter den geistigen Sehwinkel der Leser zu bringen, dafür wäre Kolping auch unserer Zeit der rechte Lehrmeister. Insbesondere wäre wohl die stehende Abteilung seiner Blätter, die überschrieben ist: „Politisches Tagebuch", von jedem angehenden Jour-

nalisten emsig und ernstlich zu studieren und würde auch wohl von jedem erfahreneren mit nicht geringem Nutzen zu Rate gezogen; das Vergnügen hätte man nebenbei geschenkt, denn wie Kolpings außerordentliches und originelles Talent die Welthändel und die politisch-socialen Zustände der Heimat und der Fremde auffaßt und scharftreffend beurteilt, beleuchtet und seinem Leserkreise beibringt, gewährt auch heute noch Interesse und Vergnügen, wo die dargestellten Ereignisse längst halbvergessene Geschichte geworden sind. Namentlich mit Rücksicht auf diesen Teil seines publicistischen Wirkens muß man sich fragen, ob nicht, unbeschadet der Vortrefflichkeit seiner Kalendergeschichten, Kolpings Hauptstärke und Haupterfolg am Ende doch in der Journalistik liegt und ob er nicht hier sein Reichstes, Bestes und Eigenstes gegeben habe, gestützt durch die wunderbare Lebhaftigkeit seiner Auffassung, durch das hoch entwickelte dialektisch-rhetorische Element seiner Begabung und die Schnelligkeit seiner Feder. Aber Kolping ist eben überall, wo und was er anfaßt, an seinem Platze und leistet Vortreffliches. Was man von Schiller gesagt hat, er hätte auch in jedem anderen Berufe Bedeutendes und Großes geschaffen, trifft auch für Kolping zu, der bei allem Auf- und Vorwärtsstreben auch eine Ehre darein gesetzt hatte, ein guter Schuster zu sein.

Aber auch die andern Abteilungen seiner Blätter boten des Guten, Fördernden, Fesselnden und Eigenartigen gar viel. Zunächst war sein Wochenblatt, gleich seinen Vorgängern, dem „Vereins-Organ“ und der „Feierstunde“, dem Zwecke der Gesellenvereine dienend und bildet durch seine Aufsätze über Entstehung, Fortgang, Pflichten, Ziele und Erfolge dieses Vereinswesens, sowie durch seine Berichte aus aller Herren Ländern über Feste und Veranstaltungen der Vereine das wertvolle Archiv für die Geschichte dieses socialen Werkes. Sodann aber enthält es in reicher Fülle, lebhaftester Abwechslung und anziehendster Form neben längeren und kürzeren, heiteren und ernsten Erzählungen, Gedichten, Rätseln, Tagesneuigkeiten belehrende Aufsätze über alles das, was den Menschen und seine Vervollkommnung angeht, insbesondere über Ehe und Familie, Erziehung und Bildung, Alles gegeben auf dem Boden eines gesunden männlichen Christentums — die sentimentale Auffassung der Religion war ihm zuwider —, Alles getragen und gehoben von großer Menschenliebe, von tiefem Verständniß für die äußere und innere Not des Volkes, von einer wahrhaft mustergiltigen Auffassung der

Würde und Verantwortung des publicistischen Berufes, der ihm ein heiliges Amt war, ein wöchentliches Hinaufsteigen auf den öffentlichen Lehrstuhl des Volkes.

„Die Religion ist der Kern, das Mark von allem menschlichen Thun, und davon absehen wollen, ist Thorheit oder Schlechtigkeit.“ Es ist gewiß, daß er auch als Zeitungsmann nach dieser seiner Grundüberzeugung handelte. Aber andererseits war er sich wohl bewußt, daß er kein Kirchen-, sondern ein Volksblatt zu schreiben habe und vermeidet nach Thunlichkeit den nur für ein Kirchenblatt passenden Ton. Er gibt so schöne Unterweisungen über das Familienleben, daß man sie nirgend schöner finden kann; er spricht von Vater und Mutter mit einer Innigkeit und Wärme, daß man zuweilen an Adalbert Stifter erinnert werden kann; er handelt von den Verirrungen zu früher und tollgewordener Liebe, daß das Treffende seiner Ausführungen sofort einleuchtet und stark eindringt; er warnt vor den gemischten Ehen mit verstandesmäßigen Gründen, so daß sie unmittelbar einleuchten und überzeugen; er fügt an die Betrachtung der Hochzeit von Kana eine Reihe von Gedanken über die Ehe, daß in der gesamten Literatur schwerlich je Schöneres an dieses Evangelium geknüpft worden ist: aber er spricht in allen diesen Fragen nicht als der verordnete Pfarrer, der in einer religiösen Versammlung Gottes Gebot und Verbot zu verkünden und auszulegen hat, sondern als der erfahrene Freund des gefährdeten Menschen und des irrenden Volkes, der mit menschenfreundlicher Liebe lehrt, mahnt und warnt, ob er nun als Kolping selbst das Wort nimmt, oder als Doktor Fliederstrauch mit ganzer Strenge und Schärfe erscheint, oder als Landbote Stephan schalkhaft und klug sich einführt.

In den „Rheinischen Volksblättern“ geht, wie wir gesehen haben, Kolping der Betrachtung und Beurteilung politischer Dinge nicht aus dem Wege. Im Kalender hingegen will der Kalendermann keine Politik treiben, nicht von Russen und Türken reden; „dem häuslichen Leben möchte er nützen, mit heiterem Ernste erfreuen und im Kalender nichts weiter erstreben.“ Sein so oft wiederholter und in ungezählten Variationen behandelter Grundsatz ist nun aber: „Eine bessere Familie — ein besserer Staat!“ Und so „politisirt“ er denn doch auch wacker im Kalender, wenn auch versteckt und indirekt; denn dieser Grundsatz, der doch sicherlich politisch fruchtbar genug genannt werden kann, bildet gar häufig Grundlage, Hintergrund,

Ausgangspunkt, Leitmotiv, oder wie man es sonst nennen will, seiner jetzt ernst ergreifenden und dann wieder recht lustigen Kalendergeschichten.

Kolping hat in seinen zahlreichen belehrenden Aufsätzen den Ton der Kanzel zu vermeiden gewußt: er weiß auch als Erzähler die Lehrhaftigkeit mit Worten, diese Todfeindin aller künstlerischen Gestaltung und dichterischen Wirkung, stark zurückzudrängen. Er lehrt durch Beispiele, durch Vorführung lebensvoll gestalteter Charaktere, durch die Handlung. Nicht daß er es verschmähte, hie und dort in eigener Person hervorzutreten oder den dargestellten Personen allgemeine Sätze und mahnende Lehren in den Mund zu legen. Vielmehr enthalten gerade die Erzählungen eine reiche Menge von weisen und wertvollen Aussprüchen, an Inhalt und Gehalt reich und zumeist auch in der Fassung gediegen, schmuck und glänzend. Und sie ergeben sich in der Regel ganz natürlich aus den Situationen, erscheinen nicht etwa wie mit den Haaren herbeigezogen oder blos äußerlich angeheftet; sonst würden sie ja nicht gerade einen Vorzug und Schmuck der Geschichten bilden und bedeuten, sondern einen drückenden Ballast und ein störendes Anhängsel. Findet man ja doch auch bei den Meistern der Erzählungskunst, wie etwa den alten italienischen Novellisten oder bei unserm H. von Kleist solcher bunter Edelsteine nicht allzuviele, da sie, wenn auch unbewußt, nach der strengen Forderung des Dichters handelten: „Bilde Künstler, rede nicht.“

Er erzählt in seinen schlichten und einfachen Geschichten „Altes und Neues, hat er es selber erlebt, von guten Freunden erhalten, oder in alten Büchern gefunden“. Zumeist führt er uns aber doch in seine rheinische Heimat und wenn nicht in die Gegenwart, die nunmehr auch schon wieder Vergangenheit geworden ist, so doch nicht weiter zurück als bis in die Revolutionszeit, am häufigsten, liebsten und auch ansprechendsten in die Zeit der eigenen Jugend, aus der ja fast alle erzählenden Dichter, große wie kleine, die Stoffe und Gestalten ihrer Geschichten zu entnehmen pflegen. Gewöhnlich sind es die einfachsten Lebensverhältnisse, die uns da vorgeführt werden, und diejenigen, die nach Erweiterung ihrer Kenntnisse in irgend einer Wissenschaft, sei es in Geschichte oder Naturlehre oder Kunde von wilden und gezähmten Völkern, streben, dürfen nicht nach einem Bande von Kolping langen, der echte Erzählungen ge-

schrieben hat und keine Zwittergebilde, die nach keiner Seite etwas Rechtes leisten, aber leider recht beliebte Modeware geworden sind. Was wir aber doch in den Geschichtenbüchern, die den edlen Namen Kolpings tragen, kennen lernen: das ist eine Menge der fesselndsten und abwechselndsten Charaktere und Situationen, der herzlichsten und ergreifendsten Bilder von Menschenglück und Menschenleid, von Leiden und Sünde, von Schuld und Buße, von Verzweiflung und Ergebung.

Kolping bewegt sich sicher und ganz eigenartig auf dem ihm besonders zusagenden Boden der Dorfgeschichte. Er verdient sein eigenes, wohlgezeichnetes Plätzchen in der Geschichte der deutschen Dorfgeschichte, wenn etwa diese einmal geschrieben wird. Die Meistergeschichte in dieser Art ist wohl „Das Lindenkreuz". Aber auch „Ein Spielchen" mit seinen prächtigen Einzelzügen, „Was eine gute Frau vermag", ein Seitenbild zum „Spielchen", „Der Kulshof und seine Schicksale" sind von hervorragender Bedeutung und von tiefer Wirkung. Weniger gelungen scheint mir die von Schäffer hervorgehobene Skizze „Eine Brautwerbung auf dem Lande" zu sein, denn sie ist nicht vertieft und ausgestaltet genug und ich vermag bei wiederholter Lektüre den fragenden Gedanken nicht abzuweisen, was Prächtiges wohl etwa Rosegger in guter Stunde aus diesem Stoffe und dieser Gestalt des Eierpeter geschaffen hätte. Dagegen sind wieder vorzüglich die mehr zum ländlichen Elend und Proletariat führenden Geschichten: „Wie sich einer zu Grunde richtet", „Der Tod eines Bettlers" und insbesondere die stimmungsreiche: „Andres der Nachtwächter", die auch W. H. Riehl geschrieben haben könnte, wenn er sie auch ganz gewiß anders geschrieben hätte, die fast nur lehrhafter Dialog oder manchmal gar Monolog zu sein scheint und doch eine echte Novelle ist, bei der auch Alles, sogar sprachlich im Reinen ist, und die noch nebenbei manchem Wirr- und Murrkopf, der hochfahrend und neidisch aus dem gegebenen Stande hinausstrebt, zur gesunden Lesung dienen möchte.

Kolping führt uns aber auch zu den armen Leuten und Proletariern im Vorstadtviertel und zeichnet uns mit zurückhaltender Hand und wenigen Strichen ergreifende Bilder der Verkommenheit und des Lasters, der Sorge und Plage, der Hoffnung und des stillen Gottesfriedens in diesen armen Häusern. Hieher gehören: „Bleib daheim!", „Aus dem Leben eines Aufgeklärten", „Nachbars

Lenchen" und andere. Er hat ferner rührende Geschichten von armen Dienstboten erzählt, die innerlich um so reicher waren: „Clara" und „Gebet und es wird euch gegeben werden" sind hier die Muster. Wie sollte er uns nicht ernste und heitere Bilder aus dem Handwerkerleben entrollen, das er kennt wie kein Zweiter? Da weiß man gar nicht, welcher der Geschichten man den Preis zuerkennen soll. Sie sind alle schön und wertvoll, „Ludwig", „Paul Werner", „Fromme Liebe", die besonders reich an Gehalt ist, und „Der Geldteufel", die vornehmlich durch ihre psychologische Tiefe wirkt. Weniger löblich wäre vielleicht das sonst artige Sittenbildchen „Peter der Schmied", wo der bildende Kern entweder nicht triebkräftig genug war oder die Hand des Bildners zu früh nachließ. Kolping kann sogar eine gute und spannende Kriminalgeschichte schreiben, und warum sollte er sie nicht schreiben? warum eine Kriminalgeschichte nicht auch gut geschrieben und gut wirkend sein können? Ich meine: eine Erzählung wie „Schuld, Strafe und Versöhnung" mit ihrer erschütternden Wirkung trotz der Einfachheit der Motive und der ganzen Behandlung dürfte jedem Vorwurfe, der allenfalls gegen die Gattung erhoben werden möchte, erfolgreich begegnen können.

Ihm glückte ferner eines der so einfach scheinenden und doch so überaus schwierigen dichterischen Probleme: die Kindergeschichte, wobei ich natürlich nicht für die Kinder geschriebene, die nicht minder schwierig ist, meine, sondern die von Kindern handelnde. Mag nun immerhin vielleicht die aus dem Französischen geschöpfte Geschichte „Kindersinn und Gottessegen" in ihrer anmutigen Wirkung nicht ganz Kolping zu eigen gehören, so dürfte doch die von „Walter, dem kleinen Porzellanhändler", um von anderen Kindergeschichten und Episoden von Kindergeschichten nichts zu sagen, genügend Zeugniß ablegen von der Begabung unseres Autors auch auf diesem Felde. Prächtiges und Mustergiltiges hat er auch auf dem Gebiete der Künstlergeschichte geleistet und seine hiehergehörende Novelle „Toms" mit ihrer stimmungsvollen Mischung von leisem Humor und wuchtigem Ernst würde wohl im „deutschen Novellenschatz" als Muster ihres Autors stehen, wenn sie nicht von Kolping und so grundkatholisch wäre. Mir würde sie drinnen stehen oder eine andere von ihm, wenn ich Herausgeber des „Novellenschatzes" wäre, bei dem doch die Novelle und nicht die Konfession des Novellisten in Betracht zu ziehen sein möchte.

Nur in einem ist Kolping nicht Meister und darum hat er es gewiß bei vielen Leuten „versungen und verthan“: Gott sei Dank! hat er uns nicht zu oft in den Salon geführt, wenn wir ihn auch an seiner Seite das eine und anderemal durchstreifen und er uns zuweilen ganz vornehme oder vornehm aussehende Häuser und Kreise schildert und er wohl auch wie den Mut, so die Gabe gehabt hätte, derartiges Leben künstlerisch festzuhalten und zu gestalten. Aber es ist, wie wenn ihm in dieser Luft der Atem und alle Fabulirlust hätte ausgehen müssen: die Salonnovelle mit allem ihrem Zubehör hat er neidlos seinen Mitdichtern und namentlich Mitdichterinnen überlassen, die an diesem Schnickschnack-Wesen so eine weitgehende Freude und in seiner Schilderung eine so staunenswerte Geschicklichkeit haben. Ihm ists am wohlsten in der Bauernstube, im Bürgerhause, im freundlichen Gärtchen, am Waldessaum, und wie er über all das vornehmthuende und dabei innerlich hohle und kranke Wesen denkt, zeigt am besten die sonst vielleicht etwas minderwertige Geschichte „Ein Besuch beim Onkel.“

Die Geschichten Kolpings alle namhaft zu machen, ist hier weder Raum noch Anlaß gegeben. Sie sind alle gut, auch wenn ihre Titel nicht aufgeführt wurden, und in jedem der fünf Bändchen[1]) möchte man kaum die eine oder andere gerne missen.

III.

Ich wende mich zu dem Versuche eine Gesamt-Charakteristik des Erzählers Kolping sowie seiner literarischen Persönlichkeit überhaupt.

Kolping ist ein Charakterkopf unserer Literatur. Seine ausgeprägte Eigenart unterscheidet ihn nicht nur von den Andern, die an dem Kampf- und Siegeszuge der Literatur mitgehend teilnehmen, sondern auch von den Leuten der engeren Gruppe, der er zugehört. Er gehört — und damit ist ihm meines Erachtens nichts Kleines zuerkannt — literarhistorisch in die Reihe derer, welche seit dem zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts angefangen haben, sich

[1]) Ad. Kolping „Erzählungen“, 5 Bände. Paderborn, F. Schöningh. M. 2.50—3 pro Band.

des Volkes erbarmend einesteils für das Volk in Rede, That und Schrift zu wirken und andrerseits ebendies Volk als Gegenstand ihrer Darstellung zu wählen, von den Großen der Literatur, insbesondere von Schiller und W. von Humboldt recht hochmütig angesehen, in die Reihe der Schubart, der Moeser, der Claudius, der Pestalozzi, der Hebel, der Bitzius, lauter Männer, die unter sich wieder ganz und gar verschiedene Eigenschaften und Kräfte hatten und sich dann in Auerbach u. A. fortsetzten. Es ist kaum anzunehmen, daß er den einen oder andern der Genannten näher gekannt, daß er von einem derselben direkte Anregungen erhalten hat. Aber mit vollem Bewußtsein der dringlichen Notwendigkeit einer gediegenen Volksliteratur, die auch für die Katholiken unbedingt nützlich wäre, ist er auf dem Kampfplatz wohlgewappnet erschienen und des Geistes, aller der guten Gaben und Ziele der Genannten ist er voll, mochte er sich auch nicht als ihr Mitkämpe gefühlt haben oder haben fühlen können. Aber er unterscheidet sich doch von allen diesen und ihren Genossen und Nachfolgern doch wieder im Wesen und Wirken. Nicht etwa blos durch den festen und starken religiösen Grundton, durch confessionelle Stellung und Färbung, durch sein enges Verhältnis zu dem Handwerkertum und seinen Adepten, durch Verschiedenheiten des Charakters und der Weltanschauungen, sondern auch in seiner literarischen Art und Weise.

Das Volk wurde seit jetzt schon langer Zeit von gar Vielen zum Gegenstand ihrer Darstellung genommen. Darunter sind auch Solche, die wohl eine vielleicht ganz beträchtliche Kenntniß seines äußeren Daseins wie auch seiner innerlicheren Eigenschaften haben, die es aber im Grunde nicht eigentlich lieben, da sie innerlich und vielleicht sogar auch äußerlich durch eine breite Kluft von ihm geschieden sind. Kolping aber kennt es in seiner ganzen Breite und Fülle und er liebt es in seiner Gesundheit und Kraft, in seiner Not und in seiner Heiterkeit, er liebt es mit und trotz seinen Fehlern. Man kann über Ausschreitungen und Verderbnisse, über Fehler und Mängel im Volke scharfe, kräftige, harte Worte bei ihm finden, aber nie eine ansäuerliche, hochmütige, verbildete, ungerechte, spöttische Bemerkung über Volkstum nnd Volkssitte, wie wir sie so manchmal bei unseren Volksschilderern und Dorfgeschichtenschreibern als mindestens überflüssigen Aufputz wahrzunehmen haben. Er versteht es auch wie Wenige, zum Volke herabzusteigen, ohne dabei ins Triviale zu verfallen, es zu schildern, wahrheitsgetreu und porträtähnlich, kräftig

und drastisch, ohne doch je des zufälligen Schmutzes zu seinem Bilde zu benötigen gleich unseren Veristen. Ihm ist auch reichlich zugemessen die köstliche Gottesgabe des Humors, dieses treuen Begleiters alles Volkstümlichen bei uns Deutschen und sie bewährt auch bei ihm die alte Kraft des Befreienden und Versöhnenden.

Es gibt unter der genannten Klasse von Schriftstellern liberale, sogar ganz radikale Fortschrittsmänner, die das Volk schlankweg in zarte Fortschrittsseelchen mit einem Bündel von Bildung auflösen möchten, und konservative Männer, die man sogar reaktionär nennen könnte, unter deren Schutz aber das Volk leicht besser geborgen sein und doch vorwärts fahren möchte. Kolping ist konservativ, aber nicht „konservativ". Schon das religiöse Bekenntnis mache ihn und seine Genossen zu wahrhaft erhaltenden Elementen, meint er, aber erhaltend nicht in dem Sinne, als ob sie nun auch alles Verkehrte, Schlechte und Verderbliche erhalten möchten und dürften. Er ist ein Reaktionsschriftsteller der bösen vielgelästerten 50er Jahre, die aber doch in Wissenschaft und Kunst so vieles Schöne gezeitigt und hervorgebracht haben, unter Anderem durch den Geist und die reiche Beobachtungsgabe W. H. Riehls eine neue „Wissenschaft vom Volke", als deren Gelehrten einer Kolping seinerzeit von den „Hist. polit. Blättern" mit Recht bezeichnet wurde.

Ist er Idealist oder Realist? Die Frage ist ja fast notwendig angesichts der heutigen literarischen Kämpfe, in denen diese Worte als Schlachtrufe und Schimpfnamen, wozu sie doch so wenig taugen, in den streiterfüllten Lüften schwirren. Er war ein Mann von hochfliegendem und hochgemutem Idealismus, wie es selten einen gegeben haben mag, ein feuriger und unerschrockener Bekenner seiner rein und hoch gehaltenen Ideale und dabei doch ein ehrlicher und geschickter, sicherer und nüchterner Praktiker, der den festen Boden nie verlor und nie den gesunden Menschenverstand. Auch als Schriftsteller zeigt er diese Mischung. Seine Ziele sind die höchsten und idealsten, die es geben kann, und seine rednerischen und künstlerischen Mittel sind die eines gesunden, berechtigten Realismus. Ihm eignet z. B. in ungewöhnlicher Weise die Begabung, allgemeine Wahrheiten individuell zu gestalten, in Beispielen verständlich, lehrreich, eindringlich und lebendig zu machen, drastisch und gleichsam körperlich darzustellen. Er schmeichelt nie, auch da nicht, wo man's erwarten könnte, und ein Schönredner und Schönfärber ist

er nie, auch als Erzähler nicht gewesen. Eher möchten sich manche verwöhnten und zartere Seelen von einer gewissen Herbe und Derbe seiner Eigenart am Anfang abgestoßen fühlen, wie sich ja auch sein im Grunde volles und mildes Wesen oft in eine recht rauhe und eckige Hülle steckte. Es mag nicht eben leicht gewesen sein, sich an die Persönlichkeit Kolpings zu gewöhnen und zu schmiegen, es mag etwas Überwindung kosten, sich in seine Schriften einzuleben. Die Geduld der Freunde lohnte sich damals herrlich, die Überwindung wird sich dem Leser nicht minder lohnend erweisen.

Das Selbsterlebte, wenn es von einem irgend bedeutenden Menschen ausgeht und dargestellt wird, sichert immer eine reiche Wirkung. Ein so reicher Geist mit solcher Kraft der Auffassung, mit so eingreifenden Erlebnissen und Erfahrungen wie Kolping durfte nur in diese Schatzkammer greifen, um der gefesseltsten Aufmerksamkeit sicher zu sein. Und er gab mit vollen, stets bereiten Händen in allen Teilen seiner so mannigfaltigen Schriftstellerei. Gewiß ist dieses Schöpfen aus dem Eigenen auch dem Erzähler und den Erzählungen zugute gekommen. Wenn er aber des öfteren einen besonderen Nachdruck darauf legt, daß seine Geschichten keine ersonnenen Romane, sondern wirkliche Begebenheiten, seien es selbst erlebte oder von ordentlichen Leuten vernommene und von ihm nicht bloß zum Nutzen und Frommen der Unterhaltung, sondern besonders als Mahnung und Schärfung der Gewissen erzählt oder nacherzählt seien, so fußt er hiermit, wenn er nicht etwa damit an die Fassungskraft gewisser Leserkreise sich anbequemt, auf unrichtigen Theorien, deren er übrigens mehrere hat und nach denen er weit ungünstiger beurteilt werden müßte, wenn er sie streng durchgeführt hätte, als nach seinen Werken, die viel gesunder sind als seine Theorien.

Und doch könnte man geradezu aus einigen Erzählungen Kolpings, nicht aus allen und auch nicht aus vielen, eine Theorie der Erzählung, der Novelle wiederum ableiten. Sie ist oft durchdacht und dargestellt, von den einen hieher, von den anderen dorther abgeleitet worden. Als ich einmal mich auch über das Wesen der echten Novelle recht gründlich orientiren wollte und über dem Lesen so vieler und verschiedenster Geschichten, namentlich aber über dem Studium so vieler Theoreme immer noch wirrer wurde, da hat ein kleines Büchlein, zu dem ich, mich zu zerstreuen, zufällig griff, mir die Augen geöffnet über Wesen und

Mittel einer echten Geschichte und rechten Novelle. Das Büchlein war von — Christoph Schmid. Ich hätte auch an mancher Erzählung Kolpings klar darüber werden können, was eine Novelle solle und wolle.

Das beste Kennzeichen einer guten Geschichte ist ihre Silhouette. Läßt sich der Gang der Handlung in kurzem Zuge und mit kurzem Worte erschöpfend und einleuchtend zusamt der Hauptpointe angeben, mit leichter Mühe sich ein Grund- und Umriß darstellen, so ist die Geschichte als Geschichte formell gut, und enthält sie Charaktere und Situationen, die sich fast unauslöschlich dem Gedächtnisse einprägen, so ist die Probe einer trefflichen Erzählung — technisch angesehen — gemacht. Auch Kolping hat nicht wenige solcher unvergeßlichen Gestalten und Episoden in seinen Geschichten und manche Geschichte ist in ihrem Ganzen einfach unvergeßlich.

Jeder Schriftsteller hat nicht nur seine eigentümlichen Vorzüge, sondern auch seine eigenen Mängel und Fehler, die oft nur die Folge und Kehrseite seiner Tugenden sind. Kolping war ein rascher, federfertiger Schriffsteller, nie verlegen um Wort und Bild und Gedanke. Diese wertvolle Gabe kam ihm zu Nutzen als Herausgeber eines Wochenblattes und zu anderen Zwecken. Er hätte sie in seiner weitgehenden Vielbeschäftigung nicht gut entbehren können. Dem Schriftsteller aber brachte sie und namentlich das Bewußtsein ihres steten ungebrochenen Daseins merkbaren und empfindlichen Schaden und sie wird sich für ihre Überfülle rächen durch ein früheres Versiegen der Wirkung, als es wohl sonst eintreten würde. Nein, es war kein freundliches Geschenk des Himmels, daß Kolping „so flott" zu schreiben im Stande war, wie Schäffer wähnt. Ich will von kleineren sprachlichen Unrichtigkeiten und Härten, die nur auf Rechnung dieser Schnellschreiberei kommen und von etwas wohlmeinenden Freunden leicht aus der gedruckten Form hätten genommen werden können, wenn man überhaupt etwas mehr Sorgfalt auf die würdige Überlieferung des Kolpingischen Wortes hätte verwenden wollen, ich will von der häßlichen Anwendung der Inversion, von dem oft wiederkehrenden Austriacismus „auf etwas vergessen", von dem Kölnischen „nicht mancher" statt kein, von gewissen Satzungeheuern nicht sprechen: aber Kolping hat nicht nur zu schnell geschrieben, zuerst aus Nötigung und dann aus Gewohnheit, er hat auch zu schnell



producirt. Ein „flotter Schreiber“ mag das Ideal der Buchhändler und der Druckerlehrlinge sein; unter den rechten Schriftstellern von dauernder Wirkung ist noch niemals einer gewesen, der „flott“, aber schon mancher, der sehr langsam geschrieben hat und der deshalb für faul oder unfruchtbar galt. Wer Gedanken inhaltlich zur Reife und formell zu eindringlicher, glänzender und nachhaltiger Wirkung bringen will, der muß sie auch gehörig austragen. An solchen halb ausgetragenen Gedanken, denen der abgeschlossene Gehalt und die letzte Form fehlt, wimmelt es in unseren heutigen Wissenschaften und Literaturen. Man sagt, solche Frühgeburten erreichen kein langes Leben. Auch für die unausgetragenen Erzeugnisse der Kunst und Literatur gilt dies Gesetz. Hier ist ganz besonders die Stelle, wo sie sterblich sind. Wäre in Bezug auf Kolping das nur etwa für seine Aufsätze belehrender Art der Fall, so möchte es noch gelassen hingenommen werden, aber der Unsegen schneller, flüchtiger Conception und Ausführung wirkt auch in manchen seiner herrlichen Erzählungen, nnd das soll kein Schaden sein? Man möchte ihm hierin einen Teil der Artung von Alban Stolz wünschen, der nur zu viel grübelte, tiftelte, spintisirte und so ab und zu auf seiner ewigen Gedanken-, Bilder- und Titeljagd gekünstelt, geschraubt und gesucht erscheint.

Als zu Kolpings Lebzeiten eine ihm gewiß sehr wohlwollende Kritik ihm nur etwas mehr Rücksicht „auf die edle, schöne Form, die doch auf diesem Gebiete von unermeßlicher Bedeutung und für ihn nichts weniger als unerreichbar ist“, sänftiglich mahnend an's feurige Herz legte, meinte er kurzangebunden, er verfolge keine künstlerischen Prätensionen und schreibe nicht für Kritiker, sondern für Leser, denen es mehr um die Sache als um die Form zu thun sei. Abgesehen von der Kolping eigenen Überschätzung der sittigenden Wirkungen der Erzählung, die ja sicher ausgehen von aller guten Kunst, nur nicht in der Weise und so unmittelbar, wie man sich die Sache zurechtzulegen pflegt — er teilt sie mit vielen Leuten —, was hätte Kolping von einem Priester gehalten, der sein Amt nur halb und flüchtig verwaltet, von einem Künstler, Handwerker, der seine Arbeit nicht nach allen Regeln des Gewerkes vollführt hätte? Warum hat er als Schriftsteller nicht sein ganzes, seltenes Talent ausnützen mögen? Kannte er nicht die strengen Forderungen, die Schiller an das Wirken für die Popularität, an den Volksdichter in seiner Recension der Gedichte Bürgers stellte? Warum konnte

ihn bei der Abfassung seiner Erzählungen nicht immer der Schillersche Vers warnen und leiten:

> Aus der schlechtesten Hand kann die Wahrheit mächtig noch wirken;
> Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt?

Vieles muß ihm ja nachgesehen werden, da er in einem Übermaß von Geschäften und Aufgaben, die jeden Andern voll in Anspruch genommen hätten, fast wie ein Gefangener stand, und da er offenbar sich seiner reichen schriftstellerischen Begabung, die man beinahe eine dichterische nennen könnte, wie ungelenk und matt der treffliche Prosaist sich auch in der Sprache des Verses bewegt, und namentlich ihres eigentlichen Wertes und Zieles nicht sehr bewußt war. Der Segen Gottes aber waltete sichtlich über seinen herrlichen Gaben. Denn es war ihm gegönnt, so viele Jahre hindurch für einen doch umschränkten Leserkreis aus einem gleichfalls umschränkten Stoff- und Gedankenkreis immer neu und frisch als Hochwillkommener zu wirken, nie sich auszuschreiben. Nicht daß nicht hier und da, und je länger desto mehr, Wiederholungen, Selbstclichés u. s. f. aufzuweisen wären, aber im großen Ganzen erscheint er immer wieder neu; ja sogar seine vielen Reden in einer und derselben Sache, in der der Gesellenvereine, bieten immer wieder neue Gesichtspunkte.

Als ich in dem schon genannten Schäfferschen Buche über Kolping diesem öfter das Prädikat „Genie" beigelegt fand, stutzte und lächelte ich anfänglich. Denn da die Natur selbst so verschwenderisch sparsam ist mit der Erteilung der Gaben, die zu einem Genie gehören, und da die umgebende Welt in der Regel so besorgt ist, auch die wenigen so Begabten zu erdrücken und zu ersticken, so hat man auch doppelt vorsichtig in dem Gebrauch dieser Bezeichnung zu sein. Geniale Einzelzüge kommen ja wohl bei jeder hervorragenden Natur zur Erscheinung, ja sogar das Kind kann geniale Gedanken haben, wirkliche, ganze Genies sind höchst selten. Auch in Kolping sind geniale Züge, auch in seinem Wirken wie Blitze zündende geniale Momente, auch in seinen schriftstellerischen Hervorbringungen geniale Ahnungen und Griffe und in seiner ganzen Persönlichkeit ist etwas von jener wunderbaren Mischung und Weihe von Begabungen, die wir Genie zu nennen gewohnt sind. Aber ein ganzes Genie ist darum Kolping doch nicht gewesen. Man ist zwar in unsern Tagen ziemlich freigebig mit superlativischen Bezeichnungen des Lobes und Tadels geworden und ein sonst gescheidter und solid



denkender deutscher Professor hat neulich öffentlich und amtlich die socialistischen Führer Marx und Engels, ja sogar Lassalle als Denker und Geister ersten Ranges bezeichnen zu dürfen geglaubt — allerdings nur aus bestimmten Absichten und Rücksichten heraus. Es wäre lächerlich, Kolping etwa den genannten gegenüber auszuspielen und nun auch als einen Geist und Organisator erster Ordnung zu bezeichnen, obwohl die letztere Bezeichnung nicht allzuweit von der Wahrheit abirren würde. Aber in gewisser Beziehung und für gewisse Kreise, die nicht eng zu ziehen sind, hat er als ein Geist ersten Ranges gewirkt und vermag es, immer noch zu wirken — durch seine Schriften.

Wir haben in den letzten Jahren erleben und sehen müssen, wie dem deutschen Volke, das demnach wieder einmal in einer Periode der Ungezogenheit und Erziehungsbedürftigkeit sich zu befinden scheint, allerlei Erzieher verschrieben wurden, Rembrandt und Moltke und wer weiß was sonst noch für Männer. Auch ich habe mir so ganz im Stillen ein paar Männer als Erzieher des deutschen Volkes vorgestellt, unter deren Leitung namentlich in socialpolitischer Beziehung manches Gute sich schaffen ließe: Justus Moeser und W. H. Riehl. Aber wenn es nicht geschmacklos wäre, immerfort einen anfänglich guten Gedanken schließlich bis zur Schäbigkeit durch endlose Wiederholungen herunterzubringen, so ließe sich auch ganz gut ein Büchlein schreiben mit dem Titel „Kolping als Erzieher" und es scheint mir, daß auch unter seiner Fuchtel der deutsche Discipel gut aufgehoben wäre.

Kolping sollte wieder mehr gelesen werden. Es zeugt nicht dafür, daß er besonders gepflegt wird, wenn z. B. in einer katholischen Volksbibliothek bei einer Anzahl von etwa 2500 Bänden und einer täglichen Abgabe von etwa 100—150 Büchern innerhalb acht Monaten auch nicht ein einziger Leser auch nur nach einem Bändchen seiner Erzählungen oder der Kalender verlangt hat. Ich lasse der schwer kämpfenden katholischen Literatur der Gegenwart gern ihr Recht und ihre Ehre; ich will auch gegen die Meinung, als ob diese in den letzten 25 Jahren so einen gewaltigen Aufschwung genommen habe, heute nicht allzusehr ankämpfen und nur andeuten, daß von den vielen einer günstigen Weiterentwicklung der katholischen Literatur drohenden Gefahren keine verderblicher wäre, als vorzeitiger Jubel und hochmütige Selbstbeweihräucherung; daß

der etwa angenommene Aufschwung wohl zu erblicken ist in der größeren Verbreitung, sowie in der Technik und Mache, weit weniger aber in der Vertiefung der Aufgabe und im Gehalt; daß man in allen den aufgekommenen Zeitschriften trotz allem ihrem Bilder- und Bildleinschmuck, der wohl zum Blättern reizt, aber das ehrliche Lesen nicht fördert, wohl lange suchen müßte, bis man auch nur eine solcher gesunder und ungekünstelter Erzählungen fände, wie sie in des nun auch heimgegangenen Lang „Hausbuch" und in Kolpings Kalendern zu Dutzenden enthalten sind. Das Neue ehren, das gute und viele Alte aber nicht unbillig vergessen! das wäre der rechte Grundsatz des rechten Lesers.

Und Kolping vor Allem darf nicht in die Ecke gestellt werden. Ach, es gäbe so viele, die aus ihm Nutzen ziehen und Freude schöpfen könnten! Nicht etwa nur die männliche Jugend des Bürger- und Bauernstandes, wie gemeint wurde. Er könnte auch der weiblichen nicht schaden und es thäte ganz gut, wenn auch die Erwachsenen ihn zur Hand nähmen, die Erwachsenen aus allen Ständen und Kreisen. Insbesondere aber würde ich ihn den Geistlichen raten. Etwa damit sie ihn ausleihen oder verschenken würden an junges Volk, an ärmere Leute, an das eine oder andere Brautpaar, namentlich aber, damit sie ihn selber lesen und an ihm lernen, wie man zum Volk spreche und zum Einzelnen aus dem Volke, wenn er etwa ein Anliegen hat und ein besonderes Kreuz. Mit entschiedenem Nutzen würden ihn auch die Lehrer des Volkes lesen und wenn sie dann etwa zum Danke für Belehrung und Genuß dafür sorgen würden, daß vielleicht auch der eine oder andere Abschnitt Kolping'scher Prosa in eines der Schullesebücher aufgenommen würde, so wäre ihnen wiederum der Dank der Kinder sicher. Ich meine sogar, mancher Professor könnte ihn mit sicherem Gewinne lesen, obwohl Kolping niemals Professor gewesen ist, wenn er auch wohl seinen Mann gestellt haben würde auf dem gelehrten Katheder. Es ist mir nicht bekannt, ob einer seiner so fruchtbaren Gedanken und goldenen Aussprüche, ob auch nur sein bloßer Name in einem wissenschaftlichen Werke über Pastoral- und Moraltheologie, über Erziehung und Geschichte der Erziehung, über Socialpolitik aufgezeichnet ist. Wenn das aber nicht der Fall ist, so könnte, so sollte es wenigstens der Fall sein. Daß ihn namentlich die Angehörigen des Handwerks, für dessen Ehre er seine ganze Persönlichkeit einsetzte, vor Allem die Vereins-Genossen und -Vorstände fleißig lesen müssen,

ist selbstverständlich. Es wäre am Ende auch gut, obgleich weniger selbstverständlich, wenn ihn auch die Politiker und Parlamentarier ab und zu sich ansähen und an seinem Wort und Beispiel sich stählten und erhöben. Uns allen kommt es zu und steht es an, Kolping zu lesen und mehr zu lesen, denn ein guter Schriftsteller kann nicht zu viel und nicht zu oft gelesen werden.[1])

---

[1]) Weil ich nun doch einmal das Wort habe, so sei es mir gestattet, eine Anregung zu geben, die zwar mit Kolping nur insofern im Zusammenhang steht, als mich diese Arbeit über ihn zu dem Gedanken gebracht. Bei allem Reichtum und Überfluß in unserer periodischen Literatur, entbehren wir bis zur Stunde eines Organes, welches die literarhistorischen Arbeiten und Arbeiter auf katholischem Gebiete und in katholischem Sinne sammelt, welches eine notwendige und, wie ich glaube, auch von anderer Seite mit Interesse begrüßte Ergänzung zu den mannigfachen schon bestehenden literarhistorischen Zeitschriften der verschiedensten Standpunkte bilden würde, und welches gewiß notwendiger und ersprießlicher wäre, als eine sogenannte „illustrirte" katholische „Literaturgeschichte" wie sie dann und wann verlangt wurde. An „Literaturgeschichten" sind wir reich genug. Mehr Literaturgeschichte! Nur ein eigenes Organ, dessen Geschichte und Naturwissenschaften auch auf katholischer Seite längst sich rühmen können, kann auch auf dem Gebiet der Literaturgeschichte die zerstreuten Kräfte sammeln, die schlummernden wecken und dem üppig wuchernden Dilettantismus oft wahrhaft kindlicher Art das Wasser abgraben!

Zur Agrarfrage.

Ueber die von unserem Bauernstand nicht verschuldeten Gründe seines Rückgangs.

Von

Dr. jur. Freiherr Dael von Köth-Wanscheid,
Präsident des Hessischen Bauernvereins.

In einem früheren Heft der „Frankfurter Broschüren" haben wir die Frage besprochen, in wie weit der deutsche Bauernstand selbst die Schuld an seinem Rückgang trage.

Da aber derselbe keineswegs — wie Viele behaupten — die alleinige Ursache dieses Rückgangs ist, ja sogar nicht einmal die Hauptschuld daran trägt, so verlangt die erschöpfende Behandlung der Gründe des Rückgangs auch die Besprechung der unverschuldeten Gründe.

Was wir als Einleitung zu der früheren Abhandlung über das thatsächliche Vorhandensein einer Nothlage und über die Nothwendigkeit gesagt haben, nach den Gründen derselben zu forschen, um derselben thunlichst vorzubeugen bezw. abzuhelfen, möge auch für gegenwärtige Abhandlung als Einleitung dienen, da es gleichmäßig für die unverschuldeten wie für die verschuldeten Ursachen Geltung hat. —

In der erwähnten früheren Broschüre wurden folgende Ursachen des bäuerlichen Rückgangs als nicht verschuldete aufgeführt:

a) die elementaren Gewalten;

b) die stetig steigenden Lasten für Zwecke des Reichs, der einzelnen Staaten, der Gemeinde, der Arbeiter 2c.;

c) die zahlreichen dem Bauernstand schädlichen oder doch verbesserungsbedürftigen Gesetze;

d) die Handelsverträge;

e) ererbte Schulden.

In wie weit und auf welche Weise der Bauer sich vor diesen unverschuldeten Feinden seines Wohlstands wahren oder doch deren Schädlichkeit ganz oder wenigstens theilweise aufheben kann, soll der Gegenstand der folgenden Ausführungen sein. Bei Besprechung der Handelsverträge werden wir auch über Goldwährung, Börse und Fruchthandel handeln müssen, da dieselben in sehr naher Beziehung zu den Handelsverträgen stehen.

A. Die elementaren Gewalten.

Kein Beruf ist so sehr von den Elementen abhängig, wie der bäuerliche: sein Hab und Gut ist in besonders hohem Grad der Feuersgefahr ausgesetzt, weil es zu einem großen Theil aus leicht entzündlichen Gegenständen besteht, wie Stroh, Heu, Frucht. Hagel, Frost, versengende Sonnenglut, Nässe und Dürre, lauter Naturereignisse, die für die anderen Erwerbszweige von geringem oder gar keinem Belang sind, sind für den bäuerlichen Beruf von größter Tragweite, da sie seine Rente schmälern oder ganz vernichten und die gebrachten schweren Opfer an Zeit, Kraft und Geld ganz oder theilweise vereiteln können; zahllosen Krankheiten ist sein Vieh ausgesetzt, in wenigen Tagen können sie seine Ställe lichten oder in dem Betrieb der Wirthschaft die empfindlichste Stockung oder sonstige Schäden verursachen (Rinderpest, Schweinepest, Pferdekolik, Geflügelkrankheiten, Verkalbungen, Maul- und Klauenseuche u. s. w.); seine ausstehenden Crescentien sind Krankheiten und Schädlingen manigfachster Art ausgesetzt: wie Brand, Rost, Kartoffelkrankheit, Rebstichler, Reblaus, Coloradokäfer &c; selbst die eingethanen Produkte sind dem Verderb fortwährend ausgesetzt, durch Mäusefraß, Kornwurm, Hamster &c. Immer neue Feinde erwachsen dem Bauern. Erst seit einigen Dezennien kennt man Reblaus, Coloradokäfer, die zahllosen Baumschädlinge &c. Schweine und Rinderpest, Maul- und Klauenseuche und sonstige Thierkrankheiten sind durch den Import und die erleichterte Communication weit häufiger, wie früher; die Feuersgefahr ist durch den Maschinenbetrieb gestiegen, namentlich aber durch die in hohem Grad gestiegene Blitzgefahr (vergl. Stimmen aus Maria-Laach 31 Band S. 531 ff); auch die Hagelgefahr ist notorisch weit größer, wie früher.

Zahllos sind, wie wir gesehen, die Feinde, welche dem Bauern aus Witterung und Atmosphäre, aus der Pflanzen- und Thierwelt erstehen. Aber auch sein eigener Grund und Boden: ungünstige Terrain-, Wasserverhältnisse, Bodenbeschaffenheit u. s. w., erschweren seinen Beruf und schmälern dessen Rente. Manche dieser Feinde kann er dauernd bekämpfen, beispielsweise durch Verbesserung des Bodens (Drainage, Kalkauffuhr, Sprengung von Felsen, forcirte Stalldüngung, rationelle Tiefkultur &c.); die Mehrzahl dieser elementaren Feinde aber kann er nur vorübergehend, von Fall zu Fall, oder von Jahr zu Jahr bekämpfen, oder sogar schon deren Auftreten verhindern (Brand, Kartoffelkrankheit, Rebstichler, verschiedene Thierkrankheiten &c.). Eine große Zahl

dieser Feinde endlich kann er — wenigstens nach dem heutigen Stand von Theorie und Praxis — überhaupt nicht abhalten, sondern nur deren Folgen mehr oder minder von sich abwenden.

In letzter Hinsicht leisten ihm die Versicherungen gegen Feuer- und Hagelschaden, sowie gegen Verluste im Viehstall sehr gute Dienste. Ein rationeller Bauersmann wird nicht versäumen, seine Habe gegen Feuer und Hagel und sein Vieh gegen Thierkrankheiten zu versichern. Ganz verkehrt ist es, wenn man in manchen Gegenden mit verschwindenden Ausnahmen gegen Hagel nicht versichert aus dem Grunde, weil man die betreffende Gegend nicht für hagelgefährlich hält. Es ist ja richtig, daß manche Gegenden weit häufiger von Hagel getroffen werden, wie andere. Aber plötzlich kann „sich das Blättchen wenden", so zwar, daß die seiher für ganz hagelsicher gehaltene Gegend Jahr für Jahr von Hagel heimgesucht wird. Unter zahllosen uns zu Gebot stehenden Beispielen seien einige besonders frappante aufgeführt.

Im Regierungsbezirk Bromberg hatte es von jeher sehr selten gehagelt, im Jahr 1862 hatte es dort seit 1822, also seit 40 Jahren nicht mehr gehagelt! Da begann man im Jahr 1862 große Ausforstungen vorzunehmen, welche bis 1865 fortgesetzt wurden. Mit der Zunahme des ausgeforsteten Areals stellten sich die Hagelschläge in immer rascherer Folge ein, so daß man sich genöthigt sah, mit den Ausforstungen aufzuhören, weil man die Hagelgefahr als deren unmittelbare Folge betrachtete. Ob diese Folgerung richtig ist, ob Wälder ein wirksames Schutzmittel gegen Hagel sind, möge dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist der Schluß nicht überall richtig, Niederbayern z. B. wird trotz seiner riesigen Waldcomplexe besonders häufig von Hagel heimgesucht.

In Stockach im Seekreis kannte man seit Menschengedenken keinen Hagel bis zum Jahr 1863. Plötzlich kam über Stockach das Hagelelend in beispiellosem Maß, so daß es in nicht ganz einem Monat — am 29. Juni, 2. Juli und 25. Juli 1863 — dreimal hagelte! Und seit jenem Jahr 1863 ist jene Gegend eine besonders hagelgefährliche geblieben.

Das große, den Bodensee umlagernde Ländergebiet galt vor 1859 als absolut hagelsicher, seit 1859 ist dasselbe in hohem Grad dem Hagel ausgesetzt.

Wir haben uns bei der Hagelversicherungs-Frage etwas länger verweilt, weil der Bauer der Hagelgefahr absolut wehrlos gegenüber steht, weil ferner der Hagel in die bäuerliche Existenz ruinöser einschlagen kann, wie jedes andere Element, und weil trotzdem der Bauer am wenigsten Neigung hat, sich gerade gegen die Hagelgefahr

zu versichern. Der Bauer hat überhaupt eine Abneigung gegen Versicherungen, obschon er stets Beispiele vor Augen hat, welch' schlimme wirthschaftliche Nachtheile die Unterlassung der Versicherung im Gefolge hat. Pflicht eines jeden wohlwollenden Mannes ist es deshalb, dahin zu wirken, daß der Bauer seine Scheu vor der Versicherung ablege. In besonders hohem Grad tritt diese Pflicht an die Bauernvereine heran. Sie haben unablässig darauf hinzuwirken, daß die Bauern ihre Abneigung vor der Versicherung ablegen und sich versichern. Sie haben aber auch für möglichst günstige Versicherungsabschlüsse bei soliden und leistungsfähigen Gesellschaften zu sorgen. Zu diesem Zwecke haben die verschiedenen Bauernvereine — so auch der hessische — mit guten Gesellschaften Verträge abgeschlossen, welche den Mitgliedern des Vereins sehr bedeutende Vortheile gewähren: wie Vereins-Rabatte, Zuziehung der Vereinsvorstände zur Schadenstaxation, Kostenermäßigung, Prämienstundung bis nach der Ernte, besonders niedrige Prämiensätze u. s. w.

Die Erfahrungen, welche der Verfasser mit solchen Verträgen zwischen Bauernverein und Versicherungs-Gesellschaften gemacht hat, sind so günstige, daß er keinen Grund hat, sich für staatlich geleitete Versicherungs-Gesellschaften zu begeistern.

Eine besonders lebhafte Agitation wird dermalen in verschiedenen Ländern, so auch im Großherzogthum Hessen, für Errichtung einer obligatorischen staatlichen Landesviehversicherungs-Anstalt getrieben. Im Großherzogthum Hessen beräth zur Zeit eine Commission einen Gesetzentwurf, welcher das Viehversicherungswesen einheitlich im Großherzogthum regeln soll. Wir möchten wünschen, daß diese Commission sich nicht für eine obligatorische Landesviehversicherung ausspreche. Denn in den wenigen Ländern, in denen eine solche bis jetzt eingeführt war: in Bayern von 1847 bis 1860, in Mähren von 1888 bis 1892, in Belgien (Provinz Lüttich) von 1891 bis 1894 sah man sich nach einer längeren oder kürzeren Reihe von Jahren genöthigt, die Staatsversicherungs-Anstalt wieder aufzuheben in Folge der allgemeinen Entrüstung über bureaukratische Verwaltung, über ungleiche Behandlung der größeren gegenüber den kleineren Viehbesitzern, die Höhe der Beiträge u. s. w.

Der in Baden erst seit wenigen Jahren bestehende staatliche Viehversicherungsverband konnte trotz eines staatlichen Garantiefonds von 200,000 Mk. erst $2^1/_2$ Jahr nach seiner Sanktionirung, in Folge zahlloser Schwierigkeiten, eröffnet werden. Innerhalb zwei Jahren wurden dem Garantiefonds ca. 83,000 Mark entnommen und wird dieser Fonds aufgebraucht sein, so wird sich der Verband

schwerlich zu halten vermögen. Dabei stellt sich in Baden der Prämiensatz mindestens ebenso hoch, als bei einer soliden Privatgesellschaft.

Eine staatliche Viehversicherung ist ohne Zwang nicht einzuführen, und geschieht dies mit Zwang, so wird die allgemeine Erbitterung überall, wie in den citirten Ländern, die Anstalt wieder wegfegen.

Wir möchten also für Versicherung gegen Feuer und Hagel sowie gegen Thierkrankheiten den Abschluß eines Versicherungsvertrags mit soliden Privatversicherungs-Anstalten empfehlen und da, wo derartige staatliche obligatorische Versicherungs-Anstalten noch nicht bestehen, abrathen, solche einzuführen.

Ganz besonders gut haben sich die Ortsviehversicherungs-Anstalten bewährt, wie das auch leicht erklärlich ist aus der fortwährenden Controle, welcher in dem engbegrenzten Bereich der Gemeinde jeder Viehbesitzer seitens der Vereinsmitglieder hinsichtlich der ganzen Viehhaltung ausgesetzt ist. —

Am schwersten entschließt sich der Bauer zur Lebensversicherung, obschon dieselbe äußerst wohlthätig für ihn sein kann. Man denke an den Fall, wo er bei herangekommenem Alter sein Gut abgeben und sich zur Ruhe setzen möchte, ohne von der Gnade seiner Kinder abhängig sein zu müssen. Die verschiedenen Bauernvereine haben Vergünstigungsverträge mit soliden Gesellschaften abgeschlossen z. B. der Stuttgarter Renten- und Lebensversicherungsbank.

Wirke man doch dahin, daß der Bauer einer Lebensversicherung beitritt und stehe ihm hierbei berathend zur Seite! Sind doch Tod und Alter die unabweisbarsten Naturereignisse, die die ganze Familie ruiniren können, wenn man sich gegen deren Folgen nicht versichert hat! Wir werden uns später mit der Lebensversicherung noch ausführlicher zu befassen haben.

B. Die stetig anwachsenden öffentlichen Lasten.

Abgesehen davon, daß allerwärts die Gesinde- und Taglöhne nebst den damit verbundenen Leistungen für Kleidung und Verköstigung innerhalb der letzten Dezennien um das doppelte und mehr gestiegen sind, sind die Steuern und sonstige Lasten der Grundbesitzer erheblich gewachsen, während gleichzeitig die Rente — auch ohne daß man diese vermehrten Ausgaben in Betracht zieht — sich vermindert hat. Daß Erhöhung der Ausgaben einerseits und Verminderung der Bruttoeinnahmen andererseits, also ein unaufhörlicher Rückgang der Nettoeinnahmen den Bauern zum Ruin führen muß, ist klar. Nicht blos, daß bei immer mehr

sinkender Rente die öffentlichen Lasten stetig gestiegen wären, nein, es sind neue hinzugetreten: die Beiträge für Alters- und Invaliditätsversicherung, die Beiträge zur Krankenkasse und Unfallversicherung u. s. w., lauter Ausgaben, welche die Existenzfähigkeit des Bauern immer mehr erschweren.

Ueber „Militarismus" wollen wir uns hier nicht weiter verbreiten. Unsere Leser sollen nicht mit theoretischen Erörterungen über Fragen der Gesetzgebung oder der Politik behelligt, sondern sie sollen zu Praktischem, nämlich zum Nachdenken angeregt werden, in welcher Weise die unverschuldeten Ursachen des bäuerlichen Rückgangs möglichst unschädlich gemacht werden können.

Wenn daher auch über die Größe und die Eintheilung unseres Heeres, über dessen Ausrüstung und Verpflegung, kurz, über alles rein Militärische hier nicht kritisch geredet werden soll, so bleibt uns gleichwohl die Aufgabe, zu erwägen, in welcher Weise die Militärlasten am wenigsten drückend für den Bauernstand gestaltet werden können. In dieser Hinsicht seien uns einige Vorschläge gestattet:

1. Der Bauernstand stellt bei Weitem die größte Zahl von Soldaten und zwar nicht blos absolut als zahlreichster Stand — sondern auch relativ — als tauglichster Stand. Greifen wir aus der umfangreichen Statistik hierüber nur wenige Fälle heraus. Im Jahre 1895 befanden sich in einem rein industriellen Bezirk Sachsens unter 276 Stellungspflichtigen nur 88 Taugliche und 188 Untaugliche.

In Bayern kommt es wiederholt vor, daß rein ländliche Bezirke Rekruten für rein industrielle Bezirke aufbringen müssen, da letztere nicht mehr im Stande sind, die auf sie entfallende Aushebungsziffer auf die Beine zu bringen. Hierher gehören besonders die Bezirke mit Spiegelglas, Porzellan und mit Steinhauer-Industrie. Für diesen am Mark des Volkes saugenden Industrialismus muß der Bauernstand mit seinen kräftigen Söhnen büßen. Für jene entnervten Städter und Industriearbeiter muß der Bauernstand Tausende seiner Söhne in die Kaserne schicken, also sie zu Haus entbehren und an ihrer Stelle Taglöhner oder Dienstboten für schweres Geld annehmen — abgesehen von den ungezählten Tausenden von Mark, welche die Eltern wegen Unzulänglichkeit der Löhnung alljährlich an den Garnisonsort schicken müssen.

Ist das Gleichheit vor dem Gesetz? Der Bauernstand eines jeden Landes hat ein Recht, zu verlangen, daß amtlich festgestellt wird, wie viele Rekruten die rein ländliche Bevölkerung zu liefern hätte und wie viel sie thatsächlich liefern muß. In der bayerischen

Kammer wurde ein dahin zielender Antrag des Herrn Dr. Heim (Wunsiedel) und des Herrn Präses Winkler (München) vor einigen Jahren angenommen. Ein gleiches Verlangen hat vor wenigen Wochen Abgeordneter Schädler bei der Generaldebatte über das Militärbudget in der bayerischen Kammer ausgesprochen.

Möchte dieses Vorgehen von den Centrumsfractionen der einzelnen Landtage beherzigt und dementsprechende Anträge gestellt werden! Wenn dann in Folge solcher Anträge sich aus offiziellen Zahlen die ungerechte Behandlung des Bauernstandes hinsichtlich der Rekrutenstellung ergäbe, könnte sich die Regierung unmöglich der Pflicht entschlagen, für die betreffenden bäuerlichen Bezirke Erleichterungen in Steuern eintreten zu lassen.

2. Die Lasten der Einquartierung fallen vorwiegend der ohnehin nothleidenden bäuerlichen Bevölkerung zu und zwar in Gegenden, die zur Abhaltung von Manövern besonders geeignet sind, in sehr rascher Wiederholung. Wenn schon die Abhaltung der Manöver sehr oft ein Hinderniß für Vornahme der dringendsten Erntearbeiten bereitet, so erleiden die Quartiergeber durch die Unzulänglichkeit der Quartiergelder noch obendrein einen directen pecuniären Verlust. Bei Einquartierung auf Dach und Fach werden vieler Orten pro Mann nur 7 Pfg. und bei voller Verpflegung nur 80 Pfg. pro Tag gewährt. Für einen so kleinen Betrag kann man den durch die Manöverstrapazen ermüdeten Soldaten nicht genügend ernähren. Von dieser Erwägung ausgehend haben die bayerischen christlichen Bauernvereine beschlossen, eine Petition an den Reichstag gelangen zu lassen, welche in dem Ersuchen gipfelt, die Verpflegungssätze für Einquartierung auf Dach und Fach auf das Dreifache — also 21 Pfg. — und für volle Verpflegung auf das doppelte — also Mk. 1,60 zu erhöhen, da dann alle Staatsangehörigen, nicht, wie jetzt, nur etwa der vierte Theil derselben, die Quartierlasten zu tragen haben.

Der Verfasser wird die von den bayerischen Bauernvereinen in Fluß gebrachte Petition genau verfolgen und nach Kräften innerhalb seines Wirkungskreises mithelfen, daß dem Bauernstand die große hiermit erstrebte Erleichterung zu Theil werde. Möchte er hierin von recht Vielen unterstützt werden!

Der Haushalt in Reich, Staat und Gemeinde verschlingt ungeheure Summen und am drückendsten werden dieselben für den Bauernstand, der ohnedem schon der gedrückteste Stand ist. Aufgabe der Volksvertretung ist es, dem Anwachsen dieser öffentlichen Lasten soviel wie möglich entgegen-

zutreten und vielmehr umgekehrt auf Herabminderung derselben unablässig hinzuwirken. Was nutzen alle Ausgaben für Wehrhaftmachung, für Hebung des Kunstsinns, des Patriotismus und sonstige an sich ja recht gute Zwecke, wenn dabei das Volk verarmt?

C. Die dem Bauernstand nachtheilige Gesetzgebung.

a. Viele spezifisch landwirthschaftliche Gesetze leiden an dem großen Mangel, daß sie nicht von Männern abgefaßt wurden, die mit der landwirthschaftlichen Praxis genügend vertraut sind. Auch bei der landständischen Berathung bleiben aus verschiedenen Gründen oftmals Bestimmungen in der Gesetzesvorlage stehen und werden daraufhin Gesetz, die sich in der Praxis ganz und gar nicht bewähren. Günstigsten Falls wird nach jahrelanger Geltung solcher unzweckmäßiger Bestimmungen, nachdem dieselben während dieser langen Zeit recht viel Schaden angerichtet haben, eine Abänderung beschlossen.

Wie unzählig viele Mißverständnisse und Chikanen und daraus entspringende Prozesse mag — um allein nach des Verfassers Erfahrung zu urtheilen — das großh. hessische Gesetz über Währschaft bei Viehhändeln vom Jahr 1858 verursacht haben! Trotz zahlloser Belehrungen vermögen unsere Bauern die fundamentale gesetzliche Unterscheidung zwischen Vermuthungsfrist im Interesse der Beweislast des Käufers und zwischen Verjährungsfrist der Klage nicht zu begreifen — von den zahllosen Unklarheiten, Lücken und sonstigen Mängeln des Gesetzes ganz zu schweigen.

Wie lange hat es — zum Schaden des Bauersmannes! — im Großherzogthum Hessen gedauert, bis endlich an eine gesetzgeberische Verbesserung der Bestimmungen über Ersatz des Wildschadens herangetreten wurde!

Manche Gesetze sind ferner in abstracto ganz gut, allein keineswegs überall anwendbar. So liegt dem Gesetz über die „Feldbereinigung“ gewiß von landwirthschaftlichem und volkswirthschaftlichem Standpunkt aus ein sehr gesunder Gedanke zu Grunde. Und doch könnten wir Gemeinden namhaft machen, die es wegen der langwierigen Störungen im landwirthschaftlichen Betrieb, wegen der schweren Schuldenlast, die ihren Gemeindegliedern auf Generationen aufgebürdet wurde, wegen der Reibereien, die unter verschiedenen Interessenten entstanden, und wegen des weit geringeren Nutzens, als den erhofften, bitter bereuen, daß sie sich durch die abstracten Schilderungen der segensreichen Folgen einer Feldbereinigung verleiten

ließen, auch in ihrer Gemarkung eine solche durchzuführen. Wieder andere Gemeinden sind uns bekannt, die sich glücklich preisen, daß sie sich durch keinen noch so stark auf sie ausgeübten Hochdruck bestimmen ließen, eine Feldbereinigung auszuführen. Kann der Bauernstand vor solchen verfehlten Gesetzen oder Gesetzesbestimmungen oder vor Anwendung von Gesetzen unter ungeeigneten Verhältnissen bewahrt werden? Gewiß! durch energische Agitation, insbesondere innerhalb der Lokalbauernvereine und durch die Thätigkeit seiner Führer und anderer einflußreicher Männer im Parlament und außerhalb desselben. So ist beispielsweise vor etlichen Jahren eine Feldbereinigung ausschließlich in Folge des energischen Widerstands des Bauernvereins einer Gemeinde unterblieben, zur größten Genugthuung der Gemeindeangehörigen, obschon von Seiten der Behörden — gewiß in wohlwollendster Absicht — Alles aufgeboten wurde, um die Vereinigung durchzusetzen.

b. Aber auch viele nicht spezifisch landwirthschaftliche Gesetze, welche wir direct dem Liberalismus zur Last setzen müssen, schädigen schon seit langen Jahren in besonders hohem Grade den Bauernstand. Hierher gehören namentlich:

Der Unterstützungswohnsitz, die Freizügigkeit und die Gewerbefreiheit.

Nicht mit theoretischen Gründen, weshalb diese Gesetze dem Bauernstand schädlich sein müßten, soll dem Leser aufgewartet werden. Solche Gründe könnten ja durch Gegengründe vielleicht wieder abgeschwächt werden. Nicht aber können abgeschwächt werden die auf die traurigsten Erfahrungen gestützten Klagen der Gemeindevorsteher und anderer urtheilsfähigen Gemeindeangehörigen über die schweren Nachtheile, welche diese „liberalen" Gesetze ihrer Gemeinde bringen. Bettelarm, an Leib und Seele zerrüttet durch das Leben in der Stadt: durch die städtischen ungesunden Wohnungen, industriellen und sonstigen schädlichen Erwerbszweige, schlechte Ernährung, schlechte Atmosphäre, schlechten Umgang und städtische „Genüsse", dazu mit zahlreicher Familie kehren die vom Lande in die Stadt Uebergesiedelten eines Tags wieder in die Heimathgemeinde zurück, alle Bemühungen, die herabgekommene Familie aus irgend welchem Grund aus der Gemeinde wieder hinauszubringen, sind häufig erfolglos, und so vermehrt dieselbe sehr bald die Armenlasten und die Zahl der Bettler der Gemeinde auf empfindlichste Weise.

Die Freizügigkeit treibt die besten Arbeitskräfte in die Städte. In Folge dessen macht sich der Mangel an Feldarbeitern, Knechten und Mägden auf dem Land immer fühlbarer, und die

unmittelbare Folge hiervon sind die immer mehr steigenden Ansprüche dieser Leute an Lohn, Kost, Kleider u. s. w. Wenn zudem der in die Stadt Gezogene von der ihm zustehenden Gewerbefreiheit verkehrten Gebrauch macht: ohne zureichende Mittel, Kenntnisse, Empfehlungen u. s. w. ein Gewerbe ergreift und zurückgeht, so ergreift er als Bankerotteur den Wanderstab, macht sich in seiner Heimathgemeinde oder einer anderen Ortschaft seßhaft und fällt derselben zu Last. Von dem schlimmen sittlichen Einfluß solchen aus der Stadt aufs Land gezogenen Proletariats wollen wir gar nicht einmal reden.

Es ist nicht zu bestreiten, daß in Folge der drei erzliberalen „Freiheiten": Unterstützungswohnsitz, Freizügigkeit und Gewerbefreiheit das Armenbudget vieler Gemeinden ganz erheblich gewachsen ist und stetig anwächst. Daß diese Freiheiten einen nicht geringen Theil der Schuld tragen am Rückgang so vieler Gemeinden, ergibt sich hieraus von selbst. Im wohlverstandenen Interesse der Volkswohlfahrt sind deshalb die Mitglieder der Centrumspartei in den Parlamenten unablässig bemüht, diese gemeinschädlichen „Freiheiten" zu beseitigen oder doch wenigstens deren Nachtheile so viel wie möglich zu mildern. —

In vielen Ländern, so namentlich auch im Großherzogthum Hessen, sind die Bauernkinder zu Zeiten zum Schulbesuch verpflichtet, zu denen sie den Eltern eine ganz erhebliche Stütze sein könnten. Verlängerung der Ferien zur Erntezeit wegen schlechten Erntewetters ist keineswegs genügend. In den Monaten April bis Juli einschließlich könnten die Eltern für die zahlreichen in diese Monate fallenden Arbeiten: Kartoffel-, Dickwurzstecken, Heuernte, Rapsernte u. s. w. ihre Kinder in ausgiebigster Weise beschäftigen. Da sie dieselben aber nicht hierzu verwenden können in Folge des obligatorischen Schulbesuchs, so müssen sie, zumal wenn die Arbeiten sich häufen, für schweres Geld Taglöhner nehmen. Vollständiger Ausfall des Schulunterrichtes während des ganzen Sommers ist selbstverständlich nicht angängig. Dagegen wäre es ohne Beeinträchtigung der Erreichung des Schulzieles ohne Zweifel möglich, den Schulunterricht auf dem Land in den Sommermonaten oder noch besser vom 1. April bis etwa 1. September an den Nachmittagen gänzlich ausfallen zu lassen. Wenn das in Ländern mit anerkannt guten Schulen — wie in einem großen Theil Bayerns und, wenigstens für die Kinder von 10—14 Jahren in Baden — möglich ist, warum sollte es nicht überall möglich sein?

Welch' empfindlicher Schaden aber unserm Bauernstand dadurch

erwächst, daß er, anstatt seiner Kinder, Taglöhner annehmen muß, möge nachfolgende Berechnung ergeben.

Im Großherzogthum Hessen befinden sich rund 120,000 Kleinwirthschaftsbetriebe (bis zu 10 Hectaren = 40 Morgen). Wenn von den Leitern dieser Betriebe nur der dritte Theil = 40,000 in den Monaten April, Mai und Juni an je vier, mithin an zwölf Tagen und in den drängenden Tagen vor der Ernte bis Mitte Juli an weiteren drei Tagen im Ganzen also an 15 Tagen sich Taglöhner nehmen müssen, à durchschnittlich mindestens 1 Mk. 70 Pfg. per halben Tag (incl. „Vesperstück"), so hat jeder dieser 40,000 Betriebsleiter eine jährliche Ausgabe von 25 Mk. 50 Pfg. für die Nachmittage, an denen er ohne Nachmittagsschule seine Kinder hätte verwenden, sich also ohne Taglöhner hätte behelfen können.

Sonach kostet die Nachmittagsschule unseren hessischen Kleinbauernstand

40,000 × 25 Mk. 50 Pfg. = eine Million und 20,000 Mk. alljährlich!

Doch ist diese Summe ohne Zweifel noch viel zu niedrig angenommen. Sind doch dem Verfasser sowohl aus seiner früheren richterlichen Praxis, als aus zahlreichen Beschwerden von Bauersleuten, die kaum 20 Morgen unter dem Pflug haben, viele Fälle bekannt, in denen solche Kleinbauern bei ungünstigen Witterungsverhältnissen von April bis Mitte Juli 60, 80 bis 100 Mk. und mehr an Taglohn haben bezahlen müssen! Der stete Refrain bei solchen Klagen war: „Dieses Geld hätten wir ersparen können, wenn unsere Kinder nicht in die Nachmittagsschule hätten gehen müssen." — Der kleine Bauer muß, weil er nur vorübergehend Taglöhner beschäftigt, einen höheren Taglohn bezahlen, als der Bauer, bei dem die Taglöhner Tag für Tag Verdienst finden. Ein Durchschnittstaglohn von 3.40 Mk. incl. Frühstück und Vieruhrbrod dürfte deßhalb nicht zu hoch gegriffen sein. Ob der Bauer den Taglöhner in Geld bezahlen, oder ob er ihm gleichwerthige Dienste leisten muß — was ja auch vielfach vorkommt — das bleibt sich offenbar gleich. Diese also berechneten 1,020,000 Mk. sind das Schulgeld, welches unser „kleiner Bauer" für die Sommernachmittagsschule, allein in dem kleinen Großherzogthum Hessen, bezahlen muß! Daß die Kinder in den heißen Nachmittagsstunden nur wenig Nutzen von dem Unterricht haben und jedenfalls nach einem auf dem Feld mit stärkenden Arbeiten verbrachten Nachmittag frischer am anderen Morgen wieder in die Schule kommen, als wenn sie am Tag vorher in der schwülen Schulstube gewaltsam zur Aufmerksamkeit angehalten wurden, ver=

steht sich von selbst! Noch viel beachtenswerther aber scheint uns die sociale Gefahr, welche diese Schulmanie in sich birgt. Denn offenbar muß es die ohnehin schon vorhandene Unzufriedenheit unseres Bauerstandes in bedenklichem Maße erhöhen, wenn er sieht, wie wenig Verständniß man in den leitenden Kreisen für die Berechtigung seines immer lauter werdenden Verlangens hat, daß man im Sommer auf dem Lande die Schulzeit abkürze, damit die Kinder ihre Eltern mehr bei ihren Berufsarbeiten unterstützen können. Eine solche hartnäckige dem Wesen des herrschenden Liberalismus, dem die „Volksaufklärung" bekanntlich über Alles geht, ganz entsprechende Verweigerung durchaus berechtigter Wünsche kann der Socialdemokratie nur sehr erwünscht sein! —

Nach dem Gesagten ist das geringe Maß von Hülfe, welche die Kinder in Folge des uneingeschränkten Schulbesuchs zur Sommerszeit ihren Eltern leisten können, ein sehr schwerwiegender Grund unverschuldeten Rückgangs des Bauernstandes. Es ist deßhalb gewiß unsere dringende Bitte an Alle gerechtfertigt, welche entweder selbst im Schulwesen eine maßgebende Stelle bekleiden, oder doch auf die höheren Schulbehörden Einfluß besitzen, dahin zu wirken, daß die Schulkinder auf dem Land — wenigstens diejenigen im Alter von 10—14 Jahren — nicht blos während der Fruchternte, sondern auch während der Monate April, Mai, Juni, Juli, August und — wo die klimatischen Verhältnisse es gebieten auch im September vom Nachmittagsunterrichte befreit bleiben. Insbesondere müßten die Mitglieder der Centrumspartei diesen dringenden Wunsch des Bauernstandes unablässig in den Parlamenten zum Gegenstand ihrer Anträge machen, bis daß er durchgesetzt ist.

D. Die Handelsverträge, Goldwährung, Börse, Fruchthandel.

Der schwerwiegendste und einleuchtendste Grund des Rückgangs des Bauernstands ist der schlechte Preis seiner Produkte, vor Allem der Frucht. Die Frucht hat heutzutage bei Weitem nicht mehr den Preis, den sie vor 20—30 Jahren hatte. Trotz der seit jener Zeit eingetretenen bedeutenden Entwerthung des Geldes erhält der Bauersmann weitaus nicht mehr auch nur die gleiche Summe Geldes, wie damals. Aber selbst wenn dies der Fall und wenn ferner der Werth des Geldes ein gleich hoher, wie damals wäre, könnte der Bauer nicht dabei bestehen, weil seine Ausgaben jeglicher Art erheblich gestiegen sind. Um wie viel weniger kann er also bestehen, nachdem, neben beträchtlicher Erhöhung der Ausgaben

der Werth des Geldes gesunken und die pro Centner bezahlte Summe sich zum Theil um fünfzig Prozent und mehr vermindert hat!

Im Großherzogthum Hessen war der Durchschnittspreis pro 100 Kilo:

	1873	1894
Für Weizen	Mk. 28.66	Mk. 13.11
„ Roggen	„ 22.20	„ 13.11
„ Gerste	„ 20.11	„ 12.90
„ Hafer	„ 16.17	„ 12.35

Hiernach ist u. a. der Weizenpreis in 1894 um mehr als fünfzig Prozent geringer als 1873.

In den sechziger Jahren gehörten jedoch sogar Preise von 32 Gulden pro hundert Kilo Weizen, 24 Gulden pro 100 Kilo Roggen, 22 Gulden pro 100 Kilo Gerste und 16 Gulden pro 100 Kilo Hafer gar nicht zu den Ausnahmspreisen; oder sagen wir einfach: die Hauptfruchtgattungen galten damals (bei dem weit höheren Geldwerth und den weit geringeren Gesammtkosten) weit mehr, ja zum Theil doppelt so viele Gulden als heute Mark! Ganz ähnliche Zahlen könnten wir aus den anderen deutschen Ländern, insbesondere Preußen und Bayern, aufführen (vergl. hierüber: die Landwirthschaft und ihre Produkte 2c. von Emil Wolff. Mainz bei H. Diemer 1895).

Wie sollte nun bei einem so erheblichen Rückgang der Getreidepreise und gleichzeitiger beträchtlicher Erhöhung der Gesammtkosten der Bauernstand nicht immer rascher seinem Ruin entgegengehen?

An diesem Preisrückgang kann die Qualitätsverschlechterung unserer Frucht nicht die Schuld tragen; denn in Folge der Fortschritte der Landwirthschaft in den letzten Jahrzehnten ist im Gegentheil unsere Frucht eine bessere geworden.

An diesem Preisrückgang kann auch die Verminderung des Consums nicht schuld sein, denn sowohl die Bevölkerung, als die Nutzthiere haben an Zahl zugenommen und deren Consum läßt eine wesentliche Einschränkung dieses wichtigsten Nahrungsmittels nicht zu.

An dem Preisrückgang kann ferner die Ausdehnung des Fruchtbaues nicht schuld sein; denn, im Gegentheil, ist in Folge der schlechten Fruchtpreise der Fruchtbau, zum Vortheil des Futterbaues und anderer rentableren Culturen, in weiten Gebieten eingeschränkt oder doch wenigstens nicht entsprechend der Vermehrung der Population und der Nutzthiere ausgedehnt worden.

An dem Preisrückgang kann endlich nicht die verminderte Kaufkraft der Fruchtkäufer schuld sein; denn daß diese Kauf-

kraft im Gegentheil, und zwar zunächst auf Kosten des Bauern, ins Ungemessene gewachsen ist, werden wir im Verlauf unserer weiteren Ausführungen sehen.

An dem Preisrückgang tragen vielmehr zum größten Theil die Schuld die Handelsverträge in Gemeinschaft mit dem Handel, der Börse und der Goldwährung, deren schädigende Wirksamkeit wir im Folgenden zu betrachten haben, um sodann zu untersuchen, in welcher Weise wir dieselbe aufheben oder doch abschwächen und auskömmliche Preise erzielen können.

Bei Besprechung der Handelsverträge soll in erster Linie der russische, als der zuletzt abgeschlossene und ohne Zweifel verderblichste berücksichtigt werden, ohne daß damit irgendwie zugegeben werden sollte, daß für die Verträge mit Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Italien, Argentinien berechtigte Gründe vorgelegen hätten, oder daß diese Verträge nicht gleichfalls recht nachtheilig gewesen seien.

1) Der Preis eines Gegenstandes richtet sich im Allgemeinen nach dem Maße, in welchem dieser Gegenstand angeboten wird; er steigt und fällt, je nachdem das Angebot kleiner bezw. größer ist.

2) Wenn Deutschland seinen Bedarf an Körnerfrucht (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer) ohne Einfuhr aus dem Auslande deckt, so wird der Normalpreis sich zusammensetzen aus der Höhe der Produktionskosten und einer mäßigen Verzinsung des Gesammtanlage-Capitals.

3) Wenn Deutschland seinen Bedarf an Körnerfrucht ohne Einfuhr aus dem Ausland nicht decken kann, also zur Einfuhr genöthigt ist, so muß der Normalpreis für die im Inland gezogene Frucht in dem Verhältniß der eingeführten Quantitäten sinken.

4) Wird auf die eingeführte Frucht ein Zoll gelegt, so wird zunächst das importirte Quantum um den Betrag des Zolles erhöht; diese Erhöhung theilt sich sofort dem ganzen Consum mit, jedoch keineswegs in der ganzen Höhe des Betrages des Zolles, sondern in weit geringerem Betrag. Denn wollte man behaupten, der Zoll erhöhe den ganzen Consum um den Betrag des Zolles im Preis, so würde man consequenter Weise sagen müssen, daß, wenn auch nur Ein Centner mit 50 Pfg. verzollt würde, die sämmtlichen Centner des ganzen Consums um 50 Pfg. würden vertheuert werden. Wählen wir zum Beweis dessen ein Beispiel aus der Mitte der 80er Jahre: 406 Millionen Ctr. war anno 1885 der Bedarf; diese 406 Millionen Ctr. sind vorhanden und am Markt; hiervon waren 379 Millionen Ctr. inländisches und 27 Millionen Centner importirtes Getreide; bei einem Zoll von 50 Pfg. per Ctr.

ergibt die Gleichung

$$379 : 27 = 50 : x$$

eine Vertheuerung von nur ca. 3½ Pfg. per Ctr. des Gesammtquantums.

Bei dem spätern Zoll von Mk. 2.50 per Ctr. ergäbe die Gleichung 379 : 27 = 2 Mk. 50 : x eine Vertheuerung von 18 Pfg. per Ctr.

Bei der Herabsetzung der Zölle für Weizen und Roggen auf Mk. 1.75 per Ctr. nach den dermaligen Handelsverträgen mit Oesterreich-Ungarn und Rußland würde nach obigem Beispiel die Gleichung 379 : 27 = 1 Mk. 75 : x eine Vertheuerung des Gesammtquantums ergeben von nur ca. 12½ Pfg. per Ctr. (Man vergl. hierüber: Dr. Franz, Deutschlands Getreideverkehr S. 36, und die Schrift des Verfassers: über Getreidezölle ꝛc. Augsburg bei Max Huttler 1885.)

Angesichts des unablässig gegen die Getreidezölle vorgebrachten Vorwurfs, daß sie zum Nachtheil der Volksernährung auf unverantwortliche Weise das „Brod" vertheuerten, möge man vorstehende Beispiele wohl beherzigen! Weiteres Eingehen auf die Frage der Getreidezölle und die angeblich durch dieselben bewirkte außerordentliche Vertheuerung des Brodes (wir kommen darauf zurück) verbietet dem Verfasser der ihm angewiesene Raum dieser Broschüre. Es sei auf die soeben citirte Broschüre desselben verwiesen.

5) Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Getreidezölle immerhin geeignet sind, dem Bauersmann bessere Fruchtpreise zu bringen; es ergibt sich aber auch daraus, wie gering der Preisaufschlag ist, welcher von denselben zu erwarten ist, und wie viel höher die Zölle sein müßten, wenn sie dem Bauern erheblichen Nutzen bringen sollen. Weiter ergibt sich daraus, wie nachtheilig es für den Bauer sein muß, wenn, wie es in den jüngsten Handelsverträgen geschah, der seitherige Zoll noch wesentlich herabgesetzt wird.

6) Wenn die Getreidezölle die Wirkung hätten, die Reichseinnahmen zu erhöhen und die im Inland producirte Frucht auf normaler Höhe zu halten, und wenn zugleich nur so viel Frucht aus dem Auslande importirt werden dürfte, als zum inländischen Bedarf nöthig ist, so würden die Zölle in jeder Hinsicht zweckmäßig sein.

7) Allein die Getreidezölle hindern die Börse und den Handel keineswegs — zumal nach der beträchtlichen letzten Zollherabsetzung — ungemessene Quantitäten Frucht aus dem Ausland einzuführen und schon durch diese Quantitäten den Preis herabzudrücken. Suchen wir dies ziffernmäßig zu beweisen. Deutschland producirt etwa neun Zehntel seines Bedarfs an Brodfrucht, sodaß

ein Zehntel zur Deckung seines Bedarfs importirt werden muß.

Nach uns vorliegenden amtlichen Statistiken beträgt die im Inland an Roggen und Weizen producirte Verbrauchsmenge 7667 Millionen kg. Da aber der Nahrungsbedarf 8460 Mill. kg beträgt so müssen durch Import 793 Mill. kg ergänzt werden = 15,860,000 Ctr.

Die Gesammteinfuhr an Weizen, Roggen, Gerste und Hafer betrug in den drei Jahren 1885/87 im Durchschnitt 34,2 Mill. Ctr., in den drei folgenden Jahren 1888/90 stieg sie auf 40 Mill. Ctr., in den weiteren drei Jahren 1891/93 auf 47,6 Mill. Ctr. im jährlichen Durchschnitt und wuchs im Jahr 1894, in welchem der russische Handelsvertrag in Kraft trat, um 18,4 Mill. Ctr. d. h. auf 66 Million Ctr. an. Von diesen 66 Mill. Ctr. lieferte Rußland allein und zwar an Roggen nahezu 11 Mill. Ctr. (genau 10,7 Mill. Ctr.).

Von der Gesammteinfuhr des Jahres 1894 zu 66 Mill. Ctr., welche den deutschen Getreidebau derart schädigte, daß die vier Hauptfrüchte in einem großen Theile Deutschlands geradezu unverkäuflich wurden, fällt fast die Hälfte, nämlich 32,7 Mill. Ctr. auf Rußland. Aus dem umfangreichen uns zu Gebot stehenden Material mögen nur einige wenige Notizen über die riesigen Quantitäten Frucht, welche sofort nach Abschluß des russischen Handelsvertrags aus Rußland nach Deutschland importirt wurden, hier ihren Platz finden.

Sofort nach dem Bekanntwerden des Abschlusses des Vertrags wurden 2500 Waggons zum Versandt von Getreide aus Rußland nach Deutschland bestellt.

Alsbald nach dem Abschluß des Vertrags liefen 3000 Waggons Roggen zur Einfuhr nach Deutschland auf der russischen Grenzstation Sosnovia ein.

Eine einzige Firma meldete sogleich nach dem Vertragsabschluß bei den städtischen Lagerhäusern zu Myslowitz 1700 Waggons Roggen an.

Auf der russischen Eisenbahn-Grenzstation Granica füllten sich alsbald nach dem Abschluß des Vertrags das Magazin, die ganze Plattform und die angrenzenden Plätze in einer Ausdehnung von einer Werst mit Hunderttausenden von Getreidesäcken.

Das Dienstpersonal dieser Eisenbahn wurde bei Annahme des Vertrags sofort verdreifacht und konnte trotzdem die Abfertigung der ununterbrochen heranfluthenden Getreidemassen nicht bewältigen, sodaß die Bahnverwaltung sich genöthigt sah, die Absendung weiterer Getreidefrachten einzustellen. Es gab Tage, an denen sich mehr als dreitausend Waggons Getreide neu ansammelten.

Daß solche ungeheuere Quantitäten unsere einheimische Frucht bis zur Unverkäuflichkeit im Preis herunterdrücken und unsere Bauern nöthigen muß'en, ihre Frucht, die sie früher verkauften, als Viehfutter zu verwenden, ist einleuchtend.

War nun aber die Zollherabsetzung allein die Ursache dieses Massenimports? ist mit anderen Worten, den Handelsverträgen allein diese Ueberschwemmung Deutschlands mit fremder Frucht zur Last zu setzen? Wir müssen antworten: nur zum Theil und zwar zum geringeren Theil.

Einfuhrzölle sind immerhin ein gewisser Schutz gegen die Einfuhr fremden Getreides, weßhalb die Einfuhr des Vertragsjahres 1894/95 in Folge der Herabsetzung der Einfuhrzölle unerreicht dasteht und zur Unverkäuflichkeit der Frucht führte.

Allein während die Einfuhr mit den Zöllen in schwachem Zusammenhang steht, hängt dieselbe mit der Börse und dem Frucht-Handel aufs Innigste zusammen. Durch Vermittlung der Börse zog der Handel unter der Herrschaft der 5 Mark-Zölle bereits ähnlich große Mengen, ja sogar größere Mengen als unter den 3 Mark-Zöllen der Jahre 1885 bis 1887 und sogar unter dem 1 Mark-Zoll des Jahres 1884 aus dem Ausland heran.

Selbst innerhalb der einzelnen Zollperioden finden wir Verschiedenheiten in den Einfuhrmengen, welche lediglich auf Conto des Handels und der Börse zu setzen sind. So brachte unter den 3 Mark-Zöllen das Jahr 1885 eine Einfuhr von 2.2 Mill.; 1886 dagegen nur eine solche von 1,4 Mill. Tonnen, unter den 5 Mark-Zöllen betrug die Einfuhr des Jahres 1888 — 1,7 Mill., 1890 — 3 Mill. Tonnen.

Der Handel im Verein mit der Börse ist also derjenige Faktor, welcher auf die Menge der Einfuhr den weitaus größten Einfluß hat und hierdurch auf den Preis unserer inländischen Frucht.

8) Allein nicht blos die Menge der Einfuhr ist es, welche den Preis bestimmt, sondern in erster Linie der Handel selbst im Verein mit seiner steten Mitarbeiterin, der Börse. Reden wir deßhalb kurzweg vom „Handel".

Der Handel ist es in erster Linie, welcher, je nach Belieben, hohe oder niedere Fruchtpreise schafft. Die Theorie von Angebot und Nachfrage wird wohl noch als Preisregulator gefeiert, aber der Kundige läßt sich hierin nicht mehr dupiren. Wer da längere Zeit die Berichte der Börse über den Stand der Frucht im Inland und im Ausland, über gute und schlechte Ernteaussichten, über Frost und

Hagelschäden, über politische Constellationen, über Aufstapelung von Fruchtvorräthen diesseits oder jenseits des Ozeans, über zu erwartende Fruchtsendungen oder bevorstehende Verfrachtungen u. s. w. u. s. w. mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, der läßt sich nicht mehr irreführen; er wird die auf solche Berichte sich stützende „matte Tendenz", „flaue Stimmung", und wie sonst die Börsenfloskeln heißen mögen, zu würdigen wissen. Er weiß, daß diese Berichte einzig und allein den Zweck haben, „Stimmung zu machen", d. h. den Preis zu bestimmen — je nach Bedarf der Herrn Börsianer und Geh. Commerzienräthe — Hausse oder Baisse. In diesem Sinne finden wir in einer vortrefflichen Broschüre: „Brodwucher und seine Bekämpfung" (Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt bei G. Oberwinder) folgende sehr beachtenswerthe Worte, in denen namentlich auch die grundverderblichen Differenzgeschäfte gegeißelt sind: „Angebot und Nachfrage, diese wohlfeile handelsübliche Gebrauchsanweisung (?), geben für die wilde Börsenspeculation noch den Deckmantel der Ehre ab, unter dem sich der Unfug um so breiter zu bewegen gedenkt. Die „Tendenz", die „Stimmung", die „Kauflust" sagt man soll den Markt beherrschen, aber unter diesen Schlagworten verbirgt man die eigentlichen Motive: die Speculation und das Glücksspiel. Geht die Tendenz abwärts, so geht sie eben abwärts und keine noch so große Nachfrage hält sie auf. Warum? „Weil die Tendenz abwärts geht." Warum aber geht die Tendenz abwärts? Die richtige Antwort ist: weil die einseitigen Interessen es so befehlen. Man kauft, läßt lagern, um auf bessere Preise zu speculiren, weiter zu übertragen und so fort. Bald haben sich an demselben Korn zehn Börsenjobber die Hände rein und schmutzig gewaschen, ohne daß einer die Absicht gehabt hätte, es seiner natürlichen Bestimmung, dem Consum zuzuführen. Man schließt heute ab zu einem ganz bestimmten Terminpreise auf Lieferung nach 6 Monaten und mehr und weiß doch gar nicht, wie dann die Preise liegen werden, ob die Lieferung überhaupt realisirt werden kann, ob uns nicht der liebe Gott bis dahin Krieg oder Mißernte bescheert hat. Das ganze Differenzgeschäft ist ein widerwärtiges Glücksspiel, das mit dem täglichen Brod getrieben wird."

Wenn der Getreidezoll, wie wir oben gezeigt haben, von so geringem Einfluß auf den Preis der inländischen Frucht ist, so ergiebt sich daraus, daß derselbe den weitaus geringsten Theil an der „Brodvertheuerung" hat. Die Börse, die Großmüller, die Mehlhändler, die Fruchthändler, die Bäcker — sie sind es, die sich jede Zolländerung zu Nutzen machen. Sinkt der Zoll, so

spürt der „kleine Mann“ sicherlich keine Erleichterung in billigerem Brod, und steigt der Zoll, wird dieses Steigen sofort zum Nachtheil des „kleinen Mannes“ ausgebeutet in Form von höheren Brodpreisen und kleineren Broden, der Bauer aber hat beim Sinken des Zolls direkten Schaden und beim Steigen desselben keinen Nutzen und wird obendrein noch wegen seiner „Unersättlichkeit“ zum Sündenbock gemacht.

Die Zollermäßigung auf Grund der letzten Handelsverträge beträgt nur 15 Mk. (35 gegen 50 Mk.); allein, um nur ein Beispiel anzuführen, im Jahr 1890 beim 5 Mark-Zoll notirte Berlin per Tonne für Roggen 169,99 Mk., im Jahr 1894 dagegen, beim 3,50 Mark-Zoll, notirte es 117,75 Mk., mithin einen Preisunterschied von 52,24 Mk. Kann wohl die Zollreduction diesen riesigen Unterschied verursacht haben? Oder war es nicht vielmehr das Treiben der Speculanten, welches den Preis so unglaublich herunterdrückte? Börse und Fruchthandel bewuchern in erster Linie den Producenten und in zweiter Linie den Consumenten, die Großmüller, der Mehlhandel und das Bäckergewerbe bewuchern direkt den Consumenten und da der Bauersmann sowohl Producent wie Consument ist, so ist er es, der von allen Seiten bewuchert wird. Und doch ist er allein es, der dem Vaterland sein Produkt liefert. Der Handel hat blos die Aufgabe, der Vermittler zu sein zwischen Producent und Consument und die Production anzuregen, er selbst aber schafft keine Werthe. Anstatt daß also der Bauer den Preis für das von ihm gelieferte Product dictirte, ist es der Handel, der denselben für das Product vorschreibt, das seinem Kapital erst Werth verleiht. Das Kapital, welches keine Werthe schafft, hat einen festen bleibenden Werth in dem festen Curse des Goldes und den realen Werthen der Production wird ein schwankender Curs dictirt (man vergl. hierüber die oben citirte Schrift: Brodwucher und seine Bekämpfung S. 22 u. 23.) Ist das nicht völlige Unnatur, die nothwendig zum Ruin des Bauernstandes führen muß? Allein das ist dem seinem innersten Wesen nach profitsüchtigen Handel gleichgültig. Ihm ist es einerlei, woher er seine Frucht bezieht und wohin er sie absetzt, wenn nur möglichst reicher Gewinn für ihn abfällt — mag darüber auch die ganze Nation zu Grund gehen: sowohl der deutsche Bauer, der kein Körnchen Frucht mehr verkaufen, als der deutsche Fruchtconsument, der das durch den Handel maßlos vertheuerte Brod nicht mehr kaufen kann. —

Die deutsche Goldwährung, welche unzweifelhaft auf die

Ueberschwemmung Deutschlands mit ausländischer Frucht und hierdurch auf die Entwerthung unserer einheimischen Frucht den unheilvollsten Einfluß gehabt hat, ist gleichfalls nur auf das Conto des Handels zu setzen. Die Goldwährung hat die Verbilligung aller anderen Bedarfsgegenstände zur nothwendigen Folge. Wird das Gold werthvoller und theuerer, so ist dies gleichbedeutend mit dem Billigerwerden aller anderen Bedarfsgegenstände und daß hierdurch die Besitzer dieser Gegenstände ärmer und nur die Goldbesitzer reicher werden, das liegt auf flacher Hand.

Citiren wir zum Beleg der Richtigkeit des Gesagten und zum Beweis des Nachtheils der Goldwährung für die Landwirthschaft eine Stelle aus Dr. Löll's vortrefflicher Schrift: Die Goldwährung (Würzburg bei Georg Hertz):

„Während früher, wenn der Einkaufspreis von 1 Ctr. Weizen in Ungarn $4^1/_2$ fl. betrug, derselbe mit 9 Mk. bezahlt werden mußte, wird er heute mit $4,5 \times 1,62$ Mark $= 7,29$ Mk. also mit 1,71 Mk. weniger als früher bezahlt; da nun von 1 Ctr. Weizen 1,50 Eingangszoll erhoben wird, so beträgt der am Geld gemachte Coursgewinn bei jedem Centner Weizen noch 21 Pfennig mehr als der Schutzzoll; dieser wird daher durch jenen mindestens vollständig aufgewogen. Dasselbe gilt natürlich auch mehr oder weniger für alle anderen Getreidearten und für das Vieh; der am Einkaufspreis gemachte Coursgewinn wiegt die Schutzzölle auf, und gegen die billigeren Produktionsbedingungen des exportirenden Auslandes: wie billigerer und fruchtbarerer Boden, geringer Düngungs- und Culturkosten, fehlt es unserer Landwirthschaft an jeglichem Schutz."

In richtiger Erkenntniß der Verderblichkeit der Goldwährung brachten die Reichstagsabgeordneten Dr. Frh. v. Schorlemer-Alst, von Kardorff, Dr. Frege und Leuschner folgenden Antrag im Reichstag ein: Der Reichstag wolle beschließen: „Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, die Initiative zu einer Wiedereinberufung der im Jahr 1881 abgebrochenen Münz-Conferenzen zu ergreifen, um eine Wiederaufnahme der Ausprägung vollwerthiger Silbermünzen der vereinigten Staaten, des lateinischen Münzbundes, des deutschen Reiches und aller derjenigen Staaten herbeizuführen, welche sich diesen Ländern anschließen wollen." Leider wurde der Antrag trotz seiner ausgezeichneten Begründung durch Herrn von Kardorff von der Majorität des Reichstags abgelehnt.

Hoffentlich führt die dermalen wieder besonders eifrig betriebene

Agitation hervorragender Parlamentarier im Interesse der dringend nothwendigen Doppelwährung zu einem gedeihlichen Resultat! —

Bei dem beschränkten Raum, der dem Verfasser zugemessen ist, konnte sich derselbe ausführlicher nur mit der Schilderung der nachtheiligen Wirkung des Handels und der Handelsverträge auf das wichtigste landwirthschaftliche Produkt, die Frucht befassen und mußte von einer näheren Darlegung deren schädlicher Folgen für die einheimische Viehzucht, den Weinbau und so mancherlei andere Gegenstände der landwirthschaftlichen Produktion absehen.

Viele Tausende von Stück Rindvieh und Schweine (900,000 Schweine allein im Jahr 1892) kommen aus Oesterreich, Amerika und anderen Ländern alljährlich nach Deutschland herein und schädigen also nicht nur den Viehhalter im Preis seines Viehs, sondern durch die mancherlei Seuchen (Schweinepest, Maul- und Klauenseuche ꝛc.), welche durch jene eingeführten Thiere eingeschleppt werden, auch an der Gesundheit und Sicherheit seines Viehstandes.

Der deutsche Weinbau hat in Folge des Handelsvertrags mit Italien vom Jahre 1892 tief gelitten. Wurde doch in Folge dieses Vertrags im Jahr 1892 nahezu das Doppelte an Fässern Wein nach Deutschland eingeführt im Vergleich zum Jahr 1880 (82,173 Tonnen gegen 43,757). Gewiß tragen die Handelsverträge daher auch mit an der Schuld, daß das deutsche Weinbauareal seit 1878 um 1267 Hect. = 5068 Morgen und auch unser früher so flotter Export abgenommen haben.

Der Verfasser muß es sich weiter versagen, eingehend darzuthun, wie der russische Handelsvertrag nicht blos der deutschen Landwirthschaft, sondern in weit höherem Grad auch der deutschen Industrie geschadet hat. Hat man doch, um der Eisen-, Stahl- und Kohlenindustrie, also der groben Industrie zu helfen, etwa 30 Zweige der feineren Industrie (Wollen-, Seiden-, Kleider-, Putzwaaren-, Leinen-, Seifen- und Parfümerieindustrie ꝛc.) eine jede um Millionen, im früheren Export nach dem Ausland geschädigt. Aber der Versuchung können wir doch nicht widerstehen, hier noch das Urtheil eines der bedeutendsten russischen Blätter, der „Nowoje Wremja" unmittelbar nach dem Abschluß des russischen Handelsvertrags hierherzusetzen, um zu zeigen, wie groß auch auf russischer Seite die Achtung vor der Staatsklugheit ist, die wir Deutschen durch Abschluß des Vertrags bewiesen haben. Das vielgelesene und von den höchsten russischen Kreisen bediente Blatt schreibt:

„Der Ausgang des Zollkriegs bedeutet einen zweifellosen moralischen Sieg Rußlands auf wirthschaftlichem Gebiet.

Es ist Rußland gelungen, alles zu erreichen und durchzusetzen, was es eben wollte, während Deutschland mit seinen anfänglich gestellten Forderungen nicht durchkam und mehrfach von denselben ablassen mußte. Die russische, sehr geschickte Politik, welche den einzelnen Zweigen der Industrie nur geringe oder vielfach nur scheinbare Opfer auferlegte, gelangte zum Sieg!" Das dürfte für die Schwärmer für unsere deutsche Handelsvertragspolitik genügen!

9) Der wundeste Punkt unserer deutschen Landwirthschaft sind unbestrittenermaßen die niedrigen Fruchtpreise, welche es dem Bauern unmöglich machen, sein wichtigstes Verkaufsprodukt überhaupt oder doch zu einem einigermaßen lohnenden Preis zu verkaufen. Die wichtigste Frage muß deßhalb für uns sein: wie sind die Fruchtpreise wieder zu einer lohnenden Höhe zu bringen, oder wie ist wenigstens der Fruchtbau, selbst bei den dermaligen Preisen, wieder zu einem auskömmlich rentablen zu machen?

a. Der einfachste Weg zu diesem Ziel würde sein, daß man die Ueberfluthung mit fremdem Getreide dermaßen eindämmte, daß nur soviel fremdes Getreide zum inländischen Verbrauch in das Inland hereingelassen würde, als zur Deckung des inländischen Bedarfs nothwendig ist, also ca. $^1/_{10}$ des Gesammtbedarfs. Würde dieser „Einkauf und Verkauf des zum Verbrauch im Zollgebiet bestimmten ausländischen Getreides, mit Einschluß der Mühlenfabrikate, ausschließlich für Rechnung des Reichs erfolgen" — also Reichsmonopol sein —, so wie dies pos. 1 des Antrags Kanitz fordert, so würde wenigstens hinsichtlich dieses Bedarfsquantums die schädliche Wirksamkeit des Handels einigermaßen lahm gelegt. Der Antrag Kanitz war somit, da er dem wichtigsten Erwerbstand, dem Bauernstand, in ganz berechtigter Weise Hülfe in Aussicht stellte, vollständig begründet. Nur war er, unseres Erachtens, viel zu wenig weitgehend, da der verderbliche Fruchthandel nach wie vor sein Spiel fortsetzen kann. Der Antrag Kanitz schützt den Bauer keineswegs davor, daß der Fruchthändler alsbald nach der Ernte dem „kleinen Bauern" sein Produkt zu Schundpreisen herauspreßt.

Der Antrag Kanitz läßt ferner dem Fruchthandel nach wie vor die Möglichkeit, durch Ankauf ungemessener Quantitäten sowohl in- wie ausländischer Frucht und zähes Zurückhalten derselben den Fruchtpreis und hierdurch den Brodpreis bis zum endlichen „Losschlagen" der auf Speculation gekauften Frucht maßlos zu steigern.

Ohne Monopolisirung des ganzen Fruchthandels wird trotz des Antrages Kanitz die Lage des Bauern nach wie vor sich folgendermaßen gestalten: Schundpreise alsbald nach der Ernte, hierauf, geraume Zeit nach der Ernte und nachdem der Bauer längst seine Frucht aus Geldnoth hat hergeben müssen, Preise, weit über den Kanitz'schen Durchschnitt hinaus — zum Nachtheil der Consumenten und zum Vortheil wohl auch einiger Großgrundbesitzer, vor Allem aber zum Profit des Fruchthandels.

Gegen große Uebel muß man energische Mittel anwenden und nicht davor zurückscheuen, daß sie tief einschneiden. Das größte nationale Uebel ist das immer tiefere Niedersinken unseres Bauernstandes, und die Ursachen dieses größten Uebels sind in erster Linie die durch Börse und Handel herbeigeführten unauskömmlichen Fruchtpreise. Das sicherste, wenn auch einschneidendste Mittel gegen diese immer mehr zunehmende Verarmung des Bauernstandes ist mithin: Monopolisirung des Fruchthandels in der Art, daß das Reich oder die einzelnen Bundesstaaten, am besten aber der berufsgenossenschaftlich organisirte Bauernstand (Privatmonopol) der Inhaber des Monopols wird und gründliche Reform wenn nicht gar Aufhebung der Productenbörse. (Ueber die Reform der Productenbörsen sei verwiesen auf die Resolutionen der Vereinigung der Steuer- und Wirthschaftreformer, S. 163 ff. Bericht über die 19. Gen.-Vers. Verlag des Bureaus der Steuer- und Wirthschafts-Reformer. Berlin S. W. 47, Hagelbergerstr. 18). Bei unserer tiefen Ueberzeugung von der Verderblichkeit des Treibens der Börse, des Frucht- und des Mehlhandels (von Monopolisirung der ganzen Mühlenindustrie und des ganzen Bäckergewerbes ist ja natürlich keine Rede) fällt es uns schwer, nicht näher eingehen zu können auf die großen Vortheile eines solchen Monopols und auf die Widerlegung der dem Monopol gemachten Vorwürfe (Undurchführbarkeit, Staatssocialismus, schwere Schädigung größter Interessentenkreise u. dgl.). Allein abgesehen davon, daß eine eingehende Besprechung der Frage den Gegenstand einer größeren, selbstständigen Abhandlung bilden müßte, könnte dieselbe doch vorerst nur theoretischen Werth haben, während wir bei der Gefahr, die im Verzug liegt, nur mit dem uns befassen müssen, was sofort praktisch ausführbar ist.

Bei der Monopolisirung des Mehl- und Fruchthandels kommt nämlich stets — auch wenn es sich nur um Frucht und Mehl des Inlands handelt, die aus dem Ausland importirte Mehl- und Fruchtmenge in Betracht.



Nun aber lautet Art. 5 des russischen Handelsvertrags:

„Beide Staaten verpflichten sich, den gegenseitigen Verkehr durch keinerlei Einfuhr- oder Ausfuhrverbote zu hemmen."

Hierdurch ist — anerkanntermaßen — für die noch circa 10 Jahre dauernde Vertragszeit der Antrag Kanitz und folgeweise und noch zweifelloser — die Einführung des Monopols unausführbar. Sie beide widersprechen, trotz aller versuchten Interpretationskünste, obigem Artikel 5 und können deshalb ohne Vertragsbruch nicht ausgeführt werden. Denn es ist klar, daß das deutsche Reich den Verkehr russischer Frucht nach Deutschland durch ein „Einfuhrverbot" „hemmen" würde, wenn es verböte, daß ein Anderer, als das Reich, russische Frucht und Mühlenfabrikate auf eigene Rechnung kauft. Sowohl Monopol als Contingentirung widersprechen mithin dem Handelsvertrag und sind also für die Dauer der Gültigkeit des letzteren unausführbar.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Differenzgeschäfte mit lediglich fictiven Werthen mit den Handelsverträgen Nichts zu thun haben. Es kann deshalb bei der notorischen Verderblichkeit solcher Geschäfte nur dringend empfohlen werden, diesem gefährlichsten Treiben der Börse auf jegliche Weise entgegenzuwirken. —

b. Wenn wir nun zur Betrachtung der Frage übergehen, in welcher Weise die Fruchtpreise trotz der dermalen noch nicht zu beseitigenden Schwierigkeiten gehoben werden können, oder wie wenigstens der Fruchtbau, selbst bei dem heutigen niedrigen Fruchtpreis, wieder zu einem auskömmlich rentablen zu machen sei, so müssen wir zunächst auf die Ausführungen in unserer früheren Broschüre (Zur Agrarfrage S. 14 ff.) hinweisen. Es ist dort gezeigt, wie man durch Anwendung praktischer Maschinen und der zahlreichen Fortschritte in dem weiten Gebiet der landwirthschaftlichen Praxis, durch Tiefcultur, richtige Fruchtfolge, Fruchtsortenwechsel, Saatguterneuerung u. s. w. sowohl die Qualität der zu ziehenden Frucht und hierdurch deren Preis erhöhen, als auch die Quantität derselben vermehren und hierdurch, auch bei den laufenden Preisen, einen höheren Gelderlös erzielen kann.

Eines vortrefflichen Mittels zur Hebung der Rentabilität des Fruchtbaues (das Gleiche gilt übrigens von allen landwirthschaftlichen Producten), nämlich der Bildung von Productions- und Verkaufsgenossenschaften, ist in gedachter Broschüre Seite 26 nur kurz Erwähnung geschehen. Besprechen wir derartige Genossenschaften noch etwas ausführlicher.

Je größer das an einen Abnehmer zum Verkauf angebotene

Quantum an Frucht, Kartoffeln und sonstigen Gegenständen der landwirthschaftlichen Production ist und je besser die Qualität dieses angebotenen Quantums, desto bessere Preise sind hierfür zu erzielen. Wenn der einzelne „kleine Bauer“ seine Ernte zum Verkauf bringt, so mag die Qualität noch so gut sein, er wird nicht mehr erlösen, wie den laufenden Preis, weil das Quantum zu gering ist, und fordert er nur Einen Pfennig darüber, so bleibt sein Product eben liegen und vermindert sich bei längerem Aufheben sowohl an Menge, wie an Güte. Das große Quantum können „kleine Bauern“ nur durch Vereinigung zusammenbringen. Aber auch die bessere Qualität wird in der Regel nur durch solche Vereinigung zu erzielen sein. Wie dieses bewerkstelligt wird, werden wir aus der Schilderung der Thätigkeit der Genossenschaft ersehen.

Vorausschicken möchten wir noch, daß diese „Verkaufsgenossenschaften“ nicht unbedingt Vereinigungen sein müssen, welche auf den Prinzipien des Genossenschaftsgesetzes beruhen. Auch völlig freie Vereinigungen von Bauersleuten des nämlichen Dorfes oder mehrerer benachbarten Dörfer können als Verkaufsgenossenschaften thätig sein.

Wo Raiffeisen'sche Creditkassen bestehen, bedarf es gleichfalls nicht der Gründung einer besonderen Genossenschaft. Vielmehr besorgen die Organe der Kasse mit den Mitteln der Kasse die Geschäfte einer Verkaufsgenossenschaft für diejenigen Kassemitglieder, welche sich zu einer solchen „Untergenossenschaft“ (Winzerverein, Molkereigenossenschaft, Kartoffel-, Fruchtverkaufsgenossenschaft u. dgl.) vereinigen. Am besten kann selbstverständlich eine Verkaufsgenossenschaft wirken, wenn sie Untergenossenschaft einer an die General-Anwaltschaft zu Neuwied angeschlossenen Raiffeisen'schen Creditkasse ist. Denn dann steht ihr nicht blos die einzelne Creditkasse zur Verfügung, sondern vor Allem auch die mächtige Mithülfe der Neuwieder Organisation durch deren Personal, Kundenkreis, Absatzgebiet, Geschäftserfahrung u. s. w.

In großen Zügen ist nun die Aufgabe und Thätigkeit einer Verkaufsgenossenschaft die folgende:

a. Beschaffung ausgezeichneten Saatguts. Zu dem Zweck muß sie vorzügliches Saatgut aus erster Quelle beziehen, z. B. das Sechsämter Saatgut (Roggen, Gerste, Hafer), Gerste aus der Probstei u. s. w.

b. Sorge für die Reinhaltung dieses Saatguts; deshalb wacht die Genossenschaft darüber, daß dieses Saatgut nicht

mit anderem vermischt, sondern separat ausgesäet, geerntet, aufbewahrt und zum Verkauf gebracht wird.

c. Saatguterneuerung nach Verlauf längerer oder kürzerer Zeit, zum Zweck der Vermeidung der Entartung („Ausartung") des Saatguts; eine solche Ausartung tritt nach Verlauf von mehreren Jahren trotz aller auf Reinerhaltung gerichteten Sorgfalt unfehlbar ein.

d. Genaue Controle über die Verwendung richtigen und unvermischten Saatguts, über den zur Saat zu bestimmenden Boden, dessen Düngungszustand, Pflege der Saat, Zeitpunkt der Ernte, Behandlung des geernteten Produkts auf dem Feld, Zeitpunkt der Heimfahrt desselben, Aufbewahrungsort und Behandlung nach geschehener Einheimsung. Nur wenn die Verkaufsgenossenschaft über das Alles genaue Controle führt, ist ein tadelloses Verkaufsgut zu erzielen!

e. Controle über Tadelosigkeit der in den Lagerraum eingelieferten Waare (ob das zum Verkauf bestimmte Getreide durch den Trieur gegangen ist, die Kartoffeln abgekeimt sind u. s. w.)

f. Der Verkauf soll in der Regel so bald als möglich erfolgen; Speculiren auf höhere Preise lohnt sich meist nicht, da Quantitäts- und Qualitätsverlust sehr leicht ausgleicht, was etwa durch höhere Preise erzielt werden könnte. Während der Lagerung der Frucht ꝛc. im hierzu bestimmten Local wird für rationelle Behandlung der Frucht: Lüftung, Vorkehrung gegen Mäuse- und Vogelfraß ꝛc. auf gemeinsame Kosten gesorgt. Auch können einzelnen Mitgliedern der Genossenschaft auf die von ihnen eingelieferten Produkte Vorschüsse aus der Vereinskasse bewilligt werden. Da wo Raiffeisen'sche Creditkassen bestehen, sind solche Vorschüsse ohne jede Schwierigkeit zu leisten. Hierdurch ist aber bereits einer der am meisten gepriesenen Vorzüge der Silo's, d. h. der allgemeinen Getreidehäuser erreicht. Wo also entweder Raiffeisen'sche Creditkassen bestehen, oder wo die Kasse der Genossenschaft bereits Reservekapitalien besitzt, sind wenigstens hinsichtlich der Leistung von Vorschüssen — die Silos überflüssig.

Für unsere kleinen bäuerlichen Verhältnisse, in denen der Durchschnittsbauer kaum 40 bis 50 Ctr. Frucht alljährlich abgeben kann, aber auch möglichst rasch verkaufen muß, um zu Geld zu kommen, genügen derartige genossenschaftliche Lagerräume durchaus. Die öffentlichen Silo's sind dermalen nur im Bereich größerer Städte angelegt und deshalb für den weit abwohnenden Bauern unbrauchbar. Man denke, um ganz concret von unsern hessischen Ver-

hältnissen zu reden, an die Entfernung vom hintern Odenwald heraus bis Worms; man denke an die oft ganz unpassirbaren Zufahrtswege zur Herbst- und Winterszeit! Die Errichtung, Einrichtung, Unterhaltung und Verwaltung der Silo's verursachen hohe Kosten, welche sich für den „kleinen Bauern“ bei seinen kleinen Quantitäten nicht bezahlt machen. Es ist das schon wiederholt ziffermäßig nachgewiesen worden. Die beliebte Berufung auf Amerika, wo bekanntlich die Silo's in großer Zahl und in erstaunlichem Umfang angelegt sind, ist für unsere vorwiegend kleinen Verhältnisse durchaus nicht zutreffend.

Mögen deshalb große Silo's von Staatswegen angelegt werden — für den „kleinen Bauern“ sind sie vorerst unbrauchbar, und sie werden deshalb von ihm, wenn er nicht gerade ganz in der Nähe eines solchen begütert ist, nicht benutzt werden.

In Wirklichkeit kann sich aber auch der „kleine Bauer“ auf genossenschaftlichem Wege mit den oben besprochenen kleineren Lagerräumen ganz wohl behelfen und die Natur der Sache ergibt, daß er zu deren Anlage schreitet, sobald er im Ort sich zu gemeinsamem Verkauf vereinigt hat und daß er mit zunehmender Ausdehnung der Genossenschaft den Lagerplatz nach Maßgabe des Bedürfnisses gleichfalls erweitert.

Aus dem Gesagten möge man ersehen, daß auch von den heut zu Tage so laut als „großem Mittel“ angepriesenen Silo's für den „kleinen Bauern“ vorerst nichts zu erhoffen und daß derselbe auch hierin auf die Selbsthülfe angewiesen ist.

g. Die Verkaufsgenossenschaft muß zum Zweck baldigen vortheilhaften Absatzes ihrer Vorräthe fleißig von erlaubter Reclame und von Inseraten Gebrauch machen. Namentlich aber muß sie einen bezahlten Agenten in Dienst nehmen, der sich mit Großhändlern und namentlich mit Proviantämtern ins Benehmen setzt.

Welche Erfolge durch solche Verkaufsgenossenschaften bei Producten aller Art erzielt werden können; wie durch die große Quantität im Verein mit der im genossenschaftlichen Weg erzielten besseren Qualität wirklich höhere Preise als die laufenden erreicht werden können; wie also — was wir ja darzuthun haben — der Bauer durch die Verkaufsgenossenschaft in Stand gesetzt wird, den Fruchtbau (Kartoffelbau, Hopfenbau, Weinbau ꝛc.) trotz der heutigen Schwierigkeiten rentabler zu machen — hierfür sollen nachfolgende Beispiele aus der Praxis dienen, von denen die zwei ersteren zeigen sollen, wie einfach sich die Sache da gestaltet, wo eine Raiffeisen'sche Kasse mit der General-Anwaltschaft

zu Neuwied in Verbindung steht. Wir entnehmen diese beiden einer Rede des Herrn Dr. Krauß von Neuwied über Verkaufsgenossenschaften auf dem vorjährigen Vereinstag des General-Anwaltschaftsverbandes zu Cassel.

Vor einigen Jahren waren am Rhein die Kartoffeln gut gerathen, in der Pfalz dagegen schlecht. Am Rhein kostete der Centner guter Speisekartoffeln 1,10 Mk. und war zu diesem Preis noch kaum an den Mann zu bringen; in der Pfalz wurde der Centner mit 2,50 Mk. bezahlt. Der Vorsitzende des Darlehens-Kassen-Vereins in Kettig a. Rh. bekam von dieser Sachlage durch die General-Anwaltschaft in Neuwied Wind; er bereiste die Raiffeisen'schen Vereine in der Pfalz und hatte im Handumdrehen den gesammten Kartoffelüberfluß seines Vereins und einiger Nachbarvereine verkauft. Die rheinischen Vereine erhielten anstatt Mk. 1,10 pro Centner, Mk. 1,40 und die pfälzischen Vereine hatten nach Abzug der Fracht noch an jedem Centner Kartoffeln 70—80 Pfg. gespart. Beide Theile hatten also ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht.

Weiteres Beispiel:

Der Beiseförth-Binsförther Darlehens-Kassenverein in der Provinz Hessen-Nassau hat unter seinen Mitgliedern zahlreiche Korbmacher. Er wandte sich an den General-Anwalt mit der Bitte, ihm eine Quelle anzugeben, von wo er ohne Zwischenhändler die Korbweiden kaufen könne. Die General-Anwaltschaft machte den Verein mit einer solchen Quelle bekannt und der Erfolg war ein glänzender. Der Beiseförther Verein hat 188 Ctr. Korbweiden zum Preis von 2 700 Mk. bezogen: und daran für die Kasse circa 60 Mk. verdient und den Genossen 600—800 Mk. erspart. Die Vereinsgenossen, welche die Korbweiden verkauften, waren gleichfalls mit dem Geschäft höchlichst zufrieden.

Weiteres Beispiel, mitgetheilt von dem bekannten hochverdienten Bauernführer Dr. Heim in Wunsiedel, Königreich Bayern:

Vier Verkaufsgenossenschaften im Fichtelgebirg befassen sich schon seit Jahren mit Massenerzielung hochqualitätiger Frucht. Dieselben haben im Jahre 1895 etwa 32 000 Centner Primahafer an das Militär (Proviantämter) verkauft mit einem Netto-Erlös von 210 000 Mk. Der Mehrerlös gegenüber dem nicht im Genossenschaftsweg erzielten und verkauften Hafer entspringt aus der Uebergewichtsvergütung (von der Veredlung herrührend) pro Centner.

Zur Erläuterung dieser Uebergewichtsvergütung diene Folgendes: Die Genossenschaft schließt mit dem Proviantamt Vertrag über

Lieferung von 2 000 Centner Hafer à 6,35 Mk. bei directer Uebernahme an der Station, während die Aufkäufer, d. h. der Zwischenhandel, etwa 6,25 bis 6,30 Mk. zahlen. Das wäre also bis jetzt nur ein Gewinn von höchstens 10 Pfg. pro Centner. Nun aber kommt der durch die vorzügliche Qualität des Hafers erreichte Gewinn in Form der „Uebergewichts-Vergütung". Die Genossenschaft erhält nämlich pro Gramm, das der Hafer pro Viertelsliter — mit dem Getreideprober gewogen — mehr als 125 Gramm wiegt, eine Vergütung von 3 Pfg.

Das vorgeschriebene Mindestgewicht sind 112 Gramm pro Viertelsliter; während aber der ausländische, z. B. rumänische Hafer nur 90 Gramm und weniger pro Viertelsliter wiegt, ist das Gewicht des gedachten Fichtelgebirgshafers 140 Gramm und mehr pro Viertelsliter, im Mittel ist der Fichtelgebirgshafer nahezu 60 Prozent schwerer, als der ausländische und nahezu 30 Prozent schwerer, als der mittelgute inländische!

Da nun der Fichtelgebirgshafer der gedachten Genossenschaften ausnahmslos „Uebergewicht" hat (d. h. mehr als 125 Gramm pro Viertelsliter wiegt), so erzielt derselbe eine Uebergewichtsvergütung, von 30—45 Pfg. und mehr pro Centner — pro Waggon 48, 60, 90 ja sogar bis 120 Mk.!

Diese Uebergewichtsvergütung ist der effective Gewinn, den die Genossenschaft bei ihren Militärlieferungen im Vergleich zu den Einzelverkäufen macht.

Bei dem hier besprochenen Verkauf von 32 000 Centner hat die Fichtelgebirgs-Verkaufsgenossenschaft in Folge des Uebergewichts ihres Hafers über 10 000 Mk. mehr erlöst, als nach dem laufenden Preis für Mittelqualität der Einzelverkäufer erhalten hätte!

Nach Vorstehendem können wir nicht dringend genug die Gründung von Produktions- und Verkaufsgenossenschaften empfehlen, um hierdurch, als sicherem Mittel, bessere Preise als die laufenden, namentlich für die Frucht, zu erzielen und die Rente des Grundbesitzers zu erhöhen!

E. Ererbte Schulden.

Ist es dem deutschen Bauer schon beim Antritt eines schuldenfreien Besitzes überaus schwer, sich über Wasser zu halten oder gar — was doch sein sollte! — voranzukommen, so wird ihm dies, ohne besonders glückliche Umstände, wie beispielsweise eine Reihe glänzender Weinjahre, Möglichkeit von lohnender Hochkultur in Folge der Nähe großer Städte u. dgl., geradezu un-

möglich, wenn auf seinem Besitz irgend erhebliche Schulden lasten. Wie viele Grundbesitzer sind aber in Deutschland in der glücklichen Lage, einen Grundbesitz ihr eigen nennen zu können, der frei wäre von Kaufschillingen und Hypotheken, von Personalschulden ganz zu schweigen? Und wenn der Landwirth es selbst zu Stand bringen sollte, keine *neuen* Schulden seinem Grundbesitz aufzulasten, so wird er doch meist *beim Antritt seiner Wirthschaft derartige Lasten schon vorfinden.*

Die Verschuldung des deutschen Grundbesitzes ist geradezu enorm. Geben wir zum Beleg aus dem umfangreichen uns hierüber zu Gebot stehenden statistischen Material einige durchaus zuverlässige Zahlen. Dieselben sind entnommen dem stenographischen Bericht der 16. öffentlichen Sitzung der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 24. October 1893 (Rede des Abg. Dr. *Jäger*). Die statistische Uebersicht über die Verschuldung des *preußischen Grundbesitzes* ergibt: in den Jahren 1886—1892 ist in Preußen blos die *hypothekarische* Verschuldung des landwirthschaftlichen Grundbesitzes um 883 Mk. Millionen gestiegen und nach Abrechnung der inzwischen erfolgten Tilgungen jährlich um *einhundert Million Mk.!* *Bayern* hat einen jährlichen Zuwachs der landwirthschaftlichen Grundverschuldung von *sechszehn* Million Mk. und eine *Gesammtgrundverschuldung* von *zwei Milliarden Mk.!* Im *Großherzogthum Hessen* beträgt die jährliche Zunahme der landwirthschaftlichen Grundverschuldung nach Dr. Jäger *drei Millionen zweimalhunderttausend Mark.* Der landwirthschaftliche Grundbesitz von *ganz Deutschland* erfährt, nach Abzug der jährlichen Schuldentilgung, *jährlich* einen (*Netto*)-Zuwachs von 160 Millionen Mk. Grundschulden und war nach Dr. Jäger's Ausführungen im Wirthschafts-Ausschuß der bayerischen Abgeordneten-Kammer im Juni 1894 bereits mit circa 20 Milliarden! verschuldet.

In *Preußen* ist der kleine und mittlere Grundbesitz mit über ein Drittel, der Großgrundbesitz mit über ein Halb seines Werthes verschuldet. Im Jahre 1892 wurden in *Bayern* in Folge *Vergantung* 883 Güter mit einer Gesammtfläche von 27 140 hessischen Morgen (gleich ein Viertel Hectar) zwangsweise versteigert.

Hiervon gehörten an:

dem kleinen Grundbesitz	(bis zu 10 Hectar)	690 Anwesen
„ mittleren „	(10 — 100 „)	191 „
„ Großgrundbesitz		2 „
	Summa:	883 Anwesen.

Diese wenigen Zahlen geben gewiß einen sehr traurigen Einblick in die finanzielle Lage unseres Bauernstandes und bestätigen, wie begründet es ist, wenn man von seinem „bevorstehenden Ruin" spricht. Und doch hätten wir auf Grund allerneuester statistischer Aufzeichnungen noch weit betrübendere Zahlen aufführen können, nach denen sich, bei Ziehung des Durchschnitts der bäuerlichen Verschuldung in den verschiedenen deutschen Staaten, eine Gesammtverschuldung des deutschen Grundbesitzes von mindestens zweiundfünfzig Prozent ergibt. Schon 1882 wurde auf dem XIII. Congreß deutscher Landwirthe (s. dessen Verhandl. Seite 43, Rede des H. v. Thüngen) der bayerische Grundbesitz als mit 75 $^0/_0$ verschuldet bezeichnet. Halten wir uns indeß blos an die oben angeführten Zahlen, welche wegen der Persönlichkeit, die sie uns mittheilt, die Gewähr vollster Richtigkeit bieten, übrigens nicht einmal die Möglichkeit ausschließen, daß der deutsche Grundbesitz wirklich mit mindestens 52 $^0/_0$ verschuldet ist. Wie viele Prozent hiervon auf Kaufschillings-Rückstände und wie viele auf Hypothekenschulden entfallen, ist nicht einmal annähernd festzustellen. Doch dürfte eine solche Feststellung auch nicht von praktischem Werth sein. Wollen wir vielmehr aus obigen Zahlen praktischen Nutzen ziehen, so haben wir nur folgende Fragen zu beantworten:

a) Wie sollen die dermaligen Grundschulden abgetragen werden? und

b) wie können künftig zu contrahirende Grundschulden auf die wenigst lästige Weise eingegangen werden?

Die ererbten Grundschulden, also die Grundschulden, welche die heutige Generation von der vorhergegangenen ererbt hat, und welche die künftigen Generationen von unserer und den früheren Generationen erben werden, bilden für den jungen Bauersmann, der in den Besitz seines elterlichen Grundbesitzes gelangt ist, eine unerträgliche Last und zugleich eine Last, die er, wenn er nicht durch reiche Heirath, Erbschaft oder sonstige Glücksfälle in den Besitz größerer Capitalien kommt, während seines ganzen Lebens nicht abtragen kann, die somit bei seinem Tod auf seine Erben übergeht. Um den Grundbesitzer von solchen ererbten Grundschulden zu befreien und in Zukunft ihm die Grundverschuldung möglichst wenig lästig zu machen, vermögen wir bei heutiger Lage unseres Bauernstandes kein anderes Mittel als geeignet zu erkennen, als die Lebensversicherung in ihren verschiedenen Arten und eine gute Hypothekgesetzgebung. Zwar verstoßen wir durch Empfehlung der Beibehaltung des Hypothekenwesens gegen die heute in fachagrarischen Kreisen sehr

beliebte Idee, daß nur die Rente des Grundbesitzes belastet werden könne, nicht dessen Substanz selbst, und daß ferner der berufsgenossenschaftlich organisirte Bauernstand allein das Organ der bäuerlichen Grundentlastung und Grundverschuldung zu sein bestimmt sei. Zur Rechtfertigung dieses unseres Standpunktes in beiderlei Hinsicht sei Folgendes hier wiedergegeben, was wir bereits 1884 in einem Referat für das social-politische Comité (eingesetzt von der Frankfurter Gen.-Vers. der Katholiken im Jahre 1882) über Grundverschuldung und Grundentlastung hierüber geschrieben haben und das wohl heute, nachdem der Bauernstand seitdem finanziell erheblich tiefer gesunken ist, noch zutreffender erscheinen dürfte.

Bezüglich des Rentenprinzips schrieben wir: „Wenn auch die Behauptung, daß die Grundrente allein der Verpfändung unterliegen dürfe, von verschiedenen Seiten in scharfsinniger Weise vertheidigt worden ist, so dürfte doch die Verwirklichung dieser Idee kaum jemals durchführbar sein. Wenn Schulden oder Erbtheile nicht als Capital, sondern als Rente eingetragen werden, so schwanke, sagt man, ihr Verhältniß zum Werth des Grundstücks nicht nach dem Zinsfuß, dessen Steigen ein Fallen des Grundwerthes und dessen Fallen ein Steigen des Grundwerthes zur Folge habe. Das ist ja gewiß richtig. Aber vor allem ist die Gefahr des Steigens des Zinsfußes dermalen ausgeschlossen und wird auch voraussichtlich so bald nicht wieder kommen, da im Gegentheil der Zinsfuß seit vielen Jahren in stetem Sinken begriffen ist.

Ferner ist die Rente selbst viel häufigern Schwankungen ausgesetzt, als der Zinsfuß. Dieselbe kann von einem abnorm hohen Erträgniß bis zu Null herabsinken, namentlich da, wo Handelsgewächse angebaut werden, so daß selbst bei der Zugrundelegung einer vieljährigen Durchschnittsrente Gläubiger wie Schuldner sich aufs Empfindlichste verrechnen können. Die Rente, welche der Gläubiger durch die Hingabe seines Capitals erkauft, wird zweifellos fast stets unter Berücksichtigung des dermaligen Zinsfußes verabredet, die Rente macht deshalb auch die nämlichen Schwankungen mit, welche der Zinsfuß erleidet. Der Gläubiger, welcher eine Rente gekauft hat, kann das Capital nicht zurückfordern; er muß deßhalb, wenn er wieder zu seinem Capital gelangen will, die Rente an einen Dritten verkaufen. Ist nun der Zinsfuß, wie wir einmal unterstellen wollen, seit dem ursprünglichen Rentenkauf gestiegen, so muß der Gläubiger zu seinem Nachtheil die Rente zu einem höheren Zinsfuß capitalisiren. In dieser Voraussicht wird er alsbald bei der Hinausgabe seines Capitals diese Gefahr durch eine ungünstige Capitalisirung auf den

Schuldner überwälzen. Ist aber der Zinsfuß seit dem ursprünglichen Rentenkauf, zu der Zeit des Weiterverkaufs der Rente gesunken, so wird der Gläubiger zu seinem Vortheil die Rente zu einem niedrigeren Zinsfuß capitalisiren, oder, mit andern Worten, er wird zum Nachtheil des Schuldners für die Rente ein größeres Capital von dem Käufer derselben verlangen, als er selbst gegeben hat."

Bezüglich der landschaftlichen Organisation des Bauernstandes in Betreff der bäuerlichen Grundverschuldung und Grundentlastung schrieben wir:

„Alle Anforderungen, welche der Grundbesitz an den Hypothekar-Credit stellen kann, erfüllen ja gewiß die Landschaften in vollstem Maß; von den Hypotheken-Banken haben sie unter allen Umständen das voraus, daß ihre einzige Aufgabe und Bestimmung die Förderung des landwirthschaftlichen Credits ist, während die Hypotheken-Banken zwar die „Hebung des Realcredits" als ihren Zweck bezeichnen, in Wirklichkeit aber nur die Hebung der Dividende ihrer Actionäre im Auge haben.

Wenn nun zwar die Ausdehnung der Landschaften auf den mittlern und kleinern Grundbesitz als Ideal des Realcredits zu bezeichnen ist, so muß es doch bei dem Wunsch nach diesem Ideal sein Bewenden behalten, da Landschaften überhaupt nur in geographisch sehr beschränktem Umfang durchführbar sind. Damit eine Landschaft auch nur existenzfähig sei, müssen die derselben angehörenden Grundbesitzer vor allem die Garantie bieten, daß sie für die von der Landschaft ausgegebenen Pfandbriefe auch einstehen können. Wie sollen aber Grundbesitzer diese Garantie bieten, deren Besitz gerade nur ausreicht, um die Familie nothdürftig zu erhalten? Welche Garantie soll ein Bauernstand bieten, welcher, wie beispielsweise der bayerische, bereits zu $^3/_4$ verschuldet ist? Und von allem dem abgesehen: Wie sollte man Landschaften da einführen können, wo der genossenschaftliche Geist fehlt, wo Niemand Verständniß für das gegenseitige Einstehen der Berufsgenossen besitzt? Eine zwangsweise Einführung von Landschaften wäre da doch gewiß nicht zu rechtfertigen. Wir möchten aber glauben, daß im Süden und Westen, sowie in einem großen Theil des Ostens von Deutschland aller und jeder Sinn für Errichtung von Landschaften fehlt, und halten deshalb für diese Gegenden dieses an und für sich treffliche Mittel zur Befriedigung des Realcredits für undurchführbar."

In Oesterreich hat die Regierung vor Kurzem einen zweiten Gesetzentwurf in anderer Fassung dem Abgeordneten-Haus vorgelegt betreffend die Errichtung von Berufsgenossenschaften der



Landwirthe; dagegen einen Gesetzentwurf betr. die Errichtung von Rentengütern zunächst zurückgezogen. Hinsichtlich der Creditfrage bezeichnet derselbe in § 11 pos. e als zum Wirkungskreis der Genossenschaft gehörig:

> Die Vermittlung der Convertirung hochverzinslicher in minderverzinsliche, kurzfristiger in langfristige, dem Amortisationszwang unterworfene Hypothekdarlehen.

Der von zahlreichen Corporationen aus ganz Oesterreich besuchte fünfte österreichische Agrartag vom 7. bis 9. März 1895 faßte hinsichtlich der gedachten Regierungsvorlage u. a. folgende Resolution:

> „Als Grundlage für die Verwirklichung der Rentengüteridee sind die Berufsgenossenschaften der Landwirthe erst dann in Anspruch zu nehmen, wenn sie allseitig durchgeführt, durch zu erwartende wirthschaftliche Erfolge gekräftigt, die Gewähr dauernden und gedeihlichen Bestandes bilden."

Man will also auch in Oesterreich, welches doch in höherem Grad als Deutschland Agrarstaat ist, und wo unseres Erachtens die Rentengüter mehr Berechtigung und Aussicht auf Erfolg haben, die Rentengüteridee noch sehr lange in ihrer Verwirklichung hinausschieben und dieselbe überhaupt erst dann ins Leben rufen, wenn die Berufsgenossenschaften selbst allseitig durchgeführt und sich als dauernd und gedeihlich bewährt haben.

Die Lebensversicherung und eine gute Hypothekengesetzgebung bezeichneten wir oben als die Mittel zur Grundentlastung und wenigst lästiger Grundverschuldung. Daß, wie schon öfters vorgeschlagen wurde, die auf etwa zwanzig Milliarden veranschlagte Gesammtgrundverschuldung des deutschen Bauernstandes weder vom Reich, noch von den Einzelstaaten übernommen werden kann, bedarf, angesichts der gleichfalls in die Milliarden gehenden Verschuldung des Reichs und der Einzelstaaten, gewiß nicht näherer Begründung. So sehen wir denn den Bauer auch bei dieser wichtigen Angelegenheit vor Allem auf die Selbsthülfe angewiesen.

Die Lebensversicherung. Wir reden hier am Besten in Beispielen. Ein Bauersmann, welcher in den Besitz eines mit Schulden belasteten Gutes gekommen ist, hat durch die Lebensversicherung ein vortreffliches Mittel, ohne erhebliche Opfer sein Gut schuldenfrei seinen Erben zu hinterlassen. Wenn er in noch jugendlichem Alter eine jährliche mäßige Summe zahlt und hierdurch seinen Erben ein mit seinem Tod fälliges Capital sichert, so sind dieselben im Stand, das Gut in Höhe dieses Capitals schuldenfrei zu machen. — Die Schuld vererbt sich nicht weiter. — In gleicher

Weise kann der Bauersmann sich selbst ein schuldenfreies Gut in noch rüstigem Alter verschaffen, indem er sich ein etwa im Alter von 60 Jahren an ihn selbst auszuzahlendes Capital sichert. Seine Erben erhalten dann gleichfalls ein schuldenfreies Gut.

Die Erbabfindungen bilden wohl die häufigste Veranlassung zur hypothekarischen Belastung. Wenn ein Vater seinen ältesten Sohn zum Nachfolger im Gut bestimmen will und ihn deßhalb zum Erben des Gutes einsetzt mit der Verpflichtung, seinen Geschwistern die entsprechenden Herauszahlungen zu leisten, so kommt der Sohn alsbald mit dem Tod des Vaters in die fatale Lage, Capitalien aufnehmen zu müssen, um die Herauszahlungen leisten zu können. Diese Capitalien wird er wohl mit fünf Prozent verzinsen müssen, während er aus dem Grundbesitz höchstens $3^1/_2$ % Rente bezieht.

Wenn aber der verständig voraussehende Vater den übrigen Kindern ein mit seinem Tod fälliges Capital aus der Lebensversicherungs-Anstalt testamentarisch zugesichert hat, so bleibt der das Gut übernehmende Sohn von der Last der Erbabfindung verschont.

Aus diesen dem täglichen Leben entnommenen Beispielen, die leicht zu vervielfältigen wären, ersehen wir den überaus wohlthätigen Einfluß der Lebensversicherung in ihren verschiedenen Arten auf die bäuerliche Grundverschuldung. Die verschiedenen Bauernvereine, — auch der hessische — haben deshalb auch Begünstigungsverträge mit verschiedenen Lebensversicherungs-Anstalten, namentlich mit der Stuttgarter Renten- und Lebensversicherungsbank abgeschlossen, von denen erfreulicher Weise recht fleißig Gebrauch gemacht wird.

Die hypothekarische Verschuldung. Das einfachste Mittel, um sich von einer hochverzinslichen und kündbaren Hypothekschuld zu befreien, ist natürlich die Verwandlung derselben in eine niedriger verzinsliche und unkündbare. Es gibt zahlreiche öffentliche Credit-Institute, welche dem Bauern hierin zu Diensten sind. So gewährt die Frankfurter Hypothekenbank den Mitgliedern des hessischen Bauernvereins unkündbare Darlehen gegen erste Hypothek, $4^1/_4$ % Zins und $^3/_4$ % Amortisation, wenn dieselben zugleich einer Raiffeisen'schen Creditkasse angehören, welche statutenmäßig die Solidarhaft auch auf diese von der genannten Bank aufgenommenen Darlehen ausgedehnt hat.

Wenn wir für Beibehaltung der Hypothek uns aussprechen, so stehen wir allerdings im Widerspruch mit der heutigen Ansicht Vieler, welchen die capitalistische Behandlung von Grund und Boden widerstrebt. Gleichwohl müssen wir derselben aus den weiter

oben hervorgehobenen Gründen und da die dringende Nothlage des Bauernstandes kein Experiment mit einer anderen Verschuldungsform verträgt, auch heute noch das Wort reden. Nur muß die hypothekarische Verschuldung so viel wie möglich der Eigenart von Grund und Boden und insbesondere seiner niedrigen und schwankenden Rente angepaßt werden. Gewiß möchten wir am Liebsten die Zulässigkeit hypothekarischer Verschuldung beschränkt sehen auf Bedürfnisse, welche direct den Grundbesitz oder die Familie als Inhaberin des betreffenden Grundbesitzes berühren, wie Kaufgelder, seitherige lästige Hypotheken, Erbabfindungen, Vermögensansprüche von Frau und Kindern hinsichtlich des Guts, Meliorationen und Betriebsgelder. Allein wem soll die Controle übertragen werden über die Nothwendigkeit des erbetenen Darlehens für gerade diese Zwecke und über die Verwendung des Darlehens für diese Zwecke — welch' doppelte Controle bekanntlich für den Personalcredit der Raiffeisen'schen Cassen besteht — ?

In welcher Weise der Grundbesitz hypothekarisch zu belasten sei, führt der hochverdiente Professor Fhr. von der Goltz in dem von Dr. Martin Faßbender herausgegebenen „Bauernkalender" pro 1896 (Schnell'sche Buchhandlung in Warendorf in Westfalen) aus. Da dessen Vorschläge durchaus den Anforderungen zu entsprechen scheinen, welche an die hypothekarische Verschuldung des Grundbesitzes gestellt werden müssen, so sollen dieselben nachstehend ihre Stelle finden:

1. Hypothekarische Darlehen werden am besten bei öffentlichen Credit-Instituten aufgenommen, weil dieselben unkündbaren und billigen Credit geben.

2. Handelt es sich um Darlehen, welche einen nur kleinen Theil, höchstens ein Drittel des Ertragswerthes des Hofes ausmachen, so können unbedenklich auch Darlehenskassen, Sparkassen, Vorschußvereine angegangen werden. In dem gleichen Fall kann man auch, wenn sich günstige Gelegenheit dazu bietet, das Geld bei Corporationen (Kirchen, milden Stiftungen u. s. w.) oder bei zuverlässigen Privatpersonen, die nicht zu den gewerbsmäßigen Geldverleihern gehören, aufnehmen.

3. Die Benutzung von privaten Credit-Instituten (Hypothekenbanken u. s. w.) ist dem Bauer nicht zu empfehlen (daß im Fall eines Vertrags mit einer solchen Bank eine Ausnahme eintreten kann, haben wir oben bezüglich der Frankfurter Hypothekenbank erwähnt); mit gewerbsmäßigen Geldverleihern soll er sich unter keinen Umständen einlassen.

4. Unkündbare Darlehen sind kündbaren entschieden vorzuziehen und zwar um so mehr, je höher die Belastung des Hofes im Verhältniß zu dem Ertragswerthe sich beläuft.

5. Die Höhe der ungefährlichen Belastung eines Hofes richtet sich nach dessen Ertragswerth und nach der Höhe des für die aufgenommene Schuld ausbedungenen Zinsfußes. Je niedriger der Letztere sich stellt, desto höher darf die Schuld sein und umgekehrt.

6. Bei einem Zinsfuß von 4% darf bei unkündbarem Darlehen die Belastung allenfalls bis zwei Drittel des Ertragswerthes, bei kündbaren Darlehen allenfalls bis drei Fünftel des Ertragswerthes ausmachen. Bei einem Zinsfuß von $4\frac{1}{2}$% oder gar 5% soll die Belastung, wenigstens bei kündbaren Schulden, in der Regel nicht über die Hälfte des Ertragswerthes hinausgehen.

7. In den meisten Fällen wird es sich empfehlen, die Höhe der zulässigen Belastung von bäuerlichen Höfen nicht nach ihrem Ertragswerthe zu berechnen, da dessen Aufstellung schwierig und unsicher ist. Den besten Maßstab hierfür bildet vielmehr der im Durchschnitt der Jahre erzielte Reinertrag. Dieser ist entweder aus den geführten Büchern oder aus dem Ueberschusse zu berechnen, den der Bauer am Schlusse des Jahres zu haben pflegt.

8. Eine Belastung des Hofes ist nur insoweit ungefährlich, als aus seinem Ertrage neben den direkten Wirthschaftskosten und dem Lebensunterhalte des Besitzers und seiner Familie die jährlich zu zahlenden Schuldzinsen mit ziemlicher Sicherheit bestritten werden können!" —

An diese Vorschläge des Freiherrn von der Goltz möchten wir noch eine kurze Bemerkung anfügen. Daß derselbe sich so entschieden für Beibehaltung des Hypotheken-Instituts ausspricht, ist sehr erfreulich. Seine Vorschläge entsprechen auch, wie wir oben gesagt, im Allgemeinen, in abstracto, den Anforderungen an den bäuerlichen Realcredit. Dem Freund des Bauernstandes liegt es aber ob, diese Vorschläge zwar zu beachten, jedoch in jedem einzelnen Fall, in welchem er einem Bauersmann in Betreff der Entlastung oder Belastung seines Grundbesitzes berathend zur Seite stehen kann, dies zu thun. Und da ist es wieder der Bauernverein, welcher seinen Mitgliedern vortreffliche Dienste leisten kann und gar vielmal auch leistet, in Befreiung von lästigen und Erwirkung möglichst unbeschwerlicher Hypotheken; in Rathsertheilung, namentlich aber auch im Abrathen vor unwirthschaftlicher Verschuldung.

So hätten wir denn die Eingangs aufgeführten Gründe be-

sprochen, — die zum Rückgang des Bauernstandes beitragen und an denen dieser nicht Schuld trägt. Da diese Gründe einen großen Theil der wichtigsten socialen Frage, der Agrarfrage, bilden, und jeder einzelne Grund sehr wohl Gegenstand einer selbstständigen größeren Abhandlung bilden könnte, so muß der verehrliche Leser Nachsicht üben, wenn er manche Gesichtspunkte gar nicht oder nicht genügend beleuchtet findet; zu einer erschöpfenden Besprechung aller jener Gründe würden Bände nöthig sein. Uns kam es aber auch nicht auf eine theoretische Behandlung der Fragen an, sondern wir haben theoretische Erörterungen nur eintreten lassen, wo es unumgänglich nöthig schien, im großen Ganzen aber stets den einzigen Zweck der Abhandlung: praktisch Verwerthbares zu bieten, verfolgt. Die Bedeutung und die Durchführbarkeit der berufsgenossenschaftlichen Organisation des Bauernstandes haben wir deshalb gleichfalls nicht einer eigenen Besprechung unterzogen. Daß eine solche Organisation anzustreben ist, wer möchte das bestreiten? Warten wir aber ab, wie sich dieselbe in dem Haupt-Agrarstaat Oesterreich bewähren wird, wo man ja, wie oben gesagt, noch keineswegs davon überzeugt ist, daß dieselbe dauernd und gedeihlich wirken wird. Zudem — man vergleiche nur die Statuten der Bauernvereine und § 2 des österreichischen Gesetz-Entwurfs — erfüllen die Bauern-Vereine die wichtigsten Aufgaben der Berufs-Genossenschaften, sodaß, wenn wir die Bauernvereine recht thatkräftig unterstützen, wir uns vorerst noch ohne genossenschaftliche Organisation behelfen können.

Das heutige Erbrecht mit seiner Vertheilung des Grundbesitzes in so viele Stücke, als in concreto Erbberechtigte vorhanden sind, sowie die schrankenlose Theilbarkeit des Grundbesitzes haben wir mit vollem Bedacht nicht als Grund des Rückgangs des Bauernstandes besprochen, weil wir hierin in Wahrheit einen Grund zum Rückgang nicht erblicken, im Gegentheil die freie Vererblichkeit und Theilbarkeit für eine durchaus berechtigte Forderung des überwiegenden Theiles des deutschen Bauernstandes halten. Das Interesse der weitaus größten Zahl der Angehörigen des Bauernstandes verlangt die Behandlung der Bauerngüter nach gemeinem Erbrecht, die gleiche Theilung. Wenn behauptet wird, die Grundursache alles socialen Uebels liege an dem Verbot des Code Napoléon, daß die Eltern völlig frei über ihr Vermögen verfügen können, also in dem Verbot daß sie ihr gesammtes Vermögen einem Kind zuwenden, oder, mit andern

Worten, in dem Notherbenrecht, so halten wir das für unrichtig. Das Notherbenrecht ist in der Moral und dem Naturrecht begründet und hat seinen Ausdruck schon im Römischen Recht und zwar durch den Einfluß der Kirche gefunden.

Gegen die Untheilbarkeit, also für freie Theilbarkeit der Bauerngüter, sei es im Fall des Erbgangs, sei es durch Vertrag, sprechen der allgemeine Volkswille, volkswirthschaftliche Gründe und die Erfahrung.

Der allgemeine Volkswille spricht für Freitheilbarkeit und Freivererblichkeit. Denn unzweifelhaft werden die Geschwister des Anerben sich bei Zutheilung oder Vererbung des Gutes an Einen zurückgesetzt und zugleich gefährdet fühlen, da heut zu Tage Jeder auf sich angewiesen ist und daher aller irgend zur Verfügung stehender Mittel bedürfe, also das elterliche Erbtheil nicht entbehren könne.

Volkswirthschaftliche Gründe sprechen gleichfalls für Freitheilbarkeit und Freivererblichkeit. Denn Unveräußerlichkeit und Untheilbarkeit bringen Erstarrung in den Grundeigenthumsverkehr und machen es dem Einzelnen unmöglich, auch nur ein Läppchen Land anzukaufen.

Die Erfahrung lehrt, daß die Bevorzugung des einen Sohnes zum Nachtheil seiner Geschwister oft vollständig ihren Zweck verfehlt, indem das ganze Gut gerade durch die Schuld des Bevorzugten nun trotzdem in andere Hände kommt. —

Die Erfahrung lehrt aber namentlich auch, — und hierauf wolle man besonders achten — daß die Theilung sich meistens nur so weit vollzieht, als es sich mit der Subsistenzmöglichkeit des Einzelnen verträgt. Wird das dem einzelnen Erben zufallende Areal zu klein, als daß es ihn ernähren könnte, so tritt er es entweder kaufweise seinen Geschwistern ab, oder verkauft es an Dritte, oder verpachtet es, und sucht in der Stadt seinen Verdienst. In sehr fruchtbaren Gegenden in der Nähe größerer Städte kann zudem das in Folge der Theilung dem Einzelnen zugefallene Areal selbst recht klein sein (3—4 Morgen) und ist trotzdem noch im Stand, eine Familie zu ernähren. (Man vgl. hierüber des Verfassers Schrift: über Getreidezölle S. 22 und über die Freitheilbarkeit des Verf. Abhandlung: das bäuerliche Erbrecht, im Organ des Hess. Bauernvereins: der hessische Bauer, Jahrg. 1885 Nr. 16 S. 241 ff.). —

Nach Obigem halten wir es für überflüssig, daß wir uns über bäuerliches fideicommissarisches Erbrecht, Erbgüter, Höferolle als allgemein empfehlenswerthe bäuerliche Einrichtungen

verbreiten. Wie wenig derartige Institute Aussicht auf Einführung haben, möge daraus geschlossen werden, daß, unseres Wissens, noch nicht in Einem Fall im Großherzogthum Hessen das bereits seit 11. September 1858 geltende Gesetz über die Errichtung und die Rechtsverhältnisse der *landwirthschaftlichen Erbgüter* zur Anwendung gekommen ist.

Schlußwort.

So tief auch unser Bauernstand darniederliegt, so darf doch seine Lage keineswegs als eine verzweifelte betrachtet werden. Wer unsere Ausführungen in den beiden die Agrarfrage behandelnden Broschüren praktisch verwerthet, wird aufs Erfolgreichste in den ihm zugänglichen bäuerlichen Kreisen wirken können. Daß ihm *Bauern-Vereine* in Verbindung mit *Raiffeisen'schen Darlehenskassen* hierin in jeder Beziehung die nachdrücklichste, ja vielfach die einzige Hülfe leisten, möge hier nochmals *aus eigener Erfahrung nachdrücklichst bestätigt werden*. Suche man also vor Allem diese beiden heutzutage nothwendigsten Vereine in jeder Hinsicht zu verbreiten und zu fördern!

Und so sei denn, zum Abschied vom freundlichen Leser, die dringende Bitte ausgesprochen: lege die beiden Schriftchen, nachdem Du sie gelesen, nicht zu den andern Schriften, sodaß sie unter denselben verschwinden, sondern bedenke, daß sie, bei aller Unzulänglichkeit, doch gar Manches enthalten, was Du zum Wohl des wichtigsten und bedrücktesten aller Erwerbsstände verwerthen kannst. *Verwerthe dies zum Besten Deines nothleidenden Mitbruders!*



Der deutsch-französische Krieg
im Lichte
der vaterländischen Poesie.

Festgabe zum Jubiläum
des Frankfurter Friedensschlusses
am 10. Mai 1896.

Von

Dr. F. J. Holly.

Nach langer, mühe- und gefahrvoller Wanderung zu einem Berggipfel ist die Ankunft am Ziele gar erfreulich und beglückend: man überläßt sich frohgemut der erquicklichen Ruhe, atmet mit Behagen die reine Gebirgsluft ein und labt Herz und Auge an der gebotenen Fernsicht.

> Natur, von deinem Reiz umschlungen,
> Wie schlug mein Herz so frei, so laut!
>
> Behaglich streckte dort das Land sich
> In Ebnen aus, weit, endlos weit,
> Mit Türmen, Wald und Flur und wand sich
> Der Ströme Zier ums bunte Kleid,

ruft man unwillkürlich mit Nik. Lenau aus, und die Anstrengungen des Aufstieges verschwinden vor diesem Wonnegefühl, wie die fernliegenden Erderhebungen im blauen Nebeldufte. Ja noch mehr: die überstandenen Mühen erscheinen uns in einem gewissen verklärten Lichte; man freut sich ihrer und weilt gerne bei ihnen in Gedanken.



Für das deutsche Volk bedeutet aber der **10. Mai 1896** etwas Ähnliches, wie für den Bergwanderer die Ruhe und der Naturgenuß am Ziele seines Weges. Dasselbe blickt an diesem Tage, der ihm die silberne Jubelfeier des Friedensschlusses zwischen Deutschland und Frankreich bringt, mit frohem Herzen auf jene Zeiten ernsten Ringens und Kämpfens zurück und läßt die Bilder dieser Jahre nicht ungerne an seinem geistigen Auge vorüberziehen.

Thun wir ein Gleiches! Frischen wir das Andenken an jene glorreiche Zeit in uns auf, nicht so zwar, daß wir alte und vielleicht schon verharschte Wunden von neuem aufreißen, oder daß wir die schrecklichen Bilder des Schlachtfeldes und Kriegselends wieder entrollen; nein, begnügen wir uns damit, die Vorgänge jener denkwürdigen Jahre im Lichte der zeitgenössischen Poesie, mit den Augen unserer Dichter zu betrachten.

Hundertstimmig erklang nämlich der patriotische Gesang der deutschen Poeten in jener Zeit. Berufene wie Unberufene griffen in die Saiten und begleiteten die deutschen Streiter mit ihren Liedern fast auf Schritt und Tritt. Reich und glänzend ist diese vaterländische Lyrik, die wir selbstredend nur in großen Zügen schildern können, und wenn wir ab und zu auch auf minderwertiges poetisches Lallen stoßen, so ist doch der Hauptteil derselben so kernig und schön, daß er dauernden Wert behält. Und solche Liederperlen stammen nicht bloß von anerkannten Dichtergrößen oder Fachpoeten: manche von ihnen haben Verfasser, denen bisher derartige Liedweisen vollständig ferne lagen, oder gar solche, welche die Vaterlandsliebe zum ersten Male auf den Dichtungsplan rief. — —

* * *

1. Kriegserklärung.

Am 19. Juli langte die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen in Berlin an, und schon einige Tage nachher, am 25. Juli, richtete König Wilhelm von Preußen folgende Danksagung und Proklamation an sein Volk:

„Aus allen Stämmen des deutschen Vaterlandes, aus allen Kreisen des deutschen Volkes, selbst von jenseit des Meeres, sind

Mir aus Anlaß des bevorstehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands von Gemeinden, Korporationen, Vereinen und Privatpersonen so zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland zugegangen, daß es Mir ein unabweisliches Bedürfnis ist, diesen Einklang des deutschen Geistes öffentlich zu bezeugen und dem Ausdrucke Meines königlichen Dankes die Versicherung hinzuzufügen, daß ich dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringen und unwandelbar halten werde. Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmütige Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich geschlossen und versöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmütigkeit wie in seinem Recht die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm Frieden bringen, und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde."

Dieses königliche Wort des greisen Monarchen rief in allen Gauen Deutschlands hohe Begeisterung und Opferfreudigkeit hervor. Vermehrt wurde dieselbe noch durch den Aufruf an die Armee, der am 2. August erschien. Derselbe lautete:

„An die Armee. Ganz Deutschland steht einmütig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre und des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesamten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsre Väter einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf euch. Gott der Herr wird mit unsrer gerechten Sache sein."

Ganz Deutschland stand unter dem mächtigen Eindrucke dieser Proklamationen und der weltbewegenden Ereignisse, die sich zwischen unserem Vaterlande und Frankreich abspielten. Eine wunderbare Erregung der Gemüter flog von Land zu Land, von Stadt zu Dorf und fachte allenthalben die Flamme der Begeisterung für die gerechte Sache Deutschlands hoch an. Und fast gleichzeitig hatten sich auch unsre Dichter dieser Allgemeinbewegung der deutschen Herzen bemächtigt und derselben in wohlklingenden Liedern Ausdruck verliehen.

Vorab wurden diese Neudichtungen allerdings noch in den Hintergrund gedrängt von dem deutschen Waffenrufe „Die Wacht am Rhein", der bekanntlich schon 1840 von dem jungen



Kaufmann Max Schneckenburger gedichtet und von dem Crefelder Musikdirektor Karl Wilhelm 1854 komponiert wurde. Dieses volkstümliche Lied erklang jetzt in jedem Winkel Deutschlands, verblieb während des ganzen Feldzuges das Sturmlied unsrer Krieger und ist noch heutzutage die Nationaldichtung aller vaterländischen Gedenktage.

Nahe verwandt mit der „Wacht am Rhein" ist, was Entstehungszeit und Beliebtheit im Volke anbelangt, das berühmte Trutzlied von Nikolaus Becker „Der freie deutsche Rhein".

„Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein, wenn sie auch wie die Raben sich heiser danach schrein" — entstand ebenfalls 1840, als Frankreichs Rheingelüste besonders stark hervortraten, und half 1870 in außerordentlicher Weise die Begeisterung und den Kampfesmut der Deutschen schüren.

Als zeitgenössische Vaterlandsdichter traten aber sofort mehrere auf den Kriegsschauplatz; Namen wie Ferdinand Freiligrath, Karl Simrock, K. Gerok, Hoffmann von Fallersleben, Julius Grosse, Georg Ludwig Hesekiel, Emanuel Geibel, R. Gottschall u. a. werden stetig in der Geschichte der Dichtung dieser Zeit einen guten Klang behalten.

In erster Linie erregte naturgemäß die schöne Einigkeit aller deutschen Stämme den Jubel der Dichter. War doch die nationale Zerrissenheit früherer Zeit oft genug die Ursache des Triumphes der deutschen Feinde gewesen, und benötigte unser Vaterland diesmal mehr denn je des engsten Zusammenschlusses, wenn es des mächtigen Erbfeindes Meister werden wollte. So ruft Ferd. Freiligrath in der Dichtung „Hurra, Germania"! frohbegeistert aus:

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist eins!
  Hurra, hurra, hurra!
  Hurra, Germania!

Schwaben und Preußen, Hand in Hand,
Der Nord, der Süd, ein Heer!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einzger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!
Hura, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Die Führung im Bunde der deutschen Stämme mußte natürlich der mächtigste Staat Deutschlands, Preußen, übernehmen. In solcher Eigenschaft tritt denn auch Preußen allenthalben in den Dichtungen hervor. Vor allem war es der vaterlandbegeisterte, kindlichfromme Em. Geibel, der in seinen „Heroldrufen" auf Preußens Führerschaft hinwies. „Voran denn", heißt es hier in dem „Kriegslied", „kühner Preußenadler, voran durch Schlacht und Grausen! Wie Sturmwind schwellt dein Flügelpaar vom Himmel her ein Brausen".

Und während Deutschlands Scharen einmütig und kampfesfroh den Weg ins Feindesland einschlagen, da lassen sich auch die ehemaligen deutschen Kriegshelden zu ihnen nieder und begleiten sie zu Kampf und Sieg. Blüchers Geist ist es, der das deutsche Heer beseelt, der ihm die rechte Straße weist und im Kampfgewühl als Schlachtengenius nahe ist; Gneisenau, York, Kleist, Bülow, Körner läßt K. Gerok als „Helfer im heiligen Kampf" auf jagenden Wolken zum Rheine schweben, die Feinde schrecken mit Furcht und Graus, die Freunde stärken und die Toten zum Himmel tragen.

Gleich groß wie die Begeisterung Deutschlands ob der Einmütigkeit aller deutschen Stämme war der Unwille gegen Frankreich, das frevelhafterweise diesen schweren Krieg heraufbeschworen. In diesem Sinne spricht sich sehr kräftig K. Gerok in der Dichtung „Psalm wider Babel" aus. Als lautester Rufer in jener Anschuldigung der Franzosen aber kann Julius Grosse gelten. „Ihr habt's gewollt", ruft der Dichter den Welschen zu, „auf euer Haupt dies Blut"!

Ihr streckt die räuberischen Hände ruchloser Gier und thörichter Eifersucht nach unserm Besitze aus, ihr neidet uns unsre Einigkeit und deshalb entfesselt ihr den Krieg. Freilich, euer Gebaren ist ja kein neues und unvermutetes. Zweihundert Jahre lang prahlt ihr bereits mit dem Raub an deutschen Ländern; die Gräber-



schändung und den Brand von Speier, der Pfalz Verwüstung und tausend andere Bluttaten habt ihr bereits auf dem Gewissen. Diesmal aber wird abgerechnet mit euch. Gott wird Deutschland schützen in dem bevorstehenden Riesenkampfe: Germanias Urkraft wird euch in Stücke zerschmettern, den Cäsar und sein Reich.

Ähnliche Anschuldigungen erhebt Rudolf Gottschall („Lieder zu Schutz und Trutz") gegen Frankreich. Er greift nur spezieller wie Grosse auf die Thatsachen der jüngstvergangenen Zeit zurück, auf die anmaßende Zumutung Napoleons an Preußen, daß es urkundlich sich äußern solle, nie und nimmer in das Königtum eines Hohenzollern in Spanien willigen zu wollen:

„Und von Boulogne der Adler höhnt
In stolzem Kaiserflug,
Doch der das Abenteuer krönt,
Der Gott des Siegs, der euch verwöhnt,
Er ruft: Es ist genug!

Ihr habt den Brief der Schmach begehrt
Mit frechem Übermut!
Den Brief, der nimmer uns entehrt,
Wir schreiben ihn mit unserm Schwert,
Wir schreiben ihn mit unserm Blut".

Das deutsche Volk ist unschuldig an diesem unheilvollen Kriege, es wollte sich der Thaten des Friedens befleißigen; — dieser Gedanke kehrt überall in den vaterländischen Dichtungen jener Zeit wieder. Du dachtest nicht an Kampf und Streit, entschuldigt Ferd. Freiligrath unser Deutschland. In Friede, Freud' und Ruhe schnittest du auf deinen Feldern weit und breit die Ernte. Beim Klange der Sichel fuhrest du im Ährenkranze die Garben ein, bis ein anderer Klang, das Kriegshorn überm Rhein, dich anlockte.

Allein wenn auch unschuldig ins Kriegsgetümmel hineingezerrt, so standen doch die Deutschen keine Minute lang an, mit frischer Begeisterung und frohem Kampfeseifer gegen den Feind zu rücken. Hierbei halfen die Poeten in jeder Weise nach. Das klingt und sprüht in ihren Liedern von Schwertgeklirr und Sporenrasseln, von Aufmunterung zu Mut und Tapferkeit. Tausend Motive werden ins Feld geführt, die Deutschlands Wehr zu heldenmütigem Ringen mit Frankreich aufstacheln müssen: Zorn gegen die welsche Anmaßung, Liebe zum Vaterlande, zu Heim und Herd, zu Eltern, Weib und

Kind, Frucht vor Schmach und Not und Knechtschaft, Aussicht auf endliche Demütigung Frankreichs, Vertrauen endlich auf Gott, den gerechten Lenker der Weltgeschichte, den Spender alles Guten auf Erden.

Gerade der letzte Gedanke, das fromme und felsenfeste Bauen auf Gottes Hilfe, auf seinen Beistand in gerechter Sache, stößt uns fast in jedem Gedichte auf und legt beredtes Zeugnis dafür ab, daß die deutsche Nation im allgemeinen eine religiöse und gottinnige ist. Und in diesem schönen Gottvertrauen ging der oberste Kriegsherr mit edlem Beispiel voran. Am 19. Juli, dem Tage der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen, der zugleich auch der Todestag der edelsinnigen Königin Louise war, begab er sich in die Gruft seiner Eltern, um sich dort Rat und Stärke zu holen, zugleich aber auch um des Königs der Könige Hilfe und Gnade anzuflehen. Es war ein stiller, ernster Akt, dieser Besuch in der Königsgruft. Er wurde eingeleitet durch die ergreifende Liedstrophe:

> Zage nicht, o meine Seele, stimm das hohe Kriegslied an,
> Trotz der Feinde Legionen, Gott ist mit dir auf dem Plan;
> Wo **sein** Kriegesbanner weht, mit dem Schmerz die Liebe geht;
> Neue Kraft belebt die Müden, und die Treu gewinnt den Frieden.

Lange Zeit verweilte der König in stillem Gebet am Sarkophage seiner Mutter. Die Stürme, welche bei dieser Gelegenheit sein Herz durchzogen haben mögen, sind leicht denklich. Der eben beginnende Krieg war ein aufgedrungener, ein schwerer und heiliger. Siegten die Franzosen, so lag Deutschland für lange, lange Zeit ohnmächtig zu Boden, hilf- und wehrlos, der Willkür und Unbotmäßigkeit eines übermütigen Napoleoniden preisgegeben.

Diesen Vorgang im Mausoleum zu Charlottenburg hat uns L. G. Hesekiel in seinem Liede „Zu Charlottenburg im Garten, in den düstern Fichtenhain" trefflich geschildert: wir fühlen uns von der Dichtung nicht weniger ergriffen wie von der Thatsache selber.

Ein sprechendes Beispiel für das Gottvertrauen in diesem Kriege giebt uns besonders Simrocks Dichtung „**der heilige Krieg**". Durch ihn soll entschieden werden, ob Recht oder Gewalt herrschen wird. K. Gerok nennt Deutschland geradezu den hl. Michael, den Gott gesandt habe zur Bändigung des welschen Drachen.



Vor dem Auszuge des deutschen Heeres ins Feindesland erneuerte König Wilhelm von Preußen den Orden des eisernen Kreuzes In schwerer Not und trüber Zeit hatte dereinst der Vater desselben am 10. März 1813, am Geburtstage der Königin Louise, jene Kriegsauszeichnung gestiftet. Jetzt war eine solche Zeit, schwer und von unabsehbarer Tragweite, über Deutschland abermals hereingebrochen, und König Wilhelm beeilte sich, das Beispiel seines großen Ahnen nachzuahmen. Am 19. Juli erschien ein Erlaß von ihm, in welchem es heißt:

„Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unsrer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege will ich das von meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen. Das eiserne Kreuz soll, ohne Unterschied des Ranges oder Standes, verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder in dem wirklichen Kampfe mit dem Feinde oder daheim in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbstständigkeit des teuren Vaterlandes erworben wird."

Der Gedanke an das eiserne Kreuz, in so ernster Zeitlage angeregt, war gewiß geeignet, das Menschenherz mächtig zu ergreifen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß ihn auch unsere Dichter poetisch verwerteten. Recht schön that dies u. a. K. von Gerock in der Strophe:

Ein eisern Kreuz, wie stattlich hängt's
An eines Tapfern Brust!
Der König schickt's, der Mann empfängt's
Und trägt's mit stolzer Lust,
Und freut sich, bis den Ehrenlohn
Die Mutter und die Braut
Am schmucken Schatz, am braven Sohn
Beim Siegesheimzug schaut.

Doch, mahnt der Dichter frommen Sinnes, es giebt ein noch schöneres, edleres Kreuz:

Vergeßt, ihr Krieger, nicht
Das beste Kreuz, das Kreuz des Herrn,
Das allen Heil verspricht!
Dem Kämpfer giebt es tapfern Mut,
Dem Wunden kühlt's den Schmerz,
Dem Toten dient's zur Grabeshut
Und deutet himmelwärts.

Mit solchen dichterischen Aufmunterungen, unter den besten Segenswünschen, zogen unsere Truppen ins Feld. Wie viel rührende, seelenerschütternde Auftritte und Szenen aber mag es hierbei gegeben haben! Wie viele Thränen mögen geflossen sein, wie viele Herzen, todeswund von Abschiedsweh und voller Befürchtung für die abziehenden Lieben, mögen bange aufgestöhnt und geklagt haben! Einen Einblick in dieses Seelenleben unsrer Landsleute gewähren uns zahlreiche Abschiedslieder, reich an deutschem Gemüte und deutscher Liebe, reich aber auch an Heldensinn und Opfermut. Weichliches Klagen und Jammern trifft man fast nie: in den Thränen der Mutter, der Braut, des Freundes liegt nie die stumme Anklage gegen den Kriegsauszug als solchen; wohl aber schimmert daraus hervor, außer der Hoffnung auf Wiedersehen und einem innigen Gottvertrauen, das sehnliche Begehren, der scheidende Soldat möge heldenmütig streiten auf dem Felde der Ehre und seines großen Vaterlandes sich würdig zeigen.

Dieselben Gefühle strömen auch dem abrückenden Krieger aus der Seele. Leb' wohl, verabschiedet sich ein solcher in dem Volksliede „Des Kriegers Abschied" von seiner Braut. Es ruft die Stunde, ich muß fort von hier zum Kampfe! Still' deine Thränen, heile deine Herzenswunde und gieb mir den letzten Kuß. Siehe, bald wirst du mich als Sieger bekränzen und mein Haupt schmücken können mit Lorbeer. Wenn aber dann in deinem Auge die Thränen glänzen, so sind es Freudenzähren.

Horch, die Stunde des Abschiedes schlägt, komm' noch einmal an mein Herz. Zittre nicht, hör' auf zu klagen, — das Wiedersehen heilt ja allen Schmerz. Bete für mich, mein wackeres Mädchen, mach' deinem Krieger das Herz nicht allzu schwer. Lebe glücklich! Wir sehen uns bald wieder! Still' deine Thränen und tröste dein Herz!

So hoffnungsfroh und der Rückkehr sicher, wie der Scheidende in diesem Volksliede, sind allerdings nicht alle Streiter: nicht selten blickt auch tiefe Wehmut durch die Verse und die Vorahnung des nahen Todes. Falle ich, heißt es aber dann immer und immer wieder, so fließt mein Blut für die Ehre des Vaterlandes, für die Ruhe und das Glück meiner Lieben, und der himmlische Vater wird ein solches Opfer sicherlich nicht unbelohnt lassen.

II. Kampf und Sieg.

Am 19. Juli, am Tage der Kriegserklärung, begannen die Feindseligkeiten an der deutsch-französischen Grenze, und nach wenigen Tagen schon sollte es bitterernst werden; bereits in den Kämpfen um Saarbrücken herum gab es Tote und Verwundete. Am 4. August erfochten die deutschen Krieger den ersten großen Sieg bei Weißenburg und bei der Erstürmung des Geisberges. Großer Jubel darob im ganzen deutschen Vaterlande. Allen voran aber thaten es hierin sogleich unsere Dichter. Sie begrüßten diese Großthat deutscher Waffen mit Enthusiasmus und knüpften daran die weitgehendsten Hoffnungen für die Zukunft. Matthias Evers ist der Dichter des folgenden Sanges, der in der Volksweise, „Sohn, da hast du meinen Speer“ gerne gesungen wird:

Hurra! Der erste Siegestag!
Der erste scharfe deutsche Schlag!
Der traf, der saß, und der drang durch:
Das war der Schlag von Weißenburg.

Die Welschen schützte Schanz und Turm,
Juchhei! Da ging es los im Sturm!
Mit Kugel, Schwert und Bajonett
Kriegt man die Franzen vor das Brett!

Wohl stürzt' manch Braver in den Sand
Aus Preußen und aus Baiernland:
Doch macht solch' heilges Heldenblut
Gewaltger nur den Heldenmut.

„Voran, voran und immer drauf!
Die Stadt hindurch, den Geisberg nauf!“
Und eh' die Welschen sich versehn,
Da sind auch schon erstürmt die Höhn.

Wer hat denn das gekonnt? Potz Blitz!
Das war ein Stück von unserm Fritz.
Ihr Franzen wundert euch wohl sehr?
Doch paßt mal auf, der kann noch mehr.

Das war der erste deutsche Schlag,
Der echte, scharfe Siegestag:
Nun vorwärts, wie bei Weißenburg!
Hurra! Schlagt nach Paris euch durch!"

Mit diesem ersten Siegesjubelsang verband sich auch bereits der Preis eines Heerführers der deutschen Armee. Kronprinz Friedrich von Preußen, der nachmalige zweite Kaiser des neuen deutschen Reiches und leider so früh Verblichene, ist es, dem hier der Kriegslorbeer gereicht wird. Wie der edelherzige, leutselige Königssohn der Liebling der gesamten Armee war, so wurde er auch derjenige des patriotischen Liedes: eine große Anzahl von Dichtungen verherrlicht ihn; er ist zweifellos der populärste Heerführer von 1870/71, worauf auch schon die Bezeichnung „Unser Fritz" hindeutet, die ganz allgemein war.

Das Lob des obersten Kriegsherrn, des Königs von Preußen, der trotz seines Alters sich den Strapazen und der schwierigen Oberleitung des Krieges nicht entziehen wollte, wird natürlich ebenfalls in einer langen Reihe von Gedichten besungen. Ich erinnere nur an die zwei schwungvollen Oden „Des Königs Auszug" und „Des Königs Heimkehr", die der berühmte Archäologe und Historiker Ernst Kurtius zu Ehren des ruhmbedeckten Heerführers der Deutschen verfaßte; ich weise auf Heinrich von Treitschkes „Lied vom schwarzen Adlerorden" hin, das in Odenweise ebenfalls den greisen Preußenkönig feiert. Das bekannteste Lied dieser Art ist indessen „Kaiser Wilhelm" von Hoffmann von Fallersleben. Dieses ist ob seiner Volkstümlichkeit in weitere Kreise gedrungen als alle anderen und auch als Gesangesstück fast allgemein bekannt. Es faßt in kurzen, markigen Zügen durch Fragen und schlagende Antworten die Vorzüge und Thaten des Herrschers zusammen.

In anderen Dichtungen wird Wilhelm I. als „der Held der Mark" gefeiert, der „fromm und stark" mit seinen Scharen vom Rheine aus ins Welschland zog, begleitet von den Engeln und dem Segen Gottes.

Neben dem königlichen Vater und Sohn empfangen sodann fast sämtliche deutschen Heerführer dichterischen Lobpreis. Insbesondere ist Prinz Friedr. Karl reich mit poetischen Kriegslorbeern bedacht worden, ferner der große Schlachtendenker Moltke und Fürst Bismarck.



Julius Richter fordert im „neuen Blücherlied“ die alten Preußenhelden Blücher, York von Wartenburg, Schwerin, ja selbst den großen Kurfürsten und den alten Fritz auf, die Helden von 1870/71 zu betrachten und sich darüber zu freuen, daß dieselben nicht schlechter seien im Kriege, als sie es gewesen. Müller von der Werra zählt in der klingenden Dichtung „Deutsche Helden“ sämtliche bedeutenden Heerführer auf und preist sie im Zusammenhange mit ihren großen Kriegsthaten: Steinmetz ist der Held von Spichern, Prinz Friedr. Karl von Metz, von Béaumont König Albert von Sachsen. Bei Sedan war der König von Preußen selber der Schlachtenlenker und Gefangennehmer Napoleons, im Norden Frankreichs fegten Manteufels kühne Scharen den Boden rein, im Westen Friedr. Franz von Mecklenburg. An der Jurakette im Osten triumphierte Werder, bei Orleans der Baiernheld von der Tann.

Aber auch der wackeren Soldaten selber vergißt die Poesie nicht. „Hurra, Dir, deutscher Michel“! jauchzt Lewin Schücking, „wie schlägst Du drein so mächtig und achtest nicht Dein Blut —, o Michel, wie bist Du prächtig, gerätst Du so in Wut“!

Preußen und Baiern, Sachsen und Württemberger, Hessen und Badenser werden gebührend bedacht, jede Waffengattung erfährt ihr Lob, je nachdem sie sich besonders hervorthat in einer Schlacht oder in erster Linie an einem der erfochtenen Siege beteiligt war.

Hervorstechend unter der großen Anzahl derartiger Dichtungen ist Em. Geibels Lied „Deutsche Siege“. Hier preist der Dichter zuvörderst die treuen Baiern, die bei Forbach, Weißenburg und Wörth, wetterbraun und stahlhart, mit den Preußen zusammen dem Tode trotzten und den Wüstengeiern — es sind die Turkos gemeint — zuerst die Klauen zerspellten.

Und ihr vom Gau der Katten, fährt der Dichter dann fort, und ihr vom Neckarstrand, und die aus Waldes Schatten Thüringens Höhen sandten, — ihr alle brachet, zum Keil gegliedert, den heftigen Stoß der französischen Prachtgeschwader. Ja, was sich derart verbrüderte, das läßt sich nimmer mehr los!

Ferner ist Fritz Brentanos Lied „Bei Wörth“ in diesem Sinne charakteristisch. Hier werden außer den Baiern und Preußen besonders die Hessen gepriesen, die nach ihrer Väter Art bleuten, und deren Hiebe nicht gerade zart waren, ferner die Schwaben,

die mit ihren bekannten Streichen die Knochen wie morsches Holz entzwei schlugen.

Endlich ist noch das Husarenlied „Prinz Friedrich Karl“ an dieser Stelle zu nennen. Die Husaren, die in den Freiheitskriegen unter Ziethen und Blücher manch kühnes Reiterstückchen ausführten und manchen Feind besiegten, sind beim deutschen Volke besonders beliebt. Kein Wunder demnach, daß sie auch 1870 ihre Dichter fanden. Das betreffende Lied, das nach der Melodie „Prinz Eugenius der edle Ritter“ auch vielfach gesungen wurde, zeichnet sich durch flotten, den Husarenritt nachahmenden Rhythmus aus:

Friedrich Karl, der kühne Degen,
Sprengt mit Macht dem Feind entgegen
Ohne Furcht ob der Gefahr.
„Vorwärts!“ ruft er, „vorwärts, Jungen!“
Kaum gesprochen, ist gelungen
Schon die That. Hurra! Husar!

Friedrich Karl, der muntre Jäger,
Sprengt mit seinem guten Schläger
In der Faust voran der Schar,
Und die Seinen folgen alle,
Hurra rufend, daß es schalle,
In den Feind. — Hurra! Husar!

Friedrich Karl der edle Reiter,
Sprengt mit Siegesbotschaft heiter
Zu dem Held im Silberhaar:
„Majestät, es ist gelungen:
Wieder haben meine Jungen
Einen Sieg!“ Hurra! Husar!

Friedrich Karl, Du Mann vom Worte,
Wenig sprichst Du, doch am Orte
Machst das Wenige Du wahr!
Mit Dir kämpft auf Tod und Leben
Deine Schar ohn' Furcht und Beben,
Doch mit Gott. — Hurra! Husar!“ — —

An den Sieg von Weißenburg schlossen sich die deutschen Ehrentage bei Wörth am 6. August, bei Spichern am 7. August, bei Courcelles am 14. August, bei Mars-la-Tour oder Vionville am 16. August, bei Gravelotte am 18. August, bei Béaumont am 30. August in rascher Folge an. Deutschland kam gar nicht aus dem Siegesjubel heraus, und immer höher



fluteten die Wogen nationaler Erregung und Freude. Dazu kam noch eine Reihe von heldenhaften Episoden, die in den einzelnen Kämpfen sich abgespielt hatten, und die, wenn teilweise auch von schweren Opfern der deutschen Streiter begleitet, dennoch die Begeisterung der Daheimgebliebenen aufs höchste steigerten. Die blutigen Schlachten bei Gravelotte und Vionville lieferten insonderheit zwei solcher herzbeweglichen Vorkommnisse, die beide auch in schönen Dichtungen verewigt sind; die eine, „Die Rosse von Gravelotte“, hat Karl Gerok zum Verfasser, die andere, „Die Trompete von Vionville“, Ferdinand Freiligrath.

„Heiß war der Tag und blutig die Schlacht“, heißt es in dem ersten Liede, „kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.“ Vom Waldsaume her schmettern ins Thal hernieder die Trompetensignale zum Sammeln. Mancher Reiter trabt heran, mancher aber liegt auch mit gebrochenem Blicke im Staub. Sie können dem Rufe, dem sie oft gefolgt, nicht mehr gehorsamen, — dafür aber thun es ihre getreuen Tiere: Rappen und Schimmel und Braunen, blutig bemalt mit dem Lebenssafte ihrer Reiter, kommen mit leeren Sätteln heran, — über 300 sind's. „Über dreihundert, o ritterlich Tier, ohne den Reiter noch treu dem Panier“!

Zum Gelingen des Tages bei Vionville hatten die Kürassiere unter Graf Schmettau und die Ulanen unter Major v. d. Dollen am besten beigetragen. Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterieen, hatten sie niedergeritten, — allein ihre Verluste waren auch entsetzlich. Von beiden Regimentern war der zweite Mann gefallen und lag nun mit durchschossener Brust oder klaffender Stirne auf dem Rasen. Der Trompeter wollte zum Sammeln blasen, entlockte aber dem Instrumente keinen schmetternden Ton, keine frischschallenden Laute mehr; nein, es klang wie ein wehes Wimmern, wie ein Schrei voll Schmerz aus seinem metallenen Munde: auch die Trompete war von einer Kugel durchlöchert, auch sie ins Herz getroffen, so daß nur mehr Klagelaute aus ihr hervorquollen, Klagelaute um die vielen Toten, die vielen Tapferen, die in heißem Streite fürs Vaterland gefallen waren.

Die „mutigen Ulanen“ werden von Fr. Koppel gepriesen als der Schrecken des Feindes, der wie ein Blitz aus den Wolken fährt und alles vor sich niederwirft.

In den Siegesjubel mischten sich indessen auch schon viele

Schmerzens- und Wehlaute. Manch tapferer Sohn Germaniens hatte sein junges Leben einbüßen müssen, noch mehr waren zu Krüppeln geschossen oder gehauen. Rührend sind die Klagen unserer Dichter hierüber, die schon bei der ersten Ankunft der Verwundetentransporte und der Veröffentlichung der Gefallenenlisten laut wurden. Viele von ihnen bewegen sich in Form und Gedanken in dem Ideenkreise von Gabr. Seidls „Der tote Soldat“: stumme, herzbeklemmte Väter, weinende Mütter, totblasse Mädchen und junge Witwen. Denn „er hat sich angezeiget, die Uhr blieb stehen um elf“.

Fast noch schlimmer als die Gewißheit von dem Tode eines geliebten Kriegers ist das Ungewisse über dessen Lage. Dieses peinigt das Herz früh und spät, das endlose „Langen und Bangen“ martert die Seele fast zu Tode. Solchem Gedanken hat Heinrich Uhse in der Dichtung „Charpie“ herzergreifenden Ausdruck verliehen:

Daheim in meiner stillen Kammer
Mußt sein ich, denken spät und früh,
Doch alles Sehnen, aller Jammer
Bezwingt nicht meiner Hände Müh:
Ach, jüngst erst um die Zeit der Rose
Ward mein der heißgeliebte Mann —
Du bleiches Linnen, werde lose,
Zu dem die Braut die Fäden spann.

Was perlt ihr endlos, bittre Tropfen,
Hernieder auf des Flachses Flaum?
Den Busen sprengt der Pulse Klopfen,
Denk ich an meinen jüngsten Traum:
Die Kugel flog — beiseit im Moose
Sein Herzblut aus der Wunde rann —
Du bleiches Linnen, werde lose,
Zu dem das Weib die Fäden spann.

Herr Gott im Himmel, Dein Erbarmen
Fällt allen Deinen Kindern zu,
Ach, nur Gewißheit einem armen
Gequälten Herzen spende Du!
Ergeben dem verhängten Lose,
Wach' ich des Tages Schein heran —
Du bleiches Linnen, werde lose,
Zu dem die Witwe Fäden spann.

Neben diesen herzbewegenden Klagen werden uns aber auch Fälle von spartanischem Heroismus unter den deutschen Frauen von den Dichtern zur Kunde gebracht, Fälle, die an das Wort erinnern, welches die lacedämonischen Mütter ihren in den Krieg ziehenden Söhnen zuriefen: Aut cum scuto, aut in scuto, „kehre entweder als Sieger oder als Toter heim“!

Ludwig Hesekiel läßt u. a. eine Mutter folgendermaßen sprechen:

Mit Gott für König und Vaterland ist mein Jüngster erschlagen worden, und seine beiden Brüder sind lahm geschossen, —

ich will mich dessen nicht beklagen. Drei Söhne schenkte mit Gott, das Beste an meinem Leben, — dem Könige hab' ich mit Freude und Stolz dieses Beste hingegeben. Mein dritter liegt im eignen Blut als Purpurbett, sein Kreuz steht auf grünem Hügel, und wenn auch die beiden anderen lahm gehen, — der dritte hat ja dafür Flügel.

Mit den Leiden der Verwundeten und dem Begräbnisse der Toten stehen jene „Engel des Schlachtfeldes" in enger Verbindung, die durch Opfersinn und Edelmut dem Vaterlande so große Dienste erwiesen. Unermüdlich, Tag und Nacht der armen Verwundeten zu warten, ihr Stöhnen, ihre herzerschütternden Schmerzensschreie beständig anhören zu müssen, oft ohne Hilfe bringen zu können, den schwierigsten Operationen beizuwohnen, Stunde um Stunde die Augen von jungen Menschenkindern brechen zu sehen und alle Tage die ergreifendsten Massenbegräbnisse mitzumachen, ist gewiß keine leichte Sache. Und solchen Riesenanstrengungen an Leib und Seele widmeten sich nicht bloß Männer, sondern auch zarte Frauen. Gewiß des Lobes der Besten wert! Und dieses wurde ihnen gezollt, obgleich die meisten von ihnen dasselbe nicht anstrebten, sondern lediglich Gottes Lohn für ihre Mühen im Auge hatten. Auch unsere Dichter haben das Wirken jener hochherzigen Männer und Frauen nach Kräften ins rechte Licht gerückt. Wie warm und innig diese Dichtungen meistenteils gehalten sind, soll uns der flüchtige Blick auf eine derselben lehren. R. Gottschall faßt in dem Lied, „Das rote Kreuz" alle Samariterdienste folgendermaßen zusammen:

Und wieder geht ein großes Sterben
Von Volk zu Volk und bittre Not,
Auf Feuerrossen jagt Verderben,
Auf fahlem Roß der bleiche Tod.
Wie Blätter bei der Stürme Tosen
Wehn Menschenleben in den Staub,
Kein Sarg, geschmückt mit Kreuz und Rosen,
Verbirgt des Todes schnellen Raub,
Von Bretterwänden ungeschieden
Das Irdische zur Erde geht,
Für Hundert eines Grabes Frieden
Und eine Thräne, ein Gebet.
Doch wie der Schlachten Donnerwolke
Auch durch die Blutgefilde tost, —
Es neigt zum blitzgetroffnen Volke
Erbarmen sich und milder Trost.
Hoch über aller Völker Fahnen

Schwingt sein Panier der Menschheit Bund,
Es wirkt in schöner Zukunft Bahnen
Das rote Kreuz auf weißem Grund.

Herbei, ihr Ritter des Johannes,
Ihr Jünger, die das Kreuz nicht schmückt!
Es schändet nie den Stolz des Mannes,
Wenn er zum Opferdienst sich bückt.
Herbei, ihr edlen Pflegerinnen,
Mit sanftem Aug' und thätger Hand!
Hier gilt's nicht, Herzen zu gewinnen,
Nur Balsam für der Wunden Brand. — — —
O, mögt ihr lindern, opfern, spenden
Mit Herz und Hand, mit Hab' und Gut!
O lernt fürs Vaterland verschwenden,
Ihr habt ja Thränen nur für Blut!
Hoch über aller Völker Fahnen
Schwingt sein Panier der Menschheit Bund,
Es wirkt in schönrer Zukunft Bahnen
Das rote Kreuz auf weißem Grund.

Preist diese Dichtung die Menschenliebe auf dem Schlachtfelde im allgemeinen, so entrollen uns die Dankesverse eines Füsiliers vom 1. Garde-Reg. z. F. an seine Pflegerin dieselbe in rührender Weise im besonderen." Du treue Hand, sagt derselbe, die mich gepflegt, als ich wund und zerschlagen war, die auf das Haupt sich mir gelegt in fieberkranken Tagen, die mir den kühlen Trunk gereicht, die Kissen sanft geglättet, dir, Hand, gleicht keine andere! Du Hand, die alle Morgen im Gebet über mir sich faltete, die mein gewartet früh und spät, vergelt dir's Gott, was du gethan an mir, dem Totkranken. Ich steh' vor dir wie ein Stummer, — meine Lippen sind unfähig, Dankesworte hervorzubringen. Mir ist, als ob mein Leben und mein Tod dir gehöre: als ob ich leben müßte dir zum Lohne und sterben dir zum Segen.

Ein einziger Krieger sprach solch heißen Dank seiner Pflegerin und Retterin vom Tode aus, — wie viele mögen dasselbe empfunden haben, ohne es je der Welt mitzuteilen!

Nach den manchfachen Siegen kleinerer und größerer Art hatte die deutsche Armee am 2. Sept. endlich auch einen solchen von höchster Tragweite erfochten: denjenigen bei Sedan. Die große Armee des französischen Feldmarschalls Mac Mahon war hier völlig eingeschlossen und nach dreitägigem, furchtbarem Kampfe gänzlich geschlagen worden. Uner-



meßliche Beute fiel in die Hände des Siegers, die kostbarste aber war unstreitig die Gefangennahme Napoleons III., der seinen Degen dem Könige Wilhelm I. überreichen und nach Kassel auf Schloß Wilhelmshöh wandern mußte. Dieser Schlag gegen den Erbfeind war ein vernichtender: er brach dem schrecklichen Kriege die Spitze und konnte im allgemeinen als endgiltiger Sieg Deutschlands über Frankreich angesehen werden.

Nichts glich denn auch dem Jubel, den der Sieg bei Sedan in den deutschen Landen wachrief. Dankgottesdienste und Festfeierlichkeiten der erhebendsten Art gingen allenthalben vor sich. Im kleinsten Gebirgsdörfchen wie in der größten Stadt herrschte die gehobenste Stimmung, und es hätte kaum der schallenden Freudendichtungen bedurft, die aus allen Gauen Deutschlands erklangen, um den Festjubel des deutschen Volkes zu einem vollendeten zu machen.

Am herrlichsten feierte wieder Em. Geibel diesen großen deutschen Waffentag. „Am 3. September 1870“ betitelt sich die Dichtung, welche das welterschütternde Geschehnis behandelt. Sie fordert auf, die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken zu lassen, des „Flammenstoßes Geleuchte“ anzufachen, um allenthalben die hohe Freude über die Siege bei Sedan kundzugeben. Drei Tage habe die Völkerschaft gebrüllt; der Blutrauch derselben habe fast die Sonne in Nacht gehüllt, und drei Tage rauschten unter bangem Lauschen des Erdenballs die Würfel des Geschicks. Da endlich hob der Lenker der Geschicke die Wage des Weltgerichts und stieß den Franzosenkaiser vom „güldenen Stuhl“. Nun erbebet Paris, die Stadt des Spottes und der Herd aller Blutschuld, vor dem Schwerte Gottes und Deutschlands, nun wird aller Raub derselben zurückgefordert.

Sämtliche Sedanlieder atmen die gleiche jubelnde Begeisterung, den gleichen Dank gegen Gott. Aus einigen aber spricht auch schon ein leiser Anflug von Spott gegen die Nation, die sich selber stets mit Vorliebe „die große“ nennt, und die nun Schlag für Schlag über sich ergehen lassen muß. Insbesondere haben die besiegten französischen Marschäle manche spöttelnde Bemerkung zu hören, allen voran Mac Mahon, der bei Sedan sein Mißgeschick besiegelte.

Von jetzt ab bricht auch der deutsche Humor in der Kriegspoesie immer mehr Bahn. Zwar hatte sich derselbe auch schon früher geäußert, wie aus der Dichtung „König Wilhelm saß ganz

heiter“ und aus dem bekannten „Kutschkelied“ hervorgeht, die gleich zu Anfang des Krieges in Deutschland die Runde machten; allein nachdem jetzt die frühere Hoffnungsfreudigkeit auf einen glücklichen Ausgang des Krieges sich in festes Vertrauen umgewandelt hatte, konnte man dem Humor freieren Lauf und größeren Spielraum lassen.

Der deutsche Humor birgt im allgemeinen keine beißende, verletzende Satire in sich, spritzt kein ätzendes Gift über seinen Gegenstand aus, sondern ergeht sich in einfachen, nur selten überschäumenden Worten über Dinge, die unsre Lachlust erregen. Er will erfreuen, nicht höhnen oder gar gröblich beleidigen. Treuherzigkeit und Gutmütigkeit blickt uns daraus an wie leuchtende Kinderaugen aus einem lachenden Gesichtchen.

Diese Beobachtung können wir auch an den humoristischen Kriegsliedern von 1870/71 machen. Wer kennt nicht die Spottverslein des oben schon genannten „Kutschkeliedes“ über Napoleon: „Was kraucht dort in dem Busch herum? Ich glaub', es ist Napolium. Was hat er nur zu krauchen dort? Auf, Kameraden, jagt ihn fort“! Schlimme Satire enthält dasselbe gewiß nicht.

Echtdeutschen Humor sprudelt auch die dichterische Schilderung jenes köstlichen Vorgangs, bei dem ein biederer Baier ganz ungeniert aus seiner Front auf die gegenüberstehenden Turkos zuschritt und einen derselben am Kragen packte, um ihn seinen Landsleuten zu zeigen. „Do hob' ich so'n Kerl“, soll er dabei gerufen haben, „vor denen uns die Welschen gruselig machen wollten“.

Der kernige, derbe, aber dabei seelengute Baier ist überhaupt für humorvolle Rollen sehr geeignet. So ist denn ein solcher auch die Hauptperson in der humoristischen Dichtung „Der Baier und der Zuave“.

Ein biederer Baiernsohn, heißt es darin, wurde zur Bewachung eines über die Grenze zu setzenden gefangenen Zuaven beordert. Die Fahrt war lang, der Tag heiß und einschläfernd. Um sich wach zu halten, möchte der Baier gerne ein wenig plaudern. Allein der Zuave versteht nichts von seinen Worten, rein gar nichts. Mit finsteren Zügen und wildrollenden Augen hockt er auf seinem Platze. Plötzlich aber preßt ihm der Durst den Ruf aus: „j'ai soif, j'ai soif“? „Wos“? meint der Baier erstaunt, „Du willst a Soaf?



Geh', geh', loß dös nur sein. Wir Deutsche seifen euch schon genug ein"!

Wieder Stille, wieder tiefes Schweigen. Allein der redselige Baier fängt abermals zu sprechen an.

„Gelt, Schatzerl", nickt er dem Zuaven vertraulich zu, „ihr hobt's halt gemoant, ihr hätt't schoo de Rhein, und könnt't nur glei nach Deutschland nein? Hobt's gemoant, wir liefe glei davon vor enkerem Lump Napoleon"?

Bei dem letzten Worte verfinsteren sich die Züge des Zuaven noch mehr. „Maudit l'empereur"! schreit er wütend, „maudit l'empire"!

„Herr je"! kreischt der Baier auf, der das Wort empire fälschlich deutet, „Du möchst a Bier? dös hättest Du nur glei sag'n soll'n"!

Und an der nächsten Station bestellt er sofort „eine Maß" und reicht dem armen, verschmachtenden Sohn des Südens das braune Naß, noch ehe er es selber an die Lippen setzte. Dieser schlürfte mit Behagen den frischen Trunk und schaut den Spender desselben dankbar an.

Der gute Baier aber ist seelenvergnügt darüber und schmunzelt: „Ne, ne, des freut mi aber, daß ich ihn doch noch verstanden hob'. Dös Welsch is doch nicht so schwer, dös ging noch ganz gut in meinen Kopp enein. Und merkwürdig: a Bier is doch überall a Bier".

Ins Gebiet des Humors fällt auch K. Geroks prächtiges Lied „Des deutschen Knaben Tischgebet." An dem Jubel über den Ehrentag von Sedan, an dem vieltausendstimmigen Hurra- und Victoriasingen hatte sich auch ein kleiner Junge recht lebhaft beteiligt.

> Die bunte Mütze auf dem Ohr,
> Das Höslein flott im Stiefelrohr,
> Marschiert er wacker mit im Chor,
> Beteiligt sich den Morgen lang
> An jedem Schrei und jedem Sang.

Er nahm die Sache so wichtig, der kleine Wicht, daß er den Mittagsglockenschlag überhörte und zu spät zu Tische kam.

Mit heißen Wangen, rotem Kopf,
Mit offner Brust, verwehtem Schopf
Erscheint er endlich siegesmatt, —
Die andern waren halb schon satt, —
Grüßt obenhin, setzt sich zu Tisch
Und greift nach seinem Löffel frisch.

Jedoch der biedre Vater spricht:
„Fritz, ungebetet ißt man nicht“!
Worauf mein Fritz vom Stuhl ersteht,
Die Hände faltet zum Gebet,
Und weil sein Kopf noch stark zerstreut,
Giebt's, wie der Geist ihm just gebeut,
Spricht: „Lieber Gott, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.
Amen“.

Nach dem Siege bei Sedan mußten die tapferen Deutschen noch an vielen, vielen Plätzen Frankreichs kämpfen. Um die Städte Metz und Straßburg drehte sich vorab das Hauptringen. Nach langer, heftiger Gegenwehr mußten sich diese beiden Festungen endlich ergeben, und so waren die zwei uralten deutschen Städte wieder in deutschen Händen.

Wie viele Seufzer und Sehnsuchtsrufe hatten seit Jahrzehnten unsere Dichter nach diesen beiden verlorenen Städten entsandt! Wie oft waren die innigsten Wünsche nach Wiedervereinigung derselben mit Deutschland laut geworden! Fast hatte man schon zu hoffen aufgehört, fast wähnte man, die elsaß-lothringischen Brüder seien für immer an Welschland verloren. Desto freudiger schlugen nun die Herzen, als Metz und Straßburg endlich mit Blut und Wunden wieder zurückerstritten und an das Schwesterland angegliedert waren.

Gar prächtig schildert Berthold Auerbach, der sonst niemals Poesie in Versen geschrieben, und dem nur die Begeisterung für Deutschlands Erfolge in Frankreich die Feder rhythmisch fließen ließ, das Wehegefühl der Deutschen vor der Eroberung von Elsaß-Lothringen und die Freude über die Wiedererringung desselben. Er läßt unsere landsmännischen Soldaten klagen:

Im Elsaß über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein.
Wie thut's das Herz mir pressen:



Er hat es schier vergessen,
Was wir einander sein"!

Später aber jauchzen dieselben auf:

Komm, Bruder, komm nur her!
Du bist mit Blut erstritten.
Du bleibst in unsrer Mitten:
Wir trennen uns nicht mehr."

Selbst die leblosen Dinge lassen die Dichter sich freuen über die Wiederangliederung der elsaß-lothringischen Gaue an die deutschen Stammlande: das Münster in Freiburg ruft dem benachbarten Prachtdome in Straßburg freundlichtraute Brudergrüße über den Rhein zu und ist glücklich darüber, daß des großen Meisters Erwin Staub wieder deutsch wurde, wie er es ehedem war und auch wohl sein wollte. Die Rebstauden auf den Höhen und in den Niederungen des Elsaß blicken sehnsüchtig nach den Geschwistern auf den lieblichen Rheingeländen, die mächtigen Tannen und Eichen rauschen sich raunend ihre Freude darob zu, daß unter ihren Wipfeln fortan wieder deutsche, nicht welsche Laute vernehmlich seien.

Hermann Lingg endlich sieht nach der Einnahme von Metz prophetisch in die Zukunft und ruft seherhaft aus:

Abgelöst, Franzose! Seinen Posten
Nimmt fortan der Deutsche wieder ein.
Westwärts Abendnebel glosten;
Auf der Mosel Höhen tagt's im Osten —
Und die Zukunft, deutsches Volk, ist dein!

Um der französischen Einzelheere Herr zu werden, verteilten sich die deutschen Truppen nach Ost und West, nach Nord und Süd in Frankreich.

Es würde indessen zu weit führen, alle die dichterischen Begleitergüsse zu jenen Kämpfen auch nur namhaft anzuführen. Auch diejenigen will ich übergehen, die sich an die Schlachten und Scharmützel um Paris herum knüpfen, und welche die endliche Einnahme und Besetzung der stolzen Seinestadt verherrlichen. Kurz erwähnt seien nur noch jene Poesien, die sich mit der Wiedererrichtung des deutschen Reiches und mit dem Friedensschlusse zwischen Deutschland und Frankreich befassen.

III. Die deutsche Kaiserkrone.

Im Jahre 1806 hatte Franz II. die Würde eines Kaisers des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ niedergelegt und den Titel Franz I., Kaiser von Oesterreich, angenommen. Nach tausendjährigem Bestehen hatte diese glorreiche Einrichtung an der Uneinigkeit der deutschen Fürsten untereinander — hatten doch 16 Potentaten den berüchtigten Rheinbund unter Napoleons Protektorate geschlossen — scheitern müssen, nachdem ihr Glanz schon lange kein echter, sondern nur mehr ein scheinbarer gewesen war.

Die großartig und unter allgemeiner Begeisterung verlaufenen Freiheitskriege von 1812 und 13 endeten in Bezug auf das deutsche Kaisertum ebenfalls mit einem Mißklange, mit unerfüllten Hoffnungen. „Die große nationale Gefahr“, sagt diesbezüglich ein hervorragender Schriftsteller, „hatte ein hochgesinntes, begeistertes Volk, der große Siegesgewinn aber selbstsüchtige, engherzige Fürsten und Staatsmänner gefunden. Der großen Zeit folgte eine recht kleine, der Begeisterung die Unzufriedenheit. Der Friede gab dem deutschen Volke für seine Opfer kein ganzes, sondern ein verstümmeltes Vaterland, da Elsaß-Lothringen bei Frankreich blieb, kein geschlossenes Reich, sondern einen losen Staatenbund, kein Kaisertum, sondern den Bundestag, nicht die ersehnte Verfassung, sondern widrige Verfassungskämpfe. Nicht eine gefürchtete Macht, sondern eine bespöttelte Ohnmacht ward Deutschland, ohne Haupt, zerrissen im Inneren, machtlos nach außen. Im Volke wuchs die Mißstimmung über unerfüllte Wünsche, bei den Regierungen das Mißtrauen gegen die unzufriedenen Stimmführer. — Allein „Kaiser und Reich“ blieb die Sehnsucht der deutschen Stämme und der Traum der Dichter, und keine Regierungskunst, noch Schmach und Verfolgung konnten den erwachten Gedanken wieder einschläfern noch ersticken“.

Der Funke, der unter der Asche glimmte, erhielt stets neue Nahrung bald durch jenes, bald durch dieses politische Ereignis. So entschied sich im März 1849, nachdem der auf dem „Wiener Kongresse“ 1814 gegründete „Deutsche Bund“ sich als wenig zugkräftig

bewiesen hatte und nachdem die Stürme der Revolution 1848 über Deutschland dahingebraust waren, im „Frankfurter Parlament" eine Mehrheit von 42 Stimmen für die Herstellung eines erblichen deutschen Kaisertums und trug das Erbkaisertum dem Könige Friedrich Wilhelm IV. an. Dieser lehnte jedoch die angebotene Krone ab mit der Begründung, daß er dem Parlamente das Recht der Vergebung der Kaiserkrone absprechen müsse.

Derart trübten sich die Aussichten auf die Wiedergewinnung des deutschen Kaisertums gewaltig, und als 1866 Preußen an Österreich und die süddeutschen Staaten den Krieg erklärte, erschien die Einigung aller deutschen Stämme unter einer Kaiserkrone so gut wie ausgeschlossen und unmöglich.

Diese Mut- und Hoffnungslosigkeit warf ihre Schatten sogar auf die Dichtungen unsrer kaisertumbegeisterten Poeten verdüsternd hin. Ernst Moritz Arndt rief betrübt aus: „Zu den Scheinen, die nur gleißen, warf man unsern Kaiserschein"! und Ludwig Uhland hatte schon früher geklagt in der „Versunkenen Krone",

Da drunten in dem Grunde
Da dämmert längst der Teich.
Es liegt in ihm versunken
Eine Krone stolz und reich.

Sie läßt zur Nacht wohl spielen
Karfunkel und Saphir;
Sie liegt seit grauen Jahren,
Und niemand sucht nach ihr.

Nur Em. Geibel, den man fast den getreuen Eckart des deutschen Kaisertums nennen möchte, hörte nie zu hoffen, nie zu mahnen und nach der versunkenen deutschen Kaiserherrlichkeit zu rufen auf. In der Dichtung „Halte die Hoffnung fest" spricht er die höchste Zuversicht aus, sein Ideal, auch wenn sich alles dagegen verschwören sollte, Menschen und Verhältnisse, müsse sich doch noch verwirklichen, und in „Friedrich Rotbart" verleiht er der beim Volke so beliebten Kyffhäusersage von der dereinstigen Wiedererstehung des deutschen Reiches beredten Ausdruck. Das hervorragendste Gedicht dieser Art ist aber sein „Lied vom deutschen Kaiser".

Durch tiefe Nacht, sagt er hier, zieht ein Brausen und beugt die frühlingsknospenden Reiser. Das alte Lied vom deutschen Kaiser klingt im Winde, und ich kann nimmer davon ablassen, demselben zu lauschen. Tausend Herzen glühen, wie das meine, nach der Erfüllung dieses Liedes, tausend hoffen, daß der Tag der Erlösung der schönen Germania aus dem Brautstande bald erscheine.

„Wann weckst du sie mit Trompetenschall“, schließt der Sang, „wann führst du sie heim, mein Kaiser“?

Endlich sollte denn diese langgehegte Sehnsucht des Sängers und vieler, vieler anderen Deutschen in Erfüllung gehen: dieselbe mußte aber mit Blut und Eisen erkauft werden. Nachdem Frankreich durch die vereinigten Kräfte Deutschlands völlig besiegt war, trugen sämtliche deutsche Fürsten auf Antrag des Königs Ludwigs II. von Bayern dem obersten Kriegsherrn im deutsch-französischen Streite, dem Könige Wilhelm von Preußen, die Kaiserkrone an, und diesmal fand der Antrag keine Zurückweisung. In dem königl. Prunkschlosse zu Versailles fand am 18. Januar 1871 die Proklamation des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser statt. Der edle Sohn des neugewählten Kaisers, Kronprinz Friedrich, beugte daselbst als der erste sein Knie vor dem Monarchen, während der Schwiegersohn desselben, der Großherzog von Baden, das erste Hoch auf ihn, den neuen deutschen Kaiser, ausbrachte.

Ein Sturm freudiger Begeisterung brauste daraufhin durch die deutschen Lande. Jedermann freute sich des wiedererstandenen deutschen Reiches, jedermann frohlockte über das feste Band, das nunmehr Deutschlands Harmonie und Einigkeit sicherte. Nunmehr konnte der edle Geibel mit Thränen des Glücks im Auge dem neuen deutschen Reiche und Kaiser den Tribut der Huldigung und Ehrfurcht darbringen. „Und fest gegründet“, ruft er frohbewegt, „steht vom Fels zum Meer das neue Reich als eine Burg des Friedens, und um die Zinnen kreist des Kaisers Adler.“

Felix Dahn, der schon früher in freudiger Vorahnung des wiedererstehenden Reiches ausgerufen: „mir war, als säh' ich, geformt aus den goldenen Strahlen der sinkenden Sonne, ob seinem Haupte schimmernd schweben, hoch gewölbt, eine Kaiserkrone,“ feierte Kaiser Wilhelm in klingenden lateinischen Versen — Macte senex imperator, barba blanca, triumphator — wie einen römischen sieggekrönten Triumphator und stellte ihn an Größe und Erfolg in seinen Thaten als „Weißbart“ dem großen „Rotbart“ (Barbarossa) gegenüber. Mehrere Dichter lieferten Triumphgedichte in plattdeutscher Mundart, wie z. B. Fritz Reuter, der „Ok 'ne lütte Gaw“ zu Füßen des neuen deutschen Kaisers niederlegte. Selbst von jenseit des Ozeans, von Dichtern nichtdeutschen Geblütes, langten Begrüßungsoden an Deutschland an, wie z. B. der germanophile

Amerikaner Bayard Taylor ein prächtiges Lobgedicht auf unsere Einigkeit, Tapferkeit und auf unser deutsches Reich herübersandte.

Als das vornehmste und bedeutendste Dichtungswerk dieser Art gilt indessen „das Lied vom neuen deutschen Reich“ von Oskar von Redwitz. In mächtig wirkenden Sonetten beleuchtet der Dichter hier von großen und erhabenen Gesichtspunkten aus die Waffenthaten Deutschlands, sein Streben und Ringen preisend und endlich die wundervolle Ernte bejubelnd, die aus blutiger Saat emporsproßte.

Nun glättet euch, schließt er an diese Schilderungen die Aufforderung, durchstürmte Lebensfluten, und fließt befruchtend in den alten Kreisen! Pflugschar und Handwerkszeug sei jetzt das Eisen, mit dem sich fürderhin der Bürgerfleiß sputen soll. In hoher Kunst und Wissenschaft Geleisen ist nunmehr nach dem Siege des Schönen, Wahren, Guten zu ringen. Gewerbe und Handel heben neu die Flügel, und allwärts rufe man, Palmenreiser schwingend, Heil, deutsches Volk, Heil dir, deutscher Kaiser! Gesprengt, gelichtet ist der Felsenschacht: des deutschen Reichs versunkene Märchenpracht stieg draus hervor in lenziger Enthüllung. —

IV. Der Frieden.

Die Waffen ruhten schon längst um Paris herum: der gewaltige gallische Landkörper zuckte überall schmerzlich auf unter den Wunden, die ihm deutsche Tapferkeit geschlagen. Die Franzosen waren auf der ganzen Linie besiegt, und deutscherseits galt es nun, die Früchte dieses Sieges einzuheimsen und die Opfer an Blut, Gut und Leben, die gebracht waren, richtig zu sühnen. Diese Aufgabe fiel natürlich den Diplomaten zu, und dieselben erledigten sich derselben rasch und gut. Schon am 26. Februar 1871 konnte der Kaiser von Deutschland folgendes Telegramm an seine hohe Gemahlin Augusta senden:

„Versailles, 26. Februar. Mit tiefbewegtem Herzen, mit Dankbarkeit gegen Gottes Gnade zeige ich Dir an, daß soeben die

Friedenspräliminarien unterzeichnet sind. Nun ist noch die Einwilligung der Nationalversammlung in Bordeaux abzuwarten."

Diese Einwilligung vollzog sich unter dem Einflusse von Adolphe Thiers, einem eben so schlauen Diplomaten wie großartigen Redner, sehr schnell. Allein trotzdem zog sich der endgiltige Friedensabschluß, der bekanntlich als Hauptbedingung die Abtretung Elsaß-Lothringens an das deutsche Reich und eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Franken involvierte, noch in die Länge. In Brüssel, wo der Friedenskongreß tagte, suchte Thiers durch Verschleppung der Sache den deutschen Diplomaten günstigere Bedingungen für Frankreich abzuzwingen, bis ihm endlich der Reichskanzler Fürst Bismarck die „Zähne zeigte" und ihn mit energischen Maßregeln zum Abschlusse der Verhandlungen drängte.

Dieser kam denn auch am 10. Mai 1871 im Gasthofe zum Schwanen in Frankfurt a. M. zustande, und schon am 20. Mai wurde durch den Austausch der Ratificationsurkunden das Friedenswerk vollendet.

Friede! Wie man nach heftigem, beängstigendem Gewittertosen mit Freude die goldenen Sonnenstrahlen und das Himmelsblau bebegrüßt, so atmete man in unserem lieben Vaterlande bei diesem Worte tief erleichtert auf. „Friede!" donnerten die Kanonen- und Böllerschüsse ins Land, „Friede!" klangen die Festglocken über Berg und Thal, „Friede"! jubelten in den Kirchen die Orgeln und bei profanen Festlichkeiten die Fanfaren, „Friede"! endlich jauchzten die Menschen. In all' diesen Friedensjubel stimmten aber die Dichter laut mit ein. Hatten sie doch das deutsche Heer treu in Gefahr und Not begleitet, so durften und mußten sie nunmehr auch an seinen Triumphen teilnehmen. Bescheiden erkannten sie zwar an, daß ihre Lieder nur indirekten Einfluß auf Deutschlands Siege gehabt, daß ihr Wirken nicht verglichen werden könne mit den Großthaten der Armee, — allein sie wollten wenigstens den guten Willen zeigen, ihre Liebe und Begeisterung an den Tag legen. „Dir will ich diese Lieder weihen, geliebtes deutsches Vaterland", sagt einer von ihnen; „denn dir, dem neuerstandenen, freien, ist all mein Sinnen zugewandt. Nach solchen Opfern, heiliggroßen, was gälten diese Lieder dir"!

Aber diese Lieder gelten uns allerdings etwas. Sie sind ein Spiegel des deutschen Volkes, sie geben das Sinnen und

Denken desselben wieder. Jedermann sehnte sich nach dem Frieden und erfreute sich über das erlangte Glück. Aus diesen Friedensgefühlen erwuchs nunmehr eine kleine Litteratur, die nicht zum schlechtesten gehört, was die patriotische Lyrik 1870 und 71 geschaffen. Auch begegnen uns fast all' die lieben Namen wieder, die wir in der Kriegszeit als Vertreter der vaterländischen Poesie trafen: Em. Geibel dichtete einen tiefempfundenen „Prolog zur Friedensfeier", begrüßte die lorbeerbekränzten Truppen mit den Worten: „Heil euch im Siegerkranz, Streiter des Vaterlands, Gott war mit euch"! und richtete eine schwungvolle Apostrophe an den „deutschen Rhein", den vielgenannten, vielumstrittenen, der doch auch an dem Friedensjubel teilnehmen müsse. Oskar von Redwitz stellt in dem genannten Liedercyklus dem deutschen Reiche eine glänzende Zukunft in Aussicht, eine Friedensära von gesegnetster Wirksamkeit, und K. Gerok stimmte in der Dichtung „Zum Friedensfeste" nicht bloß einen Jubelgesang an, sondern auch eine Dankeshymne an den Allerhöchsten, die man das „Te Deum" der damaligen Dankespoesie gegen Gott nennen könnte. Hören wir drei Strophen von diesem Liede, die besten und imposantesten:

Nun laßt durchs Land die Friedensglocken schallen
Vom Rhein zum Belt in feierlichem Chor;
Nun laßt noch einmal die Geschütze knallen, —
Des Kriegs Lebwohl ins freudetrunkne Ohr;
Nun laßt die Stadt von bunten Flaggen wallen,
Als wogt im Wind' ein muntrer Tulpenflor,
Nun laßt die Nacht zum Flammenmeere werden,
Als wär' das Firmament verpflanzt auf Erden!

Das war ein Krieg, so frevelhaft erzwungen,
Daß nie ein Volk ein reiner Schwert noch zog;
Das war ein Sieg, so wunderbar gelungen,
Daß er das kühnste Hoffen überwog.
Es ist ein Lenz: so süß hat nie gesungen
Die erste Lerche, die gen Himmel flog;
Das wird ein Fest, wie nimmer seines Gleichen
Gefeiert ward im Schatten deutscher Eichen.

Herr Gott, vor dem wir auf den Knieen lagen,
Eh' unser Arm sich hob zum blut'gen Strauß,
Auf Adlersflügeln hast Du uns getragen,
In Feuerwolken zogst Du uns voraus!
Du halfst uns dreiundzwanzig Schlachten schlagen,

Du führst als Siegesherzog uns nach Haus;
Herr Gott, so weit noch beten deutsche Zungen,
Sei dir zuerst ein Loblied heut gesungen! — —

* * *

Fünfundzwanzig Jahre sind nun nach der Niederwerfung der Franzosen und seit Neugründung des deutschen Reiches verflossen, und mit Recht können wir die Frage aufwerfen, ob die Hoffnungen, die glänzenden Erwartungen, welche unsere Dichter an die hochwichtigen Ereignisse von 1870/71 knüpften, sich auch verwirklicht haben. „Die Poeten sehen durch gefärbte Brillen", sagt man gerne, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ein Bischen Wahrheit diesem Volksworte innewohnt; sind doch die Idealisten in ihrer Gesamtheit auch Optimisten. Allein diesmal behielten sie doch im großen Ganzen recht: es hat dem neuen deutschen Reiche an Macht und Ansehen im Auslande, an großen politischen Erfolgen nicht gefehlt und wir wünschen, daß unser Vaterland bis in die fernste Zukunft so einig, mächtig und angesehen wie heute seinen Platz in der Reihe der tonangebenden Völker behaupte und nie mehr durch Uneinigkeit der Spielball seiner Feinde werde.

Dagegen trat die so oft beklagte deutsche Unart, sich gegenseitig zu bekämpfen und Zwietracht im eigenen Lager zu stiften, sofort nach Niederwerfung des äußeren Feindes wieder auf. So wurde der sog. Kulturkampf in Scene gesetzt, in dem das katholische Volk, das in dem grausigen Kriege doch auch mit voller Begeisterung seine besten Kräfte und sein Blut willig eingesetzt hatte, hart angegriffen wurde.

Erfreulich bei diesem unseligen Kampfe war es, daß die Bischöfe, die Priester und das katholische Volk dieselbe Treue, Opferwilligkeit, Beharrlichkeit, Selbstbeherrschung und Umsicht entwickelten, welche die deutschen Heerführer und ihre Armee in dem deutsch-französischen Kriege so berühmt gemacht haben, und daß die Helden in diesem Kampfe für die idealen Güter ihrer Religion, daß ein Mallinckrodt, die Gebrüder Reichensperger, ein v. Ketteler, Schorlemer, v. Franckenstein und vor allem der große Windthorst den Lorbeer unsterblichen Dankes und Ruhmes sich errungen haben.

Mögen solche Zeiten deutschen Bruderzwistes nie wiederkehren; möge Deutschland auch nach Innen immer mehr erstarken; möge



es die innern drohenden Gefahren überwinden, den Abfall von Glaube und Sitte in der gebildeten Welt, wie in den untern Volksschichten, durch eine glaubenstreue Schule verhüten; möge ihm die Lösung der schwierigen Zeitfragen gelingen, von welcher das Wohl und die Zufriedenheit ganzer Volksklassen abhängt; möge es fortschreiten in der Pflege alles Guten, Großen und Schönen!

Das walte der liebe Gott, und diesen Wunsch, aus ganzer Seele geflossen, legen wir unserm teuren Vaterlande gelegentlich des Silberjubiläums des Frankfurter Friedensschlusses am 10. Mai 1896 als Festgabe zu Füßen.





Ein neues Kunstblatt!

Sedes sapientiae.

Nach einer Originalzeichnung von Edw. v. Steinle.

In feinstem Lichtdruck ausgeführt, Größe des Bildes 44 : 33 ctm., des Cartons 64 : 48 ctm. und unter Passe-partout mit unterlegtem Goldrand am Bilde 74 : 66 ctm.

Wir liefern das Kunstblatt:

1. ohne Rahmen: a) auf Carton gedruckt zu Mk. 6.—, b) unter weißem Passe-partout mit unterlegtem Goldrande an dem Bilde zu Mk. 7.50.

2. mit Rahmen und Glas.*) a) in Goldbarockrahmen Nr. 582. (Leiste $5^1/_2$ ctm. breit) Mk. 18.—. b) in schwarzem Politurrahmen mit Goldstreifen Nr. 457. (Leiste $7^1/_2$ ctm. breit) Mk. 19.—. c) in schwarzem oder braunem Politurrahmen mit occidirter Goldverzierung (sehr schön) Nr. 649. (Leiste 6 ctm. breit) Mk. 20.—. d) in schwarzem Rahmen mit antiker Goldverzierung Nr. 590 (Leiste $7^1/_2$ ctm. breit) Mk. 21.—. e) in breitem Goldbarockrahmen Nr. 599. (Leiste 9 ctm. breit) Mk. 22.—.

Der „Katholik" schreibt:

Als in den Tagen des Vatikanischen Concils die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit die Geister auf's tiefste bewegte, griff Edward von Steinle zum Stift, um in künstlerischer Form den Anschauungen Ausdruck zu geben, welche ihm in der schwebenden Frage als Leitsterne dienten: die Vertreter der kirchlichen Hierarchie, den Papst, die Cardinäle und Bischöfe hingegeben an die hohe Aufgabe des kirchlichen Lehramtes, selbst zuvor empfangend von der Mitwisserin der göttlichen Rathschlüsse, der demüthigen Dienerin des Herrn, von der hl. Jungfrau, welche die Kirche als Sitz der Weisheit bezeichnet und ehrt. Maria nimmt im Bilde zur linken Seite den Lehrstuhl ein und legt, vom Lichte des hl. Geistes umflossen, in ausdrucksvoller Spruchgeberde aus der Fülle des Geschauten den Kirchenfürsten die göttlichen Geheimnisse dar. Erwägend, prüfend, bewundernd, alle erhoben und durchdrungen, sitzen die vier großen Lehrer der abendländischen Kirche in geschlossener Reihe vor ihr und sinnbilden den harmonischen Wiederhall der von dem Sitze der Weisheit ausströmenden Belehrung.

Das Blatt war von Steinle seinem Freunde Johannes Janssen gewidmet: es gewann nicht nur durch die Schönheit sein Herz; es machte auch den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck auf ihn. Es blieb ihm zeitlebens theuer, und wer es je bei ihm gesehen, theilte die Bewunderung für diese geistvolle Schöpfung des Alt-

---

*) Alle eingerahmten Exemplare sind mit Passe-partout mit unterlegtem Goldrande versehen.

NB. **Kisten** werden extra berechnet, der Betrag hierfür aber bei franco Rücksendung wieder gestrichen.



meisters christlicher Kunst. Edward von Steinle zeigt sich hier in der That in seinen eigenartigen Vorzügen: theologisch tief in dem mystisch-didactischen Vorwurf und vollendet in der Formengebung. Die Gruppe der hl. Väter klingt scheinbar an Raphaels Disputa an, ist aber doch so ganz selbstständig, daß die Verwandtschaft nur in der schönheitsvollen Linienführung und in dem Zug der Erhabenheit zu finden ist.

Wenn nach fünfundzwanzig Jahren das Blatt nunmehr vor die Oeffentlichkeit tritt, so hat es an Bedeutung nicht verloren. Die Reihe der Steinle-Zeichnungen wird um ein köstliches Blatt vermehrt, das uns den Meister in der unveränderten Frische vorführt, ein Vorzug, welcher den letzten der „Nazarener" in besonderer Weise auszeichnete. Um seines Ursprunges und Inhaltes willen bewahrt es nicht minder seinen hohen Werth. Der trefflich gelungene Lichtdruck (Verlag von A. Fösser Nachf. in Frankfurt a. M.) empfiehlt sich daher als geeignete Zimmerzierde für den Kreis unserer Leser.

F. S. Mz.

Ferner schreiben die „Stimmen aus Maria-Laach":

Die Verlagshandlung von A. Foesser Nachfolger in Frankfurt a. M. hat eine überaus liebliche und originelle Zeichnung des Altmeisters Edward von Steinle: „Sedes sapientiae", 1869 seinem Freunde Johannes Janssen gewidmet, durch vortrefflichen Lichtdruck reproduciren lassen, die nicht nur Freunden und Verehrern der beiden ausgezeichneten Männer, des Malers wie des Historikers, willkommen sein wird, sondern sich auch zu sinnigem Schmuck für Studirzimmer und Schule eignet. Die Madonna, eine Gestalt von unbeschreiblich zarter, jungfräulicher Anmuth und Andacht, thront hier vor einem schlichten, schmucklosen Lehrstuhl, während über ihr, in Gestalt der Taube, strahlend der Heilige Geist schwebt. Vor ihr aber sitzen als demüthige Schüler die vier großen Kirchenlehrer des Abendlandes. Ambrosius schaut mit freudigem Blick auf die jugendliche Lehrerin; Augustin lauscht ihr voll Staunen; Hieronymus findet durch ihre Lehre den dunklen Text der Schrift erhellt; Gregorius der Große schaut entzückt zu dem über ihr schwebenden Heiligen Geiste. Die vier erhabenen, würdevollen Priesterfiguren, in der Tracht eines Papstes, eines Cardinals und zweier Bischöfe, diese majestätischen Typen der kirchlichen Weisheit und Wissenschaft, bilden einen wunderbaren Gegensatz zu dem kindlich-lieblichen Bilde ihrer gemeinsamen Lehrerin. Man betet unwillkürlich mit ihnen: „Sitz der Weisheit, bitte für uns!"

Bestellungen nehmen alle Buch- und Kunsthandlungen, sowie auch die Verlagshandlung entgegen.

A. Foesser Nachfolger (P. Kreuer) Frankfurt a. M.

Das deutsche Volksschulwesen
vor und nach der Reformation.
Ein Beitrag zur deutschen Schulgeschichte.

Von

Eberhard Frank.

Vorwort.

Der am 24. Dezember 1891 verstorbene berühmte Verfasser der „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters,“ der unvergeßliche Prälat Professor Dr. Johannes Janssen, hielt am 20. November 1889 vor einer zahlreichen, zumeist aus katholischen Lehrern und Geistlichen bestehenden Zuhörerschaft zu Frankfurt a. M. einen hochinteressanten Vortrag über das Volksschulwesen im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts. In demselben wurde die früher fast allgemein verbreitete Meinung, die auch in unsern Tagen noch häufig genug, selbst von Gelehrten, als feststehende Thatsache hingestellt wird, es habe nämlich vor der Reformation ein deutsches Volksschulwesen nicht bestanden, erst im 16. Jahrhundert sei der „Völkerfrühling“ für Deutschland gekommen, an der Hand reicher Thatsachen auf das Glänzendste widerlegt. Die Zuhörer waren von dem Ergebnis der Ausführungen des hochgeschätzten Redners oft sichtlich überrascht. Da der Vortrag großen Beifall fand und viele Zuhörer zu eifrigem Studium anregte, ließ sich der Redner, der ja selbst dem Lehrstande angehörte und immer eine große Zuneigung zu den Lehrern, besonders auch den Volksschullehrern bekundete, leicht bewegen, am 5. Februar 1890 einen zweiten Vortrag folgen zu lassen, in welchem er das deutsche Volksschulwesen im 16. Jahrhundert in der ihm eigenen verständlichen und lehrreichen Weise behandelte. Unter den Zuhörern befand sich auch der Schreiber dieser Zeilen,

dem es vor einem Vierteljahrhundert vergönnt war, den liebenswürdigen und überaus leutseligen Professor Janssen kennen zu lernen, von da an bis zu seinem Tode öfters mit ihm zu verkehren und manche Anregung von ihm zu empfangen. Aus den während dieser beiden Vorträge gemachten kurzen Aufzeichnungen ist die nachfolgende Arbeit entstanden, die zum Theil infolge gegebener Winke des großen Forschers nach dessen bekanntem größten Werke ergänzt und erweitert wurde. Dies war jedoch hinsichtlich des zweiten Theiles erst möglich nach Erscheinen des 7. Bandes der „Geschichte des deutschen Volkes," welches leider durch die letzte Krankheit und den Tod des Verfassers lange verzögert wurde. Die vorliegende Broschüre bildet demgemäß ihrem Hauptinhalte nach in gewissem Sinne ein Erbe unseres berühmten Historikers; was anerkennenswerth in ihr ist, wolle der Leser dem verstorbenen Prälaten zu gut schreiben, die Mängel und Fehler dagegen muß der Bearbeiter auf seine Rechnung nehmen. Doch kann er mit gutem Gewissen sich die Worte zu eigen machen, welche sich in dem Entwurf einer Vorrede zu dem siebenten Bande der Geschichte des deutschen Volkes von Janssen finden und also lauten: „Um möglichst objektiv zu verfahren, habe ich die Quellen und Zeitgenossen, wo irgend thunlich, selbst reden lassen, obgleich die Sprache mitunter überderb, ja abstoßend wirken mag. An konfessionelle Verhetzung habe ich nicht gedacht; dieses Bewußtsein trage ich in mir."

Wenn nun vielleicht Jemand fragen sollte, welches denn eigentlich der Zweck dieser Broschüre sei, so geben wir ihm die Antwort: Sie soll vor allem der Wahrheit dienen; sie soll mit dazu beitragen, daß die Verdienste um die Gründung und Förderung der deutschen Volksschule besser erkannt und mehr nach Gebühr, wie seither, vertheilt werden. Während man bislang die Zustände in Deutschland während des 15. Jahrhunderts nicht düster und schwarz genug schildern konnte, goß man über das kommende Jahrhundert die Fülle des Lichtes aus und ließ es im hellsten Glanze erstrahlen; während man nicht müde wurde, fort und fort auf das finstere Mittelalter zu schmähen, konnte man nicht genug Worte finden, um all die Segnungen zu preisen, die sich durch die Reformation über unser Vaterland ergossen. Die vorliegende Arbeit will in bescheidener Weise dazu beitragen, daß Licht und Schatten gerechter vertheilt werden. Dadurch wird zugleich der weitere Zweck erreicht, den der katholischen Kirche noch in unseren Tagen häufig genug gemachten Vorwurf, daß sie für die Volksbildung nichts gethan habe, nach Gebühr zurückzuweisen.

I. Das deutsche Volksschulwesen vor der Reformation.

Vielfach hört man die Behauptung aufstellen, vor Luther habe ein deutsches Volksschulwesen nicht bestanden. So nennt Professor Heppe in Marburg das Datum des Sendschreibens Luthers an die Bürgermeister und Rathsherren der deutschen Städte vom Jahre 1524 den Geburtstag der deutschen Volksschule. Ähnlich sagt Dr. Schumann,[1]) die Reformationszeit sei die Zeit der Geburt der deutschen Volksschule. In seinem „Lehrbuch der Pädagogik" heißt es von dieser Zeit: „Die Schule war verderbt, weil die Kirche verderbt war. Eine Wiedergeburt der Schule, für die Volksschule zunächst die eigentliche Geburt, war darum nur durch eine Wiedergeburt der Kirche möglich, und diese erfolgte durch die Reformation." Auf S. 145 desselben Bandes bemerkt er zwar: „Die deutschen Schulen des Mittelalters waren aus der Nothwendigkeit der Schreibekunst zum Handelsverkehr hervorgegangen." Aber er fährt sogleich fort: „Durch die Reformation wurde im Religionsunterrichte die Grundlage für die Volksschulen gelegt, damit jedes Gemeindeglied zur Kenntnis des Glaubens gelange." Nach Dr. K. A. Schmid ist der Geburtstag der deutschen Volksschule in noch späterer Zeit zu suchen. In seiner Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens (4. Bd. 2. Aufl. S. 708) heißt es: „Die Idee einer deutschen Volksschule lag Luther noch fern. Er hatte, wo er Schulen empfahl, meist gelehrte Schulen im Sinne, in denen die klassischen Sprachen obenanstanden." Die Behauptung auf S. 711, Luther habe die Elemente „in Bewegung gesetzt, welche die deutsche evangelische Volksschule geschaffen haben," können wir füglich gelten lassen, wenn uns beizufügen gestattet wird, daß katholische Volksschulen schon vorher in Deutschland bestanden haben. Karl von Raumer schreibt in seiner Geschichte der Pädagogik S. 126: „Anfänge des Volksunterrichts fanden wir bei den Hieronymianern; es waren aber mehr Bemühungen einzelner wohlwollender Männer, wie Gerhards von Zütphen; bleibende, wohleingerichtete Volksschulen gab es nicht; diese sind vorzugsweise

[1]) Dr. J. Chr. Gottlob Schumann, Lehrbuch der Pädagogik, 1. Bd. 2. Aufl. S. 118.



Luthers Werk." Solcher und ähnlicher Stimmen ließen sich noch eine ganze Menge anführen; doch mögen die erwähnten genügen. Wenn in Spamers illustrirtem Konversationslexikon (Bd. 5. Sp. 1539) gesagt wird: „Eine Hauptsorge Luthers war besonders die Hebung des Gottesdienstes, sowie die des Schulwesens," so kann man dies wohl gelten lassen; wenn aber dann weiter behauptet wird: „Für die damalige Zeit war es schon eine kühne Neuerung, daß er (Luther) nicht nur Volksschulen überhaupt, sondern auch solche für Mädchen forderte, die man bis dahin ganz vernachlässigt hatte," so müssen wir doch fragen: Ist dies richtig? Nein, denn schon vor Luther haben in allen Gegenden Deutschlands zahlreiche Volksschulen bestanden, auch solche für Mädchen.

Jedem, der sich mit der Geschichte des deutschen Volksschulwesens nur einigermaßen befaßt hat, müßte doch bekannt sein, welch große Verdienste sich bereits Karl der Große um die Hebung der deutschen Volksschule erworben hat. Schon Karl erließ über die Einrichtung der Schulen allgemeine gesetzliche Bestimmungen. Auf den von ihm berufenen Reichstagen, zu welchen auch die Bischöfe und die namhaftesten Äbte versammelt waren, wurden in Übereinstimmung mit den kirchlichen Synoden manche Gesetze (Capitularien) verkündet, die sich der Schulen annahmen. Im Jahre 787 und 789 befahl ein Reichsgesetz, bei allen Domkirchen und Klöstern Schulen zu errichten: darin sollte Lesen, Schreiben, Rechnen, Grammatik und Singen gelehrt werden. Eine Synode zu Mainz im Jahre 813 schärfte den Eltern und den Seelsorgern die Schulpflicht der Kinder ein und verordnete: Es ist billig, daß die Eltern ihre Kinder in die Schule geben, entweder bei den Klöstern oder bei den Priestern, damit sie den katholischen Glauben recht lernen nebst dem Gebete des Herrn, damit sie zu Hause wieder Andere lehren können; wer es lateinisch nicht lernen kann, muß es deutsch lernen! Wer sich gegen die Schulpflicht verging, sollte eine angemessene Strafe erleiden. Als Strafe war das Fasten oder eine andere Züchtigung festgesetzt.[1])

Durch den Benediktinerorden, welcher das Christenthum in Europa immer weiter ausbreitete, wurden an allen Orten, wo er klösterliche Niederlassungen gründete, alsbald auch Schulen errichtet. Auch an allen Bischofssitzen und da, wo sich mehrere Priester zusammenfanden, gründete man sogenannte Dom- und Stiftsschulen.

---

[1]) Vergl. J. Alleker, Die Volksschule. S. 808.

Hatten diese Unternehmungen zunächst auch den Zweck, Priester heranzubilden, so blieben doch Laien von der Theilnahme am Unterricht, der selbstverständlich bei den Neulingen neben der Unterweisung in der Religion auch die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens umfaßte, nicht ausgeschlossen. Wenn im zehnten Jahrhunderte wegen der steten Kämpfe mit den Ungarn, Slaven, Arabern und Normannen das so frisch aufblühende Schulwesen auch zurückging, so zeigte sich im folgenden Jahrhunderte durch die Bestrebungen des Papstes Gregor VII. mit der Hebung des kirchlichen Lebens zugleich eine Morgenröthe für die sittliche und geistige Hebung des Volkes. Auf der von Gregor im Jahre 1078 zu Rom abgehaltenen Synode wurde allen Bischöfen aufgegeben, mit ihren Kirchen Schulen zu verbinden. Im Jahre darauf ordnete das sechste römische Konzil an, daß zum Besten der Armen und um sie nicht der Erziehung zu berauben, bei jeder Kathedrale ein Lehrer angestellt werden solle, bei welchem Kinder und junge Leute überhaupt, die dem Laienstande angehörten, unentgeltlichen Unterricht im Lesen und Schreiben empfangen könnten. Im Jahre 1179 wurde auf dem elften allgemeinen Konzil unter Alexander III. bestimmt: „Da die Kirche sowohl für die leiblichen als für die geistigen Bedürfnisse ihrer Kinder, wie es einer guten Mutter zukommt, zu sorgen gehalten ist, so soll, damit es den Armen, die auf elterliche Unterstützung nicht rechnen können, nicht an Gelegenheit fehle, lesen zu lernen und Fortschritte zu machen, an jeder Domkirche dem Magister, der die Kleriker und armen Schulkinder unentgeltlich zu unterrichten hat, ein hinreichendes Beneficium ausgeworfen werden, auf daß die so Lehrenden keine Noth leiden, und den Lernenden der Weg zur Erlangung von Kenntnissen offen stehe. Auch an den anderen Kirchen und an den Klöstern soll das Erforderliche hierfür geschehen. Für die Erlaubnis zu lehren darf keine Abgabe oder Bezahlung verlangt werden und solche keinem Tüchtigen versagt werden.“ Die Pfarrer, welche vielfach mit Arbeiten überladen waren und dem Unterrichte nicht die nöthige Zeit widmen konnten, nahmen sich bald zur Ertheilung des Unterrichtes weltliche Gehilfen, die ihnen noch nebenher beim Gottesdienste als Kirchendiener, Sänger u. s. w. dienten. Sie wurden Kindermeister genannt und waren von dem Pfarrer, als dem Schulvorstande, derart abhängig, daß er sie annehmen und entlassen konnte. So kam es, daß bald der Küster einer Kirche auch die Schule an derselben übernehmen mußte. Die Diözesan-Synode von St. Omer im Jahre 1183 erkennt diese Einrichtung an, indem sie Folgendes

bestimmt: „Da die Schulen zur Heranbildung aller derer dienen, welchen einmal die Leitung der weltlichen und geistlichen Angelegenheiten in Staat und Kirche obliegen soll, so befehlen wir, daß in allen Städten und Dörfern unserer Diözese die Pfarrschulen, wo sie zerfallen sind, wiederhergestellt, wo sie noch erhalten sind, mehr und mehr gepflegt werden. Zu dem Ende sollen Pfarrer, Magistrate und angesehene Gemeindemitglieder dafür besorgt sein, daß den Lehrern, wozu auf dem Lande die Küster verwendet zu werden pflegen, der nothwendige Unterhalt verschafft werde. Die Schule aber soll in einem passenden Hause in der Nähe der Pfarrkirche eingerichtet werden, damit einerseits der Lehrer vom Pfarrer und von den Notabeln leichter beaufsichtigt, und andererseits die Schüler in die Übungen der Religion eingeführt werden können.“ Die Bemühungen der Kirche waren von dem besten Erfolge begleitet, und schon vor 1124 berichtete der Abt Guibert von Nogent, daß sich in Frankreich keine Stadt und kein Dorf fände, wo nicht eine Schule offen stände.

Auch in Deutschland machte das Schulwesen die erfreulichsten Fortschritte. Wohl sind die ersten Anfänge einer allgemeinen deutschen Volksbildung zunächst in den Klosterschulen, sodann in den Dom- und Stiftsschulen zu suchen. Allein mit der Entstehung einzelner Pfarreien mehrten sich auch Unterricht und Schulen fürs Volk. Es entstanden die Stadt- und Pfarrschulen. Die Küster waren dann zugleich Lehrer. Interessante Nachrichten von einer solchen Küsterschule finden sich in dem ältesten Lagerbuche der Pfarrei Bigge, Amts Brilon, welches 1270 von dem Erzbischofe Engelbert II. von Köln bestätigt wurde. Hier heißt es: „Dazu soll der Küster verbunden sein, seinem Pastor, der denselben ohne Jemandes Einrede einzusetzen Macht hat, in Allem den genauesten Gehorsam zu erweisen ꝛc. Dabei soll er gleichermaßen verbunden sein und bleiben, wenn es der Pastor nicht anders verordnen wird, die Kirchspielsjugend im Schreiben und Lesen, des Sommers Morgens von 7, des Winters von 8—10 Uhr, und Nachmittags des Sommers von 1—3 oder 4, des Winters bis 3 Uhr, in eigener Person stets dergestalt zu unterrichten, daß darüber keine Klagen entstehen, widrigenfalls, wenn er mehrmaliger Erinnerungen ungeachtet, unverbesserlich bleiben sollte, soll er seines Amtes entsetzt, vom Pastor ein anderer angestellt und diesem sofort von des Küsters Renten, nach Gutdünken des Pastors, Einiges ausgesondert werden, auf daß der angehende Schulmeister in Etwas mit davon zu genießen habe. — Dabei sollen denn auch die Kirch-

spiels-Eingesessenen bei Strafe von 12 Mark verbunden sein, ihre Kinder zur Schule zu schicken, damit das noch in vielen Herzen glimmende Heidenthum dadurch gänzlich erlöscht werde. Zuwiderhandelnde sollen nebst vorgesetzter Strafe von jedem ihrer zurückgehaltenen Kinder jährlich 18 Schillinge (welcher Schullohn stets von jedem Kinde dem Schulmeister kraft dieses beigelegt wird,) unnachlässig entrichten und beibringen — es wäre denn, daß die Kinder wegen Krankheit oder Unvermögenheit ihres Alters bei dem zeitigen Pastor, der darüber fleißige Aufsicht und aus den Taufbüchern die erforderlichen Nachrichten zu gewähren, hiermit für schuldig erkannt wird, durch der Eltern Angaben entschuldigt befunden würden. Auch soll der jedesmalige Schulmeister monatlich dem Pfarrer schriftlichen Bericht darüber vorlegen, wie die Schüler sich in den christlichen Sitten, im Lesen und Schreiben verhalten und von Tag zu Tag in der Gottesfurcht zunehmen, damit bei Zeiten das Böse vermieden und das Gute ferner befördert werde."

Siehe da eine Schule, bemerkt mit Recht Dr. L. Kellner,[1]) wie sie im vorigen Jahrhundert noch häufig genug existirten, eine Schule sogar mit monatlichen Schulberichten und mit Versäumnisstrafen!

Zum weiteren Beweise dafür, daß in Deutschland vor der Kirchenspaltung bereits zahlreiche Schulen bestanden haben müssen, sei Folgendes mitgetheilt: Der Geschichtschreiber Palaky, welcher sich beim Durchsuchen böhmischer Urkunden aus dem Ende des 14. und dem Anfange des 15. Jahrhunderts der Mühe unterzog, alle zufällig vorkommenden Lehrer zu notieren, macht die Bemerkung, daß die Diözese Prag um 1400 zum mindesten 640 Schulen besaß. Damals aber zerfiel Deutschland in 63 Diözesen, von welchen viele ausgedehnter waren und auf höherer Kulturstufe standen als die Prager Diözese. Wohl mit Recht bemerkt darum der Verfasser von „Christliche Lehre und Erziehung in Ermeland und im preußischen Ordensstaate im Mittelalter," daß sich fast neben jeder mittelalterlichen Kirche, namentlich auch neben den Pfarreien auf dem Lande, in irgend einer Form eine Schule befunden habe.[2])

Die Nachrichten über die niederen deutschen Volksschulen des aus-

---

[1]) Erziehungsgeschichte in Skizzen und Bildern. I. S. 170.

[2]) Siehe: „Rückblick auf das niedere Schulwesen Deutschlands bei dem Ausgange des Mittelalters" im „Schulblatt für Hessen-Nassau ꝛc." Jahrgang 1883.



gehenden Mittelalters sind zwar sehr dürftig, aber sie reichen genugsam aus, nicht bloß um das Vorhandensein derartiger Schulen zu bezeugen, sondern auch um darzuthun, wie sehr man die Schule als eine wesentliche Trägerin christlicher Lehre und Erziehung ansah, und wie eifrig von kirchlicher Seite der Volksunterricht empfohlen wurde. Einen Beweis hierfür finden wir schon in der religiösen Unterrichts- und Erbauungslitteratur des 15. Jahrhunderts.

In einem um das Jahr 1470 erschienenen, in niederdeutscher Mundart gedruckten Katechismus des Minderbruders Dederich Coelde heißt es in dem Kapitel über die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder unter anderm: „Man soll die Kinder frühzeitig zur Schule schicken zu ehrbaren Meistern, auf daß sie Ehrfurcht lernen und auf der Straße nichts Böses lernen und keine Sünde.“ „Diejenigen Eltern handeln schlecht, welche nicht wollen, daß die Schulmeister ihre Kinder strafen, wenn sie Übles thun.“ Das im Jahre 1478 erschienene Beichtbuch des Johannes Wolff, Kaplans an der St. Peterskirche zu Frankfurt a. M., enthält die Mahnung an die Jugend, man sei den Schulmeistern so gut wie den leiblichen Eltern Ehre, Liebe und Gehorsam schuldig. „Der Meister, der dich geleret hat in dinen jungen Tagen, ist din geistlich Vater der Lere und Sorge.“ Mit Gold und Silber könne diese Lehre nicht bezahlt werden, heißt es da weiter, denn das Geistige sei viel edler und besser als das Leibliche. Was der Meister für seinen Unterricht an Geld empfangen, habe er für seine Lebensbedürfnisse längst wieder ausgegeben; dagegen kannst du, sagt Wolff dem Beichtkinde, „über zehn, zwanzig oder hundert Jaren noch schriben und lesen und weyst, wie dich din Meister hat gelernt.“ In der in dem Beichtbüchlein enthaltenen Anleitung zur Gewissenserforschung wird gesagt, das Beichtkind solle sich darüber erforschen, ob es z. B. dem Lehrer „feind gewesen darum, daß er es gehauen.“ Der im Jahre 1498 erschienene „Seelenführer,“ ein treffliches Unterrichts- und Erbauungsbuch, mahnt, „die Schulmeister sullent die Kinder mit underweysen in der christlichen Lere und den Gebotten Gottes und der Kirche. Sie sullent all das tun, was die Vätter der Lere (Priester) nicht all tun künnen in der Predigt und sunstigen geystigen Underweisungen, und denen helffen.“ Auch Johannes Wolff ermahnt die Lehrer, ihre Schüler in den göttlichen Geboten zu unterrichten.

Zahlreiche Beweise dafür, daß bereits im 14. Jahrhundert in den verschiedensten deutschen Ländern Schulen, auch Mädchenschulen,

bestanden haben, finden sich in vielen historischen Zeitungen. In Straelen läßt sich seit 1368, im Dorfe Nieukerk seit 1397, in Wachtendonk seit 1443, in Aldekerk seit 1462 der Bestand einer Schule urkundlich nachweisen. In der Stadt Geldern wurde bereits im Jahre 1432 eine zweite Schule gebaut. Für den Mittelrhein hat Pfarrer Dr. Falk von Klein-Winternheim nachgewiesen, „daß es ganze Striche Landes gab, in welchen um 1500 alle zwei Stunden eine Volksschule war.“ Auch die siebenbürgisch-sächsische Geschichtsforschung weist den Bestand von Dorfschulen schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts nach. In der Dorfgemeinde Stolzenburg existierte eine Schule bereits im Jahre 1394; und noch früher, im Jahre 1388, bestanden schon Schulen in Kronstadt und Bistritz. In der Oberlausitz gab es im 15. Jahrhundert nicht bloß in allen größeren Städten, sondern auch in kleinen Landstädtchen, wie Seidenberg und Hirschfelde Schulen, für die das Volk durch Stiftungen und andere werkthätige Unterstützung sorgte. An der Stadtschule zu Görlitz wirkten im Jahre 1491 ein Rektor, vier Baccalauren und ein Kantor. In Breslau gab es im Jahre 1466 acht Stadtschulen. In einem schiedsrichterlichen Urtheil vom Jahre 1393 wird bestimmt, daß der Pfarrer zu Schrobenhausen, welches damals noch ein Markt war, „einen erbergen Schulmeister haben soll, damit die kirch und die jungen mit singen und mit lesen und mit schreyben und die Schul mit lernung wol versorgt sey.“ Im Jahre 1496 kommt ein „schuelmeister von Habach“ vor, ein Dorf in Bayern, das jetzt 375 Einwohner zählt. Von Bartholomäus Riesenberg, dem 1492 geborenen Reformator der Altmark, wird erzählt, daß er in seinem Geburtsorte, dem Dorfe Mieste in der Nähe von Gardelegen, das Lesen gelernt habe, und zwar habe es hier der Küster gelehrt.[1])

In dem in einem anmuthigen Thalgrunde zwischen Ausläufern des Rhöngebirges gelegenen weimarischen Pfarrorte Schleid, welcher in den früheren Jahrhunderten zum alten Hochstifte Fulda gehörte, muß schon sehr frühe eine Pfarrschule bestanden haben. Eine Urkunde von 1441 berichtet uns, daß neben den Heiligenmeistern schon um 1400 ein eigener „Kirchner“ oder „Kircher“ bestellt war. Diesem Kircher aber oblag neben seinem Kirchenamte auch der Unterricht der Jugend. Über das Einkommen dieses Lehrers in der damaligen Zeit ist in den Akten nichts zu finden; doch findet sich in den Pfarrakten aus dem Jahre 1575 die Bemerkung, daß der Lehrer von

[1]) Beckmann, hist. Beschreibung der Kurmark II. 20.



Schleid, gleich jenen von Spahl, Geismar, Bremen, Borsch und Buttlar dem zeitigen Pastoren eine jährliche Erbzins zu verabfolgen hatte und zwar „2 Schock Geld(?), 1 Kalb, $1/2$ Schock Eier, 4 Hähne.“ Seit 1572 war diese Erbzins reduziert auf 32 Bömisch (1 Mk. 30 Pfg.), 15 Ostereier, 2 Hähne und eine Gans. „Solche Erbzins wie auch anderer Kircher der pfarren im amt Rockenstuel kompt daher dieweil ein pastor die Kircher gesetzt und präsentieret hat.“ Aus dieser nicht unbedeutenden Gabe kann man folgerichtig auch auf ein gutes Stelleneinkommen schließen, und es ist anzunehmen, daß das im Jahre 1675 aufgestellte, noch vorhandene Verzeichnis der Einkünfte des Kirchers und Lehrers schon lange vorher seine Geltung gehabt hat. Es sei deshalb gleich angefügt. Nach demselben erhielt der Lehrer für seinen Kirchen- und Schuldienst: a) aus der Kirchkasse 5 Gulden und 1 Malter Hafer für den Unterricht, 2 Malter Korn für den Organistendienst; 1 Gulden 19 Bömisch für das Besorgen der Uhr; b) von den Pfarreingesessenen $262^1/_2$ Laib Brot à 6 Pfund und außerdem von Schleid und Motzlar 126 Korn- und 29 Hafer-Garben; c) endlich von jedem Schulkinde 1 Gulden Schullohn.[1])

In den stilistischen Handbüchern des ausgehenden 15. Jahrhunderts, in Briefstellern u. s. w., finden sich **Formularien für die Anstellung eines Lehrers**, ein Beweis, daß solche Anstellungen zu den gewöhnlichen Vorkommnissen gehörten, wie das Ausstellen einer Quittung, die Abfassung eines Briefes und dergleichen. Wo aber Lehrer angestellt wurden, da mußte es auch Schulen geben.

Einen weiteren Beweis für das Bestehen deutscher Volksschulen vor der Reformation liefern uns die älteren **Schulordnungen**. Die Ausübung des Lehrerberufes wurde damals, insoweit bürgerliche Anstalten in Betracht kommen, als Gewerbe aufgefaßt und behandelt. In dem ältesten Gewerbe-Polizei-Gesetz Münchens, welches in seiner zweiten Redaktion aus dem Jahre 1317 stammt, finden sich bei ausdrücklicher Erwähnung mehrerer Schulen die Lohnansprüche der Schulmeister mitten unter jenen der übrigen Handwerker — in der Reihe zunächst nach der Taxe für die Kornmesser — aufgezählt. Es darf uns daher nicht überraschen, daß auch die älteste bekannte „Ordnung, wie es die teutschen Schulmeister halten sollen“ welche der Stadt Bamberg und dem Jahre 1491 angehört, sofort in der

[1]) Vergl. „Die Volksschule im alten Hochstift Fulda. Von Robert Kiel.“ Schulblatt für Hessen-Nassau 2c. Jahrgang 1886, Seite 162.

gedruckten Handwerksordnung eine Stelle fand. Als Veranlassung zur Herausgabe dieser Ordnung wird angegeben: „Schultheis und Rat befanden, in Betrachtung der deutschen Schulmeister und Schulfrauen in Bamberg Leben, Wesen und Handlung, daß dadurch der Leute Kinder, die im Lesen, Schreiben, Zucht und Ehrsamkeit zu lehren ihnen befohlen sind, nicht mit notdürftigen Fleiß und Aufsehen dazu gezogen und unterwiesen wurden, wie solches billiger Weise hätte geschehen sollen." Den Übertretern dieser Satzungen wird angedroht, „daß sie schwerlich und hertiglich nach des Rats Ermessen bestraft werden würden." Als erste Forderung wird verlangt: „Ein jeglicher teutscher Schulmeister und Schulfrau sollen mit einander eelichen sitzen, ersamlichs und erberlichs Wandels, Handels und Wesens herkommen sein, und sich dergleichen in solchem Stand halten, und nicht anders befunden werden, bei Strafen und Bußen, wie Schultheis und Rat erkennen." Bezüglich des Unterrichts wird nachdrücklichst anempfohlen: „Ein jeglicher Schulmeister soll bei seinen Kindern, die ihm anvertraut worden, selber sein und keines anderen Handels, dieweil sie in der Schule sind, pflegen noch vornehmen, doch ungererlich; nicht seine Hausfrau mit denselben umgehen lassen, sie wären denn auch gelehrt;" auch nicht „ein Kind das andere zu überhören oder zu meistern bestellen, sonder ihrer aller selbst mit ganzem Fleiße warten."[1]) Es ist klar, daß diese Bestimmungen nicht für Geistliche erlassen wurden, sondern für weltliche Lehrer, und daß sie sich nicht auf solche Schulen bezogen, in denen die Jugend für den geistlichen Stand vorbereitet wurde, sondern auf eigentliche Volksschulen.

Der Schulzwang war damals im allgemeinen unbekannt, daß aber die Schulen fleißig besucht wurden, zeigen mancherlei Mittheilungen, die sich aus großen und kleinen Städten, selbst aus Dörfern erhalten haben. Im Jahre 1491 beklagte sich ein Meister der Lese- und Schreibeschule zu Xanten am Niederrhein, daß er mit seinem Gehilfen für die große Zahl der Schüler nicht ausreiche, und verlangte noch einen Unterlehrer, worauf der Rath der Stadt ihm und auch dem Meister einer andern städtischen Schule einen zweiten Gehilfen gewährte; über das Schulgeld sollten sich die Meister mit den einzelnen Eltern verständigen. Die Zahl der Schüler an der bereits erwähnten Stadtschule zu Görlitz schwankte im Jahre 1491 zwischen

---

[1]) Vergl. Friedrich Kösterus: „Die deutsche Elementarbildung gegen Ausgang des Mittelalters" in „Katholische Schulkunde" Jahrgang 1893, S. 185.

500—600. In Zwickau belief sich um 1490 die Zahl der Schüler auf 900. Sie waren in vier Klassen eingetheilt und wurden in einem drei Stockwerke hohen Gebäude unterrichtet, welches der Bürger Martin Römer auf seine Kosten hatte erbauen lassen. Für den Unterhalt dieser Schule war durch viele Stiftungen von Geistlichen und Bürgern gesorgt. Noch im Jahre 1518 bildete sich eine neue Schulbrüderschaft zur Unterstützung der Anstalt. An den drei Stiftsschulen zu Frankfurt am Main belief sich die Zahl der Schüler um das Jahr 1478 auf 318. An einer derselben, der St. Leonhardsschule, wurde auch im Griechischen und im Hebräischen unterrichtet. So blühten beim Ausgange des Mittelalters fast in allen deutschen Gebieten bis in die Gebirgsthäler der Alpen hinein größere und kleinere, zum Theil sehr ansehnliche Schulanstalten. Das Streben nach Wissen, nach feinerer Bildung, nach geistiger Veredlung beschäftigte nicht allein einzelne auserlesene Geister oder vereinzelte Gruppen und Kreise, sondern es war infolge der großen Entdeckungen und besonders der neuerfundenen Buchdruckerkunst in die breiten Massen aller Stände eingedrungen und rief zunächst einen großartigen Aufschwung des Schulwesens hervor.

Auch die Mädchenschulen erfreuten sich an manchen Orten eines zahlreichen Besuches. Eine angeblich von Nikolaus von Cues ins Leben gerufene weibliche Erziehungsanstalt in Xanten zählte im Jahre 1497 vierundachtzig adelige und bürgerliche Schülerinnen. In Venlo wurde nach Ausweis der Stadtrechnungen 1457 eine neue Schule gebaut, in welcher die Kinder in zwei verschiedenen Lokalen untergebracht wurden; eines derselben heißt ausdrücklich die „meeghden schole.“ In Siegen bestanden zwei, zugleich auch von Mädchen besuchte Schulen. In Emmerich wurde im Jahre 1445 zwischen der Stadt und dem Kapitel ein Vertrag geschlossen, wonach erstere das Recht erhielt, eine, zwei oder wenn nöthig, noch mehrere Frauen als Lehrerinnen für die Mädchen zu ernennen und dem Kapitel als solche zu präsentiren.

Die Lage der Lehrer muß in der damaligen Zeit eine sehr günstige gewesen sein. Bis zum Ende des Mittelalters werden von seiten des Lehrstandes nirgends Klagen laut über unzureichende Besoldung. In einer Zeit, in der man für einen Gulden neunzig bis hundert Pfund Rindfleisch oder hundertzehn bis zwanzig Pfund Schweinefleisch kaufen konnte, erhielt beispielsweise der Schulmeister in der Ortschaft Weeze bei Goch im Clevischen folgende Besoldung:

zunächst von der Gemeinde vier Gulden, drei Malter Roggen, zwei Malter Weizen, zwei Malter Hafer und sechzig Bund Stroh; außerdem hatte er freie Wohnung mit Garten, einen Krautgarten von einem Drittel-Morgen und einen Morgen Wiesengrund zum Nießbrauch. Jedes Schulkind mußte monatlich im Winter fünf, im Sommer drei Stüber Schulgeld entrichten; für kirchliche Dienste bezog der Lehrer jährlich beiläufig zwei bis drei Gulden. Nach unserm jetzigen Geldwerthe betrug das Einkommen dieses Lehres etwa 2500 Mark. Sehr bedeutend erscheint diese Einnahme, wenn man sie vergleicht z. B. mit dem Gehalte des damaligen Dombaumeisters von Frankfurt, der jährlich zehn bis zwanzig Gulden, oder mit dem des ersten Hofbeamten der Mutter des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, der jährlich an Geld dreißig Gulden empfing. Der Lehrer im Dorfe Rheurdt bei Geldern am Niederrhein bezog jährlich zehn Gulden und als monatliches Schulgeld von jedem Kinde, welches schreiben lernte, fünf Stüber, von jedem, welches bloß lesen lernte, vier Stüber. In Venlo betrug der Jahresgehalt eines Lehrers seit 1465 zehn Goldgulden. In Goch erhielt der Oberlehrer außer Wohnung und Schulgeld und verschiedenen Geschenken der Kinder seit 1450 jährlich acht arnheimische Gulden, später auch noch aus einer kirchlichen Stiftung für das Absingen der Laudes mit seinen Zöglingen drei und einen halben rheinischen Goldgulden, während der Stadtschreiber mit fünf Gulden besoldet war und die beiden Bürgermeister zusammen nur fünf Gulden empfingen. Aus der Ortschaft Cappellen bei Geldern wird um 1510 erwähnt, daß jeder Bauer, dessen Kinder unterrichtet wurden, dem Schulmeister drei Stüber, ein Malter Korn und, wenn er eigenes Geschirr habe, einen Wagen Holz liefern müsse. In Nördlingen erhielt der städtische Lehrer seit 1464 ein festes Jahrgehalt von 32 Goldgulden; in Arnheim schon im Jahre 1425 jährlich 24 Goldgulden. An den Schulen zu Kulmbach und Baireuth belief sich der Gehalt des lateinischen Schulmeisters, außer freier Kost, auf jährlich mehr als 75 Gulden in Gold. In Eltville im Rheingau bezog der Schul- oder Kindermeister jährlich 24 Gulden und von jedem Kinde drei Albus; die Lehrer in Kiedrich im Rheingau erhielten 30 bis 90 Gulden; der Lehrer in Seligenstadt am Main hatte freie Station mit Wein, zwei Malter Weizen und als Gehalt das Schulgeld der Schüler.

Die vorstehenden Ausführungen genügen gewiß vollauf, um den Beweis zu liefern, daß bereits *vor der sogenannten Refor-*

mation in Deutschland an zahlreichen Orten Schulen bestanden. Daß diese Schulen nicht alle den einzigen Zweck haben konnten, der Vorbildung für den geistlichen Stand zu dienen, wie vielfach behauptet wird, ist ebenso klar. Wozu bedurfte man der Schulen für Mädchen? Und auch solche waren, wie wir gesehen, bereits vor der Reformation vorhanden. Zwar finden wir die Erziehung der Mädchen in jener Zeit selten erwähnt. Doch kann mit vollster Sicherheit angenommen werden, daß für diese durch die Nonnenklöster vielfach gesorgt wurde. Der berühmte Paschasius Radbertus, von 844 bis 851 Abt zu Corvey, erhielt in seiner Vaterstadt Soissons den ersten Unterricht durch Nonnen, ebenso der fromme Erzbischof Mauriz in Rouen die erste Bildung im Nonnenkloster zu Troyes. Wenn demnach selbst Knaben in diesen Instituten erzogen und unterrichtet wurden, so kann mit um so größerer Sicherheit angenommen werden, daß sie sich mit dem Unterrichte der Mädchen beschäftigt haben. Im westfälischen Stifte Herse finden wir daher auch, daß eine Nonne den Titel „Scholastika" führte, und ebenso stoßen wir in älteren Schriften auf Stellen, aus welchen erhellt, daß die Klöster bisweilen schon Kinderbewahranstalten waren. Eine der berühmtesten weiblichen Erziehungsanstalten war das Kloster zu Bischofsheim in Franken, welchem die heilige Lioba als Äbtissin zur Zeit des heiligen Bonifatius vorstand.[1])

Sollte aber dennoch die Existenz deutscher Volksschulen vor der Reformation geleugnet werden, so fragen wir: Wie erklärt sich denn die Volksbildung im Handwerkerstande des fünfzehnten Jahrhunderts? Wie Kriegk[2]) berichtet, enthalten manche Ausgabebücher der Städte aus jener Zeit als Beilagen Rechnungen von Schlossern, Glasern, u. s. w., welche von diesen eigenhändig geschrieben sind. Ebenso finden sich eigenhändige Eingaben von Handwerkern an die Stadträthe aus dem fünfzehnten Jahrhundert in den Archiven. Im Stadtarchiv zu Frankfurt am Main befindet sich ein Buch, welches die Namen aller zu einer Bruderschaft gehörigen Schlossergesellen von 1417—1524 enthält; mehrere hundert aus allen Theilen Deutschlands stammende Gesellen haben ihren Namen eigenhändig eingetragen,hatten also Schulbildung. Ein solches Maß allgemeiner

[1]) Vergl. Dr. L. Kellner, Erziehungsgeschichte in Skizzen und Bildern. 1. Bd. S. 169.

[2]) G. L. Kriegk. Deutsches Bürgerthum im Mittelalter, nach urkundlichen Forschungen. Neue Folge. S. 65.

Schulbildung setzt aber die Existenz zahlreicher Volksschulen voraus. Deshalb kommt W. Görges in der in dem Programm des Johanneums zu Lüneburg im Jahre 1884 veröffentlichten Abhandlung über Lucas Lossius zu dem Schlusse: „Es existirten jedenfalls vor der Reformation mehr Schulen, als man jetzt vielfach geneigt ist anzunehmen."

Doch wozu suchen wir nach so vielen Beweisen für eine Sache, die uns Luther selbst in der besten und klarsten Weise bezeugt. In dem Sendschreiben „an die Bürgermeister und Rathsherren von allerlei Städten in deutschen Landen" vom Jahre 1524 sagt er: Solange man noch in den Gräueln des Papstthums gesteckt habe, da stunden alle Beutel offen und war des Gebens zu Kirchen und Schulen kein Maß; „da konnte man Kinder in Klöster, Stifte, Kirchen, Schulen treiben, stoßen und zwingen, mit unsächlichen Kosten;" „jetzt aber, da man rechte Schulen und rechte Kirchen stiften, ja nicht stiften, sondern allein erhalten sollt im Gebäu," „da sind alle Beutel mit eisernen Ketten zugeschlossen: da kann Niemand zu geben, und über das auch die Kinder davon reißen, und ihnen nicht gönnen, daß sie doch von der Kirche (da wir nichts zu geben) ernährt würden, und zu solchen heilsamen Aemtern, darin sie doch auch zeitlich, ohne ihr Zuthun, versorgt sind, kommen möchten."

Dieses Zeugnis Luthers für das Blühen des Schulwesens vor der Reformation scheint manchem Gelehrten, der alles Heil Deutschlands von den Tagen der Glaubensspaltung an datirt, recht unbequem zu sein. C. von Raumer sagt in seiner Geschichte der Pädagogik[1]) bei der Mittheilung von „Dr. Martin Luthers Schrift an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie Christliche Schulen aufrichten und halten sollen. Anno 1524. An die Bürgermeister und Rathsherren allerlei Städte in Deutschen Landen." in einer Anmerkung, er „gebe diese Vermahnungsschrift ganz, nur manche polemische Stelle übergehe" er. Merkwürdig ist, daß auch die wichtigen Stellen über die Blüte und den Untergang der alten, katholischen Schulen weggelassen sind.

Allein die Existenz deutscher Volksschulen vor der Reformation läßt sich nun einmal nicht mehr wegleugnen. Es ist und bleibt wahr, was Friedrich Kösterus als Endresultat gründlicher Forschungen über die deutsche Volksschule im Mittelalter bezeichnet:

[1]) C. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik I. 3. Aufl. S. 145.

„Es gab bereits zwei bis drei Jahrhunderte vor der „Reformation", und zwar mit fortschreitender Zeit und dringender werdendem Bedürfnis, zumeist in den Städten und Marktflecken, aber auch in Dörfern, immer mehr Lehranstalten, wo die im bürgerlichen Leben nothwendigsten Kenntnisse des muttersprachlichen Lesens und Schreibens, sowohl als mechanische Fertigkeit wie als Stilübung (Aufsatz) betrachtet, facultativ auch des Rechnens, von allen erworben werden konnten, welche derselben zur vollen Ausübung ihres Berufes, als niedere Beamte, Kaufleute, Handwerker, benöthigt waren. Diese Schreib- und Küsterschulen erfüllten für die fragliche Kulturperiode die wesentlichen Zwecke unserer heutigen Volksschule und können daher unbedenklich als die „Volksschule des Mittelalters" bezeichnet und betrachtet werden."[1])

Wir ersehen aus den vorstehenden, nach authentischen Quellen zusammengestellten Notizen, 1) daß bereits im 14. und 15. Jahrhundert in Deutschland zahlreiche Schulen bestanden haben zum Unterrichte der Jugend, der Kirchspielsjugend, also eigentliche Volksschulen; 2) daß dieselben sich eines guten Besuches erfreuten, und 3) daß die Lage der Lehrer eine sehr gute war, woraus man auf das hohe Ansehen schließen kann, das Schule und Lehrer damals genossen. Hieraus ergiebt sich die Falschheit der oft und laut wiederholten Behauptung, daß vor der Reformation für die Bildung des Volkes durch Schulen gar nichts gethan worden sei. Von einer Volksschule im Sinne der Gegenwart konnte allerdings nicht die Rede sein, kann es aber auch nicht von der Volksschule im 16. und 17. Jahrhundert. Die Verhältnisse waren eben andere als heut zu Tage. Wenn man die Einfachheit der damaligen Regierungsform und der Gesetzgebung erwägt, wenn man sich erinnert, daß die Buchdruckerkunst erst gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts erfunden wurde und im 15. Jahrhundert noch sehr wenige Bücher für das Volk, noch wenigere für die Schule gedruckt wurden, und daß demgemäß die meisten Leute sehr wenig oder gar nichts zu lesen hatten: so kann man die alte Schule unmöglich deshalb, weil heut zu Tage fast jeder Bauernknabe lesen und schreiben lernt, mit Geringschätzung beurtheilen.[2])

---

[1]) Kösterus, Die deutsche Elementarbildung gegen Ausgang des Mittelalters. Mitgetheilt in: Katholische Schulkunde 1893. Seite 274.

[2]) Joseph Kehrein, Überblick der Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes. 1. Aufl. S. 13.

II. Das deutsche Volksschulwesen nach der Reformation.

So ist also die Behauptung, das deutsche Volksschulwesen habe vor Luther nicht bestanden, durch die Reformation sei die Grundlage für die Volksschulen gelegt worden, das Datum des Sendschreibens Luthers an die Bürgermeister und Rathsherren der deutschen Städte vom Jahre 1524 sei der Geburtstag der deutschen Volksschule und Luther deren Gründer, ein Märchen. Den besten Beweis dafür liefert Luther selbst. In seinem Schreiben „An die Bürgermeister und Rathsherren unserer Städte in Deutschen Landen" vom Jahre 1524 heißt es: „Aufs erst erfahren wir jetzt in deutschen Landen durch und durch, wie man allenthalben die Schulen zergehen läßt." Wo man aber Schulen zergehen läßt, da müssen doch solche bestanden haben. Freilich sind diese Schulen vor Luther ein Werk des Teufels gewesen, wie er in demselben Sendschreiben bemerkt „Darumb hat er (der Teufel) fast weislich than zu der Zeit, da die Christen ihre Kinder christlich aufgezogen und lehren ließen. Es wollte ihm der junge Hause zu gar entlaufen, und in seinem Reich ein Unleidlichs aufrichten: da fuhr er zu und breitet sein Netze aus, richtet solche Klöster, Schulen und Stände an, daß es nicht möglich war, daß ihm ein Knabe hät sollen entlaufen, ohne sonderlich Gottes Wunder." Alle gingen demnach in die Schule; folglich müssen doch Schulen an allen Orten bestanden haben.

Das Jahr 1524 ist mithin keineswegs das Geburtsjahr der deutschen Volksschule; vielmehr beginnt um diese Zeit deren Verfall. Luther selbst klagte im Jahre 1529: „Die Ratsherren lassen die Schulen zergehen, als wären sie derselbigen frei und hätten's Ablaß dazu. Niemand denkt, daß Gott ernstlich haben will, die geschicktesten Kinder zu ziehen zu seinem Lob und Werk, welches ohne die Schulen nicht geschehen mag, sondern zur weltlichen Nahrung ist Jedermann jetzt jach und eile mit seinen Kindern." In demselben Jahre mahnte er den Markgrafen von Brandenburg zur Wiederaufrichtung eingegangener Schulen.

Im Oktober 1525 stellte Luther dem Kurfürsten von Sachsen vor, die Zerrüttung sei im Lande so allgemein, daß, wenn nicht

eine tapfere Ordnung und staatliche Erhaltung vorgenommen werde, in kurzer Zeit weder Pfarrhof, noch Schulen, noch Schüler etwas sein würden. Im November des folgenden Jahres klagte er in einem Schreiben an den Kurfürsten: Da ist keine Furcht Gottes noch Zucht mehr, weil des Papstes Bann ist abgegangen, und thut Jedermann, was er nur will. Zur Zucht der armen Jugend bedürfe man, wie der Prediger, so auch der Schulen. Weil dem Kurfürsten alle Klöster und Stifte in die Hände gefallen seien, so erwachse ihm auch die Pflicht und Beschwerde, solches Ding zu ordnen, wolle und könne doch sonst Niemand sich desselben annehmen. Mit Gewalt müsse der Kurfürst als oberster Vormund der Jugend die vermöglichen Bürger und Bauern zwingen, Predigtstühle und Schulen zu halten, gleich als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zu Brücken, Stegen und Wegen oder sonst zufälligen Landesnoth geben und dienen müssen.

Infolge einer 1526 in Sachsen stattgefundenen Visitation mahnte er, man solle „die Schulen in Städten und Dörfern wieder aufrichten, die zu Grunde gegangen.“ Als 1528—1529 eine neue Visitation abgehalten wurde, ergab sich, daß in dem Wittenberger Kurkreise in 145 Städten und Pfarrdörfern mit vielen Filialen nur 124 Schulen bestanden; in den benachbarten Kreisen stand es noch schlimmer. In den Reußischen Landen gab es 1533 in sämmtlichen Städten nur noch fünf Schulen, in den Landgemeinden keine.

Luther stand nicht allein mit seiner Klage über den Verfall des Schulwesens. Nach einer 1539 stattgehabten Revision klagte Antonius Musa: „Die Schulen sind ganz gering; es mangelt nicht allein an Schulmeistern, sondern der große Fehler liegt im gemeinen Volk, welches mehr geneigt ist, die Kinder zum Handwerk als für die Schule zu erziehen. Unverständige Prediger haben das Volk gelehrt, daß die lateinische und andere alte Sprachen sammt den freien Künsten zu Nichts dienen.“ Am schlimmsten aber sei, bemerkte derselbe weiter, daß die ganze Strömung der Zeit sich gegen den gelehrten, namentlich gegen den geistlichen Stand richte, der seine Geltung verloren habe. Ebenso klagte die protestantische Kirchenordnung der Stadt Minden im Jahre 1530 über das verdammliche Wesen, daß Niemand mehr vorhanden sei, welcher seine Kinder etwas lernen lasse. Aus Basel erging im Jahre 1529 die Klage des Zwinglianers Oecolampadius: „Fast alle Schulen sind

abschüchlich gemacht worden, und in denen bisher eben viel Knaben gewohnt, werden jetzt gar wenig gesehen, nicht anders denn zu Zeiten eines Sterbens, und sind also die guten nützbaren Ding mit den unnützen verachtet worden.“ In einer protestantischen Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen vom Jahre 1547 heißt es: Die von den Großvätern aus gemeinen Kosten überall aufgerichteten Schulen seien in langen ungnädigen Zeiten durch Nachlässigkeit etlicher Amtleut bisher schier ganz gefallen.

Auch in den von katholischen Obrigkeiten beherrschten Gebieten trat ein Verfall des Schulwesens ein. So beklagte sich der Rektor der Lateinschule zu Freiburg im Breisgau um das Jahr 1530 bei dem Rathe über die starke Abnahme der Schülerzahl. Die bayerische Landesordnung vom Jahre 1533 hob hervor, daß die lateinischen Schulen in den Städten und Märkten abgenommen hätten; sie müßten wieder aufgerichtet und mit tüchtigen Schulmännern besetzt werden. Im Jahre 1573 schrieb König Ferdinand I., die gemeinen oder Particularschulen in Städten, Märkten, Klöstern, Spitalen und anderen Orten der niederösterreichischen Lande seien fast abgegangen und sollten wieder hergestellt und in den Gang gebracht werden. In der Stiftungsurkunde zu einer von dem Augsburger Domherrn Konrad Braun errichteten Studienstiftung sagen dessen Testamentsvollstrecker im Jahre 1564, es sei leider allbereit dahin gekommen: wo vor Zeiten eine Particular- oder Trivialschule, deren in deutschen Landen viel gewesen sind, 300 Schüler gehabt, jetzt kaum 20 oder 30 funden werden, und auch also in den hohen Schulen, wo vor Zeiten 1000 Studenten gewesen, jetzund nit 300 oder 400 gesehen werden.

Aber waren die Klagen über den Verfall des deutschen Schulwesens auch begründet? Entstammten sie nicht vielleicht einem allzu finsteren Blick in die damaligen Zeitverhältnisse, oder waren sie nicht etwa stark übertrieben? Daß diese Klagen berechtigt und begründet waren, ergibt sich schon aus dem bisher Gesagten. Von Übertreibung kann keine Rede sein, denn die Anhänger der neuen Lehre hatten keine Ursache, die Dinge ungünstiger und schlimmer hinzustellen, als sie schon waren. Und wahrlich, es sah überall schlimm genug aus. Im Jahre 1577 erließ der Kurfürst August von Sachsen eine Schulordnung, in der von deutschen Schulen und Volksschulen nicht die Rede ist. In der 1619 erschienenen Weimarer Schulordnung wird geklagt: „In Städten und Dörfern findet



man wenig Leute, die lesen und schreiben können. In Braunschweig gab es bereits im 14. Jahrhunderte 13—15 Schulen, später zählte man 31 deutsche und Jungfernschulen; 1563 gab es dagegen nur noch eine Schule, und von ihr wurde berichtet, der Lehrer gehe fünf Tage wöchentlich in die Kneipe. Die 1540 erlassene Brandenburger Schulordnung klagt über den Verfall der Schulen. Dieselbe Klage kommt aus Hessen. In Niederhessen bestanden nur noch in zwei Städten und zwei Dörfern zusammen fünf Schulen. In der Grafschaft Hanau gab es 1561 nur noch eine Schule. Im Jahre 1599 war in Steinau nur ein Lehrer, und es wird von dort berichtet, niemand wolle sein Kind in die Schule schicken, der Lehrer sei ein Säufer. Drei Jahre zuvor klagte der Lehrer von Steinau, er müsse die Säue hüten. In ganz Waldeck gab es nur noch eine Schule und zwar zu Wildungen. Im Jahre 1571 hat in der Grafschaft Pyrmont keine Schule mehr bestanden. In der Pfalz gab es früher in den Dörfern nachweislich 48 Schulen, später keine mehr. Bei einer im Jahre 1593 abgehaltenen Visitation wurden wieder in vier Orten Schulen gefunden. In Nassau-Diez gab es 1582 nur noch an zwei Orten deutsche Schulen. Ähnlich sah es auch anderwärts aus.

So ist also wahr, was in der Chronik von Hoff gesagt wird: „Von 1525 an fingen die Schulen an zu zerfallen.“ Dieser Verfall des Schulwesens zeigt sich noch klarer, wenn man das eigentliche Schulleben, d. i. Schüler und Lehrer der damaligen Zeit, näher betrachtet. Schon die im 16. Jahrhundert erschienenen Schauspiele für die Schuljugend gewähren einen tiefen Einblick in die Zustände der damaligen Schulen. Diese Stücke, die für die Jugend bestimmt waren und von der Jugend aufgeführt wurden, enthielten Ausdrücke, deren sich der roheste Erwachsene heute schämen müßte. Daß die römische Kirche und das Papstthum darin nicht sonderlich fein behandelt wurden, das kann uns nicht sehr wundern, dergleichen erleben wir ja heute noch gar zu häufig. Aber selbst das Heiligste wurde nicht geschont, was einem jeden Christen Ehrfurcht und Scheu einflößen sollte. Um nur ein Beispiel zu nennen, werden in einem von einem protestantischen Prediger und Schulrektor verfaßten Schauspiele für die Jugend Gott selbst, der zur Erde hernieder gestiegen und Christenlehre haltend gedacht wird, eine solche Menge von Schimpfwörtern in den Mund gelegt, daß einem schaudert. Den Kain schimpft er ab mit einer solchen Virtuosität, daß er darin seinesgleichen sucht. Daß Kain mit dem Ehrentitel Papist belegt wird,

sei nur beiläufig erwähnt. Und durch solche Mittel sollte die Jugend gebessert werden.

Lauterbecken, der Kanzler des Grafen von Mansfeld, hat ein Buch veröffentlicht, in welchem er die Zustände der damaligen Schulen ziemlich offen und treu bloßlegt. Er sagt, bei Beurtheilung der Schulen müsse man sich folgende drei Fragen vorlegen: 1 Wie werden die Schüler behandelt? 2. Verdienen sie diese Behandlung? 3. Wie sind die Lehrer beschaffen? Das Resultat hinsichtlich der ersten Frage ist folgendes: Die Schüler wurden furchtbar gehauen und oft auf die roheste Weise mißhandelt, und zwar bei den Protestanten wie bei den Katholiken, nur bei den Jesuiten nicht. Hierüber finden sich zahllose Klagen aus allen deutschen Landen, auch von hervorragenden Männern jenes Jahrhunderts. Auch die damals veröffentlichten Schulordnungen liefern hierfür den Beweis. Man sollte kaum glauben, daß es nothwendig sei, den Lehrern verbieten zu müssen, Steine mit in die Schule zu nehmen, um damit die Jugend zu züchtigen. Ein berühmter Arzt, der sich um die Hebung des Schulwesens sehr bemühte, erzählt in einem von ihm veröffentlichten Werke, er trage jetzt noch als Greis von mehr als 70 Jahren die Spuren einer entsetzlichen Züchtigung an seinem Leibe, die er als achtjähriges Kind in der Schule erhalten habe, weil er am Morgen etwas zu spät zur Schule gekommen sei. „Es ist gewiß," heißt es in einer Schrift aus dem Jahre 1540, „daß die Schulmeister, was die Zucht betrifft, sich guten Theils henkermäßig genug aufführen." „Da kriegt der Schulmeister seine Henkersruthe aus einem Eimer voll Wasser, hauet, peitschet und tummelt dem armen Schelm auf Posteriori herum, daß er schreit, daß man's über das dritte Haus hören möchte, hört auch nicht auf, bis daß dicke Schwülen auflaufen und das Blut den Beinen herunterläuft. Theils Schulmeister sind so böse Teufel, daß sie Drath in die Ruthe flechten oder kehren die Ruthe um und brauchen das dicke Ende." „Auch pflegen sie der Kinder Haare um den Backel zu wickeln, und sie also damit zu zerren und raufen, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte. Und wissen nicht, was sie den Kindern vor mancherlei ersinnliche Marter und Schimpf anthun sollen. Item sie sperren oft die kleinen Kinder des Winters in den Keller, daß sie sich fast zu Tode fürchten und öfters dann die schwere Noth bekommen." Der Mansfeld'sche Kanzler Georg Lauterbecken „eiferte wider jene Schulmeister, welche die Knaben ausziehen oder um die Köpfe schlagen,

daß sie davon taumeln, Beulen kriegen, braun und blau werden oder blutige Striemen davon tragen."

Wie aber war die Jugend, welche in dieser Weise behandelt wurde? Verdiente sie eine solche Behandlung? Die Jugend der damaligen Zeit war „ein wildes, wüstes Volk, größtenteils Bestien." Alle Schulverordnungen des 16. Jahrhunderts liefern dafür Beweise. „Man findet eher einen Fisch ohne Gräten, denn einen unverdorbenen Schüler", heißt es in einem Berichte aus jener Zeit. Die Lehrer waren oft in buchstäblichem Sinne in der Schule ihres Lebens nicht sicher, und es mußten strenge Maßregeln ergriffen werden, um sie gegen Gewaltthätigkeiten von Seiten ihrer Schüler zu schützen.

Der bereits erwähnte Kanzler Lauterbecken schrieb im Jahre 1564, „in wenig Jahren" sei „in Deutschland eine so rohe, wilde, ungezogene Welt geworden," daß „schier alle Disciplin und Zucht gefallen, und ein Jeder unverschämt reden, thun und handeln darf, was er nur will, welches dann die Kinder also von ihren Eltern lernen, und ist jung und alt einer wie der andere." Johann Bußleb, Lehrer an der Schule zu Eglen im Magdeburgischen klagte im Jahre 1568 auf Grund seiner langen Erfahrungen: „In dieser letzten vergiftigen und pestilenzischen Zeit klagt jedermann über das rohe, wüste, gottlose, unverschämte und alte adamische Leben der lieben Jugend, und wird auch täglich befunden bei denen, so mit der blüenden Jugend umgehen." Der Superintendent zu Hof im Voigtlande, Andreas Pancratius, sagte um das Jahr 1572: „Was die Kinder von 7—14 Jahren antrifft, klagt alle Welt, sonderlich die in den Schulen sein müssen, darüber, daß die nie unbändiger, ungezogener gewesen, denn sie eben jetzt ist; sie ist so gar gottlos, daß sie in der Kirche mit dem Worte Gottes Gespött und Narrenweiß treibt." Will man sie strafen, so „stellen sie sich so ungebärdig, als wenn sie nicht Menschen, sondern wilde Thiere wären": „Einer beißet hernieder, wie ein unsinniger Hund in den Stein, damit er geworfen wird;" ein Anderer mache ein Gesicht, als wenn er voll Teufel wäre; ein Dritter benehme sich so, als wolle er gern dem Züchtiger in's Gesicht schlagen; „und wäre Not, wenn irgend ein böser Bube soll gesteupt werden, man hätte alleweg den Schergen bei der Hand, die solchen herüberzögen oder vor der Thüre stünden, damit sie nicht entliefen."

Aus dem Gesagten ergibt sich die Antwort auf die dritte Frage von selbst. Wenn sich im allgemeinen von dem Zustande

einer Schule mit ziemlich großer Bestimmtheit auf den Lehrer schließen läßt, so muß es im 16. Jahrhundert mit den Lehrern sehr übel bestellt gewesen sein. Die Obrigkeiten der meisten deutschen Länder werfen den Lehrern die Schuld an den traurigen Zuständen der damaligen Zeit, der großen Verwilderung der Jugend, der schrecklichen Zunahme der Genußsucht und Unbotmäßigkeit zu. Die Schulverordnungen der verschiedenen Fürsten klagen allesammt über die große Trunksucht der Lehrer. Deswegen war auch der Stand der Schulmeister völlig mißachtet.

Während beim Ausgange des Mittelalters die Lehrer hoch geachtet wurden, sank ihr Ansehen jetzt bis zur tiefsten Stufe. Während sie früher derart besoldet wurden, daß man nie eine Klage über unzureichende Besoldung von seiten der Lehrer vernahm, war jetzt ihr Einkommen ein derart geringes geworden, daß damit nicht auszukommen war. Wohl die meisten derselben, namentlich auf dem flachen Lande und in kleineren Städten und Ortschaften, hatten in Mühe und Noth kümmerlich ihr Dasein zu fristen. Sie konnten mit einem ihrer Genossen, dem Verfasser der Schrift: „Der arme Teufel," sagen: „Man baut uns Nichts in der Schulwohnung, sondern lässet uns immer in der alten, rußigen, baufälligen Clause hinwohnen, denkt auch nicht eher an Reperatur, bis es den Schulkindern uffn Kopf regnet, oder der Wind Alles über den Haufen wirft und Kuh und Kalb erschlägt. Es will uns jeder Bauer vorschreiben, wie wir informiren sollen; wenn sie aber einem armen Schuldiener eine Zulage sollen thun, weil an manchen Orten die Ordinär-Besoldung so geringe, daß sich nicht ein Gänshirt darauf erhalten kann, sprechen alle: „Wir wollen es bei den alten Löchern lassen." Und geht schwer genug zu, wenn die Gemeinde einem Schulmeister von dem gemeinen Platz ein Aeckerchen oder Gärtchen oder Wiesenflecken zulegen, oder ihm eine Kuh frei mithüten lassen soll, denn sie meinen, wenn ihnen das Fleckchen abginge, würden sich ihre Gänse nicht mehr satt fressen können. Also auch mit den Broden und Würsten, da sie vor den Schulmeister ein sonderlich Brod backen, wie man einem Kettenhund ein sonderlich Brod backet, da man doch weiß, daß sie es im Hause besser und größer haben." „Mit dem Schulgelde gehen sie eben so betrüglich um; wenn sie merken, daß das Quartal bald zu Ende, behalten sie die Kinder aus der Schule, wollen hernach nur 1/2 Quartalgeld geben, und der Schulmeister muß hernach mit ihnen verdrießlich rechnen, dingen, disputiren."

Solch „arme Teufel“ waren beispielsweise die meisten Dorfschullehrer in Sachsen. Auch in anderen Gegenden wurde die Lage der Lehrer immer kläglicher. Der Lehrer von Pettenreith in Niederbayern bat im Mai 1616 um eine Kornzulage, weil er „den vergangenen Winter mit Weib und Kindern große Armuth und Hunger ausgestanden“ habe und überhaupt bei seiner geringen Besoldung von jährlich „4 Fl. und einem Meeß Korn“ kaum „an trockenem Brode auszukommen“ wisse; ohne Zulage sehe er sich gezwungen, „den Bettelstab an die Hand zu nehmen.“

Ein Lehrer zu Labes in Pommern ersuchte im Jahre 1598 die Stadtbehörde um Auskunft, wie er es anfangen solle, um mit seiner jährlichen Einnahme von „10 Gulden und achtehalb Scheffel Haber“ auszukommen: „vor Zeiten habe der Schulmeister bei den Bürgern einen freien Tisch gehabt,“ das sei aber abgeschafft worden; er schicke die Knaben mit einem Korbe umher, aber von den meisten Leuten bekamen sie Nichts, sondern wurden mit groben Worten abgewiesen.

Daß bei solch dürftiger Besoldung der Lehrer und bei gänzlichem Mangel an Lehrerbildungsanstalten der Mangel an lehrfähigen Schulmeistern immer größer wurde, darüber wird sich wohl niemand wundern. So kam es denn, daß sich höchst unwürdige und unbrauchbare Menschen als Lehrer in die Schule drängten, und daß man selbst in größeren Städten nicht selten mit Schulhaltern sich begnügen mußte, welche „nichts anders denn Tölpel und unwissende Kloben“ waren. In Frankfurt am Main reichte ein Schuhmacher am 22. Juni 1531 dem Rathe eine Bittschrift ein, worin er bemerkte, er habe „aus nothwendigen Ursachen sein Handwerk des Schuhmachens verlassen“ und wünsche jetzt, „eine deutsche Schule aufzurichten und die Kinder nach rechter Art im Schreiben und Lesen zu unterweisen und daneben auch die evangelischen Schriften zu erklären.“ Noch an demselben Tage wurde ihm die gewünschte Erlaubnis ertheilt. Ein Augsburger Buchbinder bat im Jahre 1551 bei dem Rath um die Erlaubnis, eine Schule halten zu dürfen, da er von seinem Handwerk kein Auskommen habe. Ein anderer Bürger stellte im Jahre 1555 dieselbe Bitte, „da er einen Leibschaden habe und für keinen Herrn zu brauchen sei.“ Ein dritter richtete ein gleiches Gesuch an den Rath, damit er „den hl. Almusensäckel“ nicht länger in Anspruch zu nehmen brauche und sein Weib ernähren könne. Im Jahre 1568 findet sich bei dem Namen eines Augsburger Lehrers

die Bemerkung der Schulherren: „Dieser ist ein Tuchscheerer und Unterkeufel mit Barchetstücklen, haltet Schul darneben." Im Jahre 1587 erging sodann eine Verfügung, daß in Zukunft ein Handwerker nicht mehr „zur deutschen Schulhaltung zugelassen werden" sollte. Zu Weende im Braunschweigischen wurde im Jahre 1594 ein Schulmeister angestellt, nachdem er die Probe bestanden hatte, daß er ein paar Worte aufschreiben und seinen Namen Christophorus decliniren konnte. Aus dem Mansfeldischen berichtete Erasmus Sarcerius um das Jahr 1555: auf den Dörfern werde das Küster- und Schulmeisteramt oft ganz untüchtigen und wüsten Leuten übertragen, Zauberern, Krankheitsbeschwörern, Säufern, Spielern. In der Kirchenordnung für die Grafschaften Lippe, Spiegelberg und Pyrmont vom Jahre 1571 wird über die Küster, welche sich mit dem Schulhalten abgeben sollten, geklagt, daß „die Leute" bisher, zum Verdruß der Pfarrer, „ihres Gefallens ungeschickte, leichtfertige, ärgerliche, frevelhafte, muthwillige und gottlose Buben" zu Küstern angenommen, und daß diese „sich hernach der schwarzen Kunst, Wahrsagens, Segenssprechens, stetigen Vollsaufens, Schatzgrabens oder Geldsuchens oder anderer abergläubischen zauberischen Narrenteidungen zum höchsten geflissen und gebraucht hätten."

Es wäre demnach Thorheit die Lehrer von der Schuld an den traurigen Zuständen jener Zeit freisprechen zu wollen. Aber darf man ihnen alle Schuld allein aufbürden? Waren nicht auch sie Kinder ihrer Zeit? Sicher ist, wenn es auch mit den Lehrern im 16. Jahrhunderte sehr übel bestellt war, so kann hierin allein der Grund der damaligen traurigen Schulverhältnisse nicht gefunden werden. Wir müssen ihn anderswo suchen.

Welches ist die Ursache des Verfalls der deutschen Volksschulen? Vernehmen wir zunächst die Antwort Luthers. In dem bereits erwähnten Sendschreiben an die Bürgermeister und Rathsherren der Städte vom Jahre 1524 sagt er: „Die hohen Schulen werden schwach, Klöster nehmen ab": wo aber Klöster und Stifte aufgehoben worden, wolle Niemand „mehr Kinder lassen lehren noch studiren." Soll der geistliche Stand, sage man, „Nichts sein, so wollen wir auch das Lehren lassen anstehen und Nichts dazu thun." Das Alles erklärte er, sei *ein Werk des Teufels*. . . „Niemand glaubt, welch ein schändliches, teuflisches Fürnehmen das sei, und gehet doch so still daher, daß Niemand merkt, und will den Schaden gethan haben, ehe man rathen, wehren und helfen kann.

Man fürchtet sich für Türken und Kriegen und Wasser, denn da versteht man, was Schaden und Frommen sei, aber was hie der Teufel im Sinne hat, siehet Niemanden, fürchtet auch Niemand, gehet still herein." In einer „Predigt, daß man die Kinder zur Schule halten soll," vom Jahre 1530, sagte er, es sei „eine der größten Tücken des leidigen Satans, da er den gemeinen Mann also betäubet und betrüget, daß sie ihre Kinder nicht zur Schule halten, noch zur Lehre ziehen wollen; gibt ihnen diese schädlichen Gedanken ein: weil nicht Hoffnung da ist der Möncherei, Nonnerei, Pfafferei, wie bisher gewesen," so bedürfe „man keiner Gelehrten, noch viel Studirens mehr, sondern müsse trachten, wie man Nahrung und Reichthum überkomme." Wenn aber Schrift und Kunst untergehe, was wolle „da bleiben in deutschen Landen, denn ein wüster und wilder Haufen Tartaren oder Türken, ja vielleicht ein Säustall und eine Rotte eitel wilder Thiere"? „Lieben Freunde, weil ich sehe, daß sich der gemeine Mann fremd stellet gegen die Schulen zu erhalten, und ihre Kinder ganz und gar von der Lehre ziehen, und allein auf die Nahrung und Bauchsorge sich geben, und daneben nicht wollen oder mögen bedenken, welch' ein greulich unchristlich Ding sie damit vornehmen, und wie einen großen mördlichen Schaden, dem Teufel zu Diensten, sie in aller Welt thun: habe ich mir vorgenommen, diese Vermahnung an euch zu thun, ob vielleicht noch etliche Leute wären, die noch ein wenig glaubten, daß ein Gott im Himmel und eine Hölle für die Ungläubigen bereit sei (denn es stellet sich schier alle Welt, als wäre weder Gott im Himmel noch ein Teufel in der Hölle), und sich an die Vermahnung kehreten, und will also erzählen, was Nutzens und Schadens in diesem Stücke sei."

Auch der Prediger Adolf Clarenbach legte den eingetretenen Verfall der Schulen, ähnlich wie Luther, dem Teufel zur Last. In einem Briefe an den Rath und die Gemeinde der Stadt Lennep vom Jahre 1527 sagte er, „der Teufel merke und verstehe jetzt meisterlich wohl, daß man ohne Kenntnis der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache die hl. Schrift nicht recht verstehen noch handeln könne, derhalben handelt er jetzt unter die Christen, daß sie die Schulen lassen untergehen, die er vor Zeiten fast hoch achtete, da sie ihm fruchtbar und nutzbar waren, seine Welt durch seine Papisten zu regieren und in Schwang zu halten."

Viele der Zeitgenossen Luthers waren anderer Ansicht und

fanden in der neuen Lehre den Hauptgrund der Zerrüttung des Schulwesens. So sagt Enoch Widmann in seiner Stadtchronik von Hof: „Um das Jahr 1525 fingen die Schulen an zu fallen, so daß fast Niemand mehr seine Kinder in die Schule schicken und studieren lassen wollte, weil die Leute aus Luthers Schriften vernommen, daß die Pfaffen und Gelehrten das Volk so jämmerlich verführet hätten, daher denn Jedermann den Pfaffen Feind ward, daß man sie verhöhnte und vexirte, wo man konnte.“ In der von Johann Brenz im Jahre 1526 verfaßten Kirchenordnung von Holl heißt es: „Man hat wol bisher viel Kinder in die Schule geschickt, dieweil aber das Pfaffenwerk einen Stoß genommen hat, behält männiglich sein Kind daheim.“ Und die drei Superintendenten von Ansbach erklärten im Jahre 1531, man lasse die Kinder nichts Ordentliches mehr lernen, denn man sei der Meinung, man bedürfe „keiner Priester, Doctoren, Magister, Baccalaureos und Gelehrten mehr im geistlichen und weltlichen Regiment, weil man der papistischen Mönche und Meßpfaffen“ nicht mehr bedürfe; daraus werde aber ein solch „wüstes, unordigs Wesen“ werden, daß man weder Prediger noch Rechtsgelehrte mit der Zeit „gehaben möge, wo nicht andere Einsehung geschehe.“

Wieder Andere luden den Predigern der neuen Lehre die Schuld an dem Verfalle des Schulwesens auf, und gewiß nicht mit Unrecht, denn viele Prediger erklärten allen wissenschaftlichen Bestrebungen den Krieg und mahnten von der Kanzel aus die Jugend von den Studien ab. „Es ist traurig,“ sagte der Humanist Eobanus Hessus, ein warmer Anhänger Luthers, von ihnen, „daß Ungethüme wie diese heutzutage Beifall finden können;“ und Melanchthon verlangte, man solle solchen Predigern die Zunge ausschneiden. Anton Musa, einer der kursächsischen Schulvisitatoren, berichtete im Jahre 1539: „Die Schulen sind ganz gering, es mangelt nicht allein an Schulmeistern, sondern der große Fehler liegt im gemeinen Volk, welches mehr geneigt ist, die Kinder zum Handwerk als für Schule zu erziehen. Unverständige Prediger haben das Volk gelehrt, daß die lateinische und andere alten Sprachen sammt den freien Künsten zu Nichts dienen;“ am schlimmsten aber sei, daß die ganze Strömung der Zeit sich gegen den gelehrten, namentlich gegen den geistlichen Stand richte, der seine Geltung verloren habe.

Man könnte hier vielleicht einwenden, dies beziehe sich auf die höheren Schulen; allein das Gesagte gilt in gleichem Maße von den Volksschulen. In Oldenburg z. B. war eine der ersten Wirkungen

des eingeführten Protestantismus, daß die Schulen auf dem Lande zu Grunde gingen. Die Butjadinger führten im Jahre 1568 Beschwerde darüber, daß „die Vicare, welche sonst die Schule gehalten, nach Einziehung der Kirchenlehne abgeschafft seien, so daß der Unterricht der Kinder ganz habe aufhören müssen."

Eine weitere und recht schwerwiegende Ursache des Verfalls des Schulwesens ist, wie sich schon aus dieser Klage ergibt, die Wegnahme der Kirchen- und Klostergüter, die bisher auch zum Unterhalte der Schulen dienten, und die Abnahme der freiwilligen Gaben zu diesem Zwecke. Luther selbst sagte, durch das von ihm verkündete Evangelium seien die Bürger von so vielen reichen Spenden, die sie unter dem Papstthum dargereicht hatten, befreit worden; nur den zehnten Theil derselben möchten sie doch auf die Wiederaufrichtung der Schulen verwenden. „Es soll sich ein jeglicher Bürger selbs des lassen bewegen; hat er bisher so viel Geld und Gut an Ablaß, Messen, Vigilien, Stift, Testament, Jahrtagen, Bettelmönchen, Bruderschaften, Wallfahrten und was des Geschwürm mehr ist, verlieren müssen und nun hinfort von Gottes Gnaden solchs Raubens und Gebens los ist, wollt doch Gott zu Dank und zu Ehren hinfort desselben einen Theil zu Schulen geben, die armen Kinder aufzuerziehen, das so herzlich wol angelegt ist, so er doch hätte müssen wohl zehnmal so viel vergebens den obgenannten Räubern, und noch mehr geben ewiglich, wo solch Licht des Evangelii nicht kommen wäre und ihn davon erlöset hätte." Nun sei aber vom „gemeinen Mann" für die Errichtung neuer Schulen Nichts zu erwarten; dieser thue hierzu Nichts, könne und wolle auch Nichts dazu thun; Fürsten und Herren, die es thun sollten, hätten auf dem Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen, seien mit hohen merklichen Geschäften des Kellers, der Küche und der Kammer beladen; „darum will's euch, lieben Rathsherren, allein in der Hand bleiben; ihr habt auch Raum und Fug dazu, besser denn Fürsten und Herren."

In dem Schreiben Luthers an den Kurfürsten von Sachsen vom November 1525 heißt es: Zur Zucht der armen Jugend bedürfe man, wie der Prediger, so auch der Schulen. „Wollen die Ältern ja nicht, mögen sie immer zum Teufel hinfahren. Wo aber die Jugend versäumt und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Obrigkeit, und wird dazu das Landvolk loser, wilder Leute, daß nicht allein Gottes Gebot, sondern auch unser Aller Noth zwingt,

hierin Wege fürzuwenden." Weil dem Kurfürsten alle Klöster und Stifter in die Hände gefallen seien, so erwachse ihm auch „die Pflicht und Beschwerde, solches Ding zu ordnen," wolle und könne doch Niemand sich desselben annehmen.

Auch von anderer Seite wird der Verfall des Schulwesens mit der Wegnahme der Kirchengüter in Verbindung gebracht. „Wann höret man jetzt," fragte Cyriakus Spangenberg in dem „Adelsspiegel," „daß einer vom Adel zur Erhaltung der Kirchen und Schulen, welches doch die besten zwei Kleinode eines jeden Vaterlandes sind, 10 oder auch nur 5 Gulden gebe? Ja, wenn sie doch nur noch, was Andere dazu gegeben haben, dabei ließen." Er bemerkt weiter, viele Schulen seien „vor Alters genugsam und also versehen worden, daß sich die Diener derselben dabei wohl behelfen könnten," jetzt aber nähmen die Junker solche Einkünfte in Besitz.

Luther erkannte die traurige Lage des Schulwesens selbst recht gut und suchte nach Kräften Abhilfe zu schaffen. Er mahnte die Obrigkeit, für die Schulen zu sorgen, und um die verödeten Schulen von Neuem zu bevölkern, befürwortete er unter Berufung auf türkische Gebräuche einen förmlichen Studierzwang. „Ich halte", sagte er, „daß auch die Obrigkeit hie schuldig sei, die Unterthanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten. Denn sie ist wahrlich schuldig, die Ämter und Stände zu erhalten, daß Prediger, Juristen, Pfarrherren, Schreiber, Ärzte, Schulmeister und dergleichen bleiben, denn man kann derer nicht entbehren. Kann sie die Unterthanen zwingen, so dazu tüchtig sind, daß sie Spieß und Büchsen tragen, auf die Mauern laufen, und anderes thun, wenn man kriegen soll, wie viel mehr kann und soll sie die Unterthanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten, weil hier wohl ein ärgerer Krieg vorhanden ist mit dem leidigen Teufel." „Nimmt doch der Türke das dritte Kind in seinem ganzen Reich und zeucht's wozu er will: wie viel mehr sollen doch unsere Herren etliche Knaben annehmen zur Schule, so doch damit den Eltern das Kind nicht genommen, sondern zu ihrem Besten und zu gemeinem Nutz erzogen würde, zu dem Amt, da ihnen genug gegeben wird."

Doch half dieses Mittel nicht, alle Mahnungen Luthers verhallten. Deshalb schrieb er im Jahre 1524 in einem Briefe an seine Anhänger in Riga und Livland: „Ich habe viel gepredigt und geschrieben, daß man in den Städten sollte gute Schulen aufrichten," aber man stelle sich so faul und lässig dazu, als wolle

Jedermann verzweifeln an der Nahrung und zeitlichem Gut: es werde dahin kommen, daß Schulmeister und Prediger sich „zu Handwerk oder sonst wegthun“ müßten, um sich des Hungers zu erwehren. Während man früher Hunderte von Geistlichen und Mönchen auf das überflüssigste erhalten habe, sei jetzt „in deutschen Landen ein solch arm, elend, verloren Regiment“, daß man kaum 100 oder 200 Gulden für Schulen und Predigtstuhl aufbringen wolle.

Zwar bemühten sich einige protestantische Obrigkeiten, dem Wunsche Luthers nachzukommen und dem weiteren Verfall des Schulwesens zu steuern. So gaben die Grafen Philipp der Ältere und Philipp der Jüngere von Waldeck um das Jahr 1525 den strengen Befehl: „Dieweil bei unseren Zeiten die Kinderschulen so gänzlich verfallen und abgestellt werden, so wollen wir, daß Bürgermeister und Rath in unsern Städten und Flecken, da man zuvor Schulen gehalten hat, daran sein, daß dieselben abgestellten Schulen wiederum aufgerichtet und mit frommen gelehrten Zuchtmeistern bestellt werden“: „Dieselben Kindermeister sollen auch mit gebührlicher Besoldung versehen werden.“ Der Befehl blieb auf dem Papiere stehen. Die Brandenburgische Kirchenordnung vom Jahre 1540 verordnete: „Weil die Schulen etliche Zeit her in merklichen Abfall gekommen, wollen wir, daß die in allen Städten und Märkten wiederum angerichtet, reformirt, gebessert und nothdürftiglich versehen und erhalten werden.“ Der Erfolg dieser Verordnung läßt sich darnach bemessen, daß dieselbe im Jahre 1572 wiederholt werden mußte. In Hessen hatte die Homberger Synode vom Jahre 1526 die Verfügung getroffen: „In allen größeren und kleineren Städten, auch in den Dörfern sollen Schulen sein“; aber dreißig Jahre später, bei einer Visitation vom Jahre 1556, fanden sich in ganz Niederhessen nur in etwa sieben Dörfern Küsterschulen vor.

Viele der protestantischen Fürsten kehrten sich keineswegs an Luthers Mahnung und kümmerten sich um die deutschen Schulen nicht im mindesten. Die von Herzog Julius von Braunschweig im Jahre 1569 erlassene Kirchen- und Schulordnung gedenkt der deutschen Schulen nicht. In der Pommer'schen Kirchen- und Schulordnung vom Jahre 1563 werden Dorfschulen gar nicht erwähnt. Aus Hessen schrieb der Superintendent Georg Nigrinus im Jahre 1574 über die protestantischen Obrigkeiten: man hätte für die Schulen „wohl geistliche Güter und Lehne, aber die müssen dem

Teufel dienen und werden ihrer viele übel angelegt." „Was thun die Herren von dem Ihren bei den Schulen? Sie dürfen auf einen Lotterbuben und Narren, ja auf Hunde und Hundsbuben mehr Kostens wenden, denn auf die Jugend. Es speiset mancher Fürst so viel Hudelmannsgesinde, das man nicht achtet. Was meinet ihr, wenn der vierte Theil auf junge Knaben und arme Schüler gewendet würde, daß es nützen könnte?" Aber, fügte er hinzu, „dieses soll man nicht sagen und darüber klagen. Es ist dennoch bittere Wahrheit. Den Herren folgen alle Stände und Städte nach, daß ja nirgend wohl zugehe. Man nimmt sich keines Dings böslicher an als der Schulen und armen Schüler; was man dahin wendet, achtet man verloren sein, sonst sparet man keinen Kosten an übrigem Gebäue, Kleidern, Schlemmen und Prassen, da schüttet mans mit Tausenden hin." Die Waldeck'sche Kirchenordnung vom Jahre 1556 traf verschiedene Bestimmungen über lateinische Stadtschulen, von deutschen Volksschulen spricht sie nicht. Die Grafschaft Schaumburg entbehrte der Volksschulen noch um das Jahr 1614. In der Grafschaft Nassau wurde erst im Jahre 1582 auf einem Konvente zu Diez berathen, ob man nicht neben den lateinischen Schulen auch deutsche errichten solle: nur an zwei Orten seien solche in Bestand.

Um gerecht zu bleiben, müssen wir freilich bedenken, daß, wie die Verhältnisse nun lagen, eine Änderung zum Bessern nicht leicht war. Trotz ernstlicher Bemühungen protestantischer Obrigkeiten war es schwer, die früher bestandenen, aber seit dem Beginn der Religionswirren in Abgang gekommenen Schulen wieder herzustellen. Hundert Jahre nach der Reformation wurde Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg fast einer Wüste gleich gemacht. Wie hätte in solchen Zeiten, da alle bestehenden Verhältnisse hin- und herschwankten, die Schule, welche so sehr darniederlag, sich zu neuem Wachsthum erheben und gedeihen und blühen können! Es bedurfte gar langer Zeit, bis die Schäden wieder gut gemacht waren.

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtung angelangt. Gewiß werden alle Leser, welche mir bei der Betrachtung des deutschen Volksschulwesens vor der Reformation ruhig und vorurtheilsfrei gefolgt sind, nun mit mir dem folgenden Urtheile beistimmen: „Ja, würde sich das Andenken an die Schulen des Mittelalters auch in großen, öffentlichen Denkmälern, in aller Welt sichtbaren Monumenten, in himmelanstrebenden Gebäuden und herrlichen

Gemälden erhalten haben, würde vor allem ein jeder hintreten und selbst prüfen können, ganz gewiß würden sich alsdann die Vorurtheile gegen die Schulen jener Zeit nicht so lange behauptet haben; wir würden längst schon neben dem „Riesengeist unserer älteren Väter" auch ihren Riesenfleiß in Gründung und Ausbreitung von Schulen, ihre edle Begeisterung für Unterricht und Wissenschaft, ihre unbeschreibliche Ausdauer in Erziehung und Bildung der Völker, ihr unermüdliches Ringen und Streben bei so beschränkten Unterrichtsmitteln zu bewundern haben; wir würden ganz besonders sehen, daß es an dem Schulwesen des Mittelalters nicht bloß zu verdammen, sondern weit mehr noch zu loben, ja vielleicht gar zu lernen gibt."[1])

Hinsichtlich des deutschen Volksschulwesens nach der Reformation haben wohl alle Leser mit mir die Wahrheit des folgenden Satzes erkannt: „Zunächst übte die Reformation auf Schule und Unterricht einen nachtheiligen Einfluß aus. Wo sie Eingang fand, gingen die bestehenden Schulen meistens zu Grunde, der vorhandene Unterrichtsapparat wurde fast gänzlich vernichtet. Die Klosterschulen hörten mit den Klöstern auf, den Domschulen wurden ihre Subsistenzmittel mit den eingezogenen Stiftsgütern entzogen. Selbst die städtischen Schulen löſten sich vieler Orten auf, indem die Leiter davongingen oder die Magistrate die Gehälter verweigerten."[2])

[1]) Vergl. „Die Schulen des Mittelalters" von Kunz und Würsdörfer, mitgetheilt im Schulblatt für Hessen-Nassau, Jahrgang 1887.

[2]) Kehrein — Kayser, Überblick der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, 5. Aufl., S. 121.

Die Kulturperioden des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. Georg Grupp.

1. Die Zeit der Verfassungs- und Ständekämpfe.

Es gab vielleicht kaum eine Zeit, die für die Kirche und Religion ungünstiger gewesen wäre, als der Ausgang des 18. und der Anfang des 19. Jahrhunderts, die Zeit des aufgeklärten Despotismus. Während die Literatur die herrlichsten Blüten entfaltete und die Völker nach politischer Freiheit rangen, erstarb die religiöse Selbständigkeit und erlahmte der kirchliche Eifer. Freilich wuchs unmittelbar aus der literarischen und politischen Bewegung, aus dem unmittelbaren und frischen Emporquellen der Volkskräfte eine der Religion verwandte und in sie zuletzt einmündende Stimmung, die Romantik: die langweilige Aufklärung und die alles erklügelnde Vernunft wich dem warmen, fruchtbaren Gefühl für das Unendliche in dem Natur- und Geistesleben, der Begeisterung für die göttlichen Geheimnisse des Lebens. Aber es war eine blose Stimmung, ein zunächst viel zu innerlicher Vorgang. Erst sehr langsam hat sich die geistige Veränderung soweit befestigt und einen sichern Halt gewonnen, daß sie der Religion im eigentlichen und wahren Sinn zu gute kam.

Die Erneuerung der Gesellschaft ging von unten, vom Volke aus; die französische Revolution hatte die volksthümlichen Kräfte, Bedürfnisse und Wünsche entfesselt und ihnen einen weiten Schauplatz, eine große Aussicht und reizende Zukunftsbilder eröffnet. Unnennbare Leiden und die Blutopfer des Krieges hatten den Sinn

geläutert und der Volksseele einen idealen Schwung gegeben, der zu den höchsten Erwartungen berechtigte. Aber wie kläglich brachen die kühnen Hoffnungen und Erwartungen zusammen. Kaum waren die Völkerkämpfe vorüber, so kehrten die alten Verhältnisse zurück mit all ihrer Kleinlichkeit und beengenden Härte. Die aufgeklärten Despoten hatten wenig gelernt, sie hörten nicht den Pulsschlag des Volkes und fühlten nichts von seinem idealen Drange. Sie hatten nur von Napoleon gelernt — denn auch er war ein aufgeklärter Despot gewesen — sie hatten gelernt, die revolutionäre Bewegung zu benutzen, um Adel und Klerus unter ihre Macht zu beugen, Heer, Schule und Verwaltung zu centralisiren und einem Willen zu unterwerfen, die territoriale Selbständigkeit zu vernichten und provinzielle Verschiedenheiten zu verwischen. Der aufgeklärte Despotismus hat dem nivellierenden Liberalismus kräftig vorgearbeitet und die Unterschiede zwischen den Ständen, Gauen und Stämmen, zwischen Stadt und Land schon lange abgeschwächt, ehe die liberale Doktrin aufkam.[1]) Die Aufhebung der städtischen Bann- und Zunftrechte und der feudalen Grundlasten wurden schon von ihm eingeleitet und durch die Verfassung nur beschleunigt. So schlug die Revolution und der revolutionäre Geist der Centralisirung und Nivellirung nur zu Gunsten der Herrscher aus, die ganze Zeitbewegung gab ihnen ein Übergewicht, eine Übermacht, daß sie selbst die Notwendigkeit eines Gegengewichtes, einer Beschränkung, eines Zugeständnisses an den Zeitgeist fühlten. Dieses Zugeständniß ging zwar sehr schwer, aber nach und nach verstanden sich doch alle Staaten dazu und gaben sich Verfassungen, die ihren Zusammenhang mit dem französischen Vernunftrecht zwar nirgends ganz verleugneten, aber auch nirgends ganz ohne Anknüpfung an die historischen Mächte des Staates blieben. Überall, dort mehr dort weniger, kamen in den Verfassungen die alten herabgewürdigten Stände zur Geltung und erscheint das Volk nicht als zufällige Masse, sondern nach Ständen, in Adel, Klerus, Bürger- und Bauernstand gegliedert, gegenüber der Regierung. Wohl war die Macht der alten Stände erheblich abgeschwächt, aber sie waren doch im Staatsgrundgesetz anerkannt und damit war ihre Bedeutung für lange Zeiten gesichert. Durch die Verfassungen wurde der Gegensatz und der

---

[1]) Der Unterschied zwischen Stadt und Land wurde vor allem durch Gewährung der Gewerbefreiheit und Beseitigung der städtischen Accise verkleinert.

Neid der Stände vermindert und grade darum empfahl Stein eine allgemeine Ständevertretung auch für den preußischen Staat.

Die Stände- oder Volksvertretung und die damit gegebene Beschränkung der Staatsgewalt war eine notwendige Folge des Umschwungs in den staatsrechtlichen Anschauungen und in der Staatspolitik. Der alte Patrimonialstaat, in dem die Staatsgewalt nach privatrechtlichen Grundsätzen vererbt, geteilt und einseitig und willkürlich gehandhabt wurde, wie ein Eigenthumsrecht, ging zu Grunde; die hohen Reichsfürsten selbst begruben ihn in der Mediatisirung. Der treffendste Ausdruck dieser Thatsache war die Verschmelzung des Krongutes mit dem Staatsgute, die eine ständische Kontrole der gesammten Verwaltung ermöglichte.

Im neuen durch die französische Revolution angeregten Vernunftstaatsrecht wurde das öffentliche Recht von dem Privatrecht scharf getrennt, während es im mittelalterlichen, feudalen oder patrimonialen Staate eng verbunden war. Jedes Gewerbe erschien im mittelalterlichen patrimonialen Staate wie eine Art Amt und gewährte neben den Pflichten, die öffentlich festgesetzt wurden, weitgehende Rechte, Bannrechte und Monopole. Auch das Eigenthum an unbeweglichen Dingen unterstand dem öffentlichen Rechte, ja noch mehr, im Lehenrecht knüpften sich daran staatliche Aufgaben und Rechte. Damit brach nun das neue Staatsrecht gründlich und überließ das Eigenthum und Gewerbe nach römischen Grundsätzen der Privatwillkür. Das öffentliche Recht konnte folgerichtig dann auch nicht mehr nach alten privatrechtlichen Grundsätzen ausgeübt werden und wohl oder übel mußten die Fürsten das Volk beiziehen. Die Art und Weise, wie das zu geschehen habe, meinten nun freilich die Fürsten, liege in ihrer Hand, sie stellten sich, wenn sie Verfassungen erließen, auf den patrimonialen Standpunkt und erklärten es als einen Gnadenakt, einen freiwilligen Verzicht auf ihr Recht, wenn sie eine ständische Kontrole eintreten ließen.

Durch die Ständevertretung suchten sich die neuen Könige und Großherzoge in den Augen des Volkes zu legimitiren und daher haben namentlich die kleinen Staaten ihre Einführung beeilt: zuerst Sachsen-Weimar, dann Baiern, Baden, Württemberg, Hessen-Darmstadt, nach der Julirevolution Kurhessen, Sachsen und Hannover, während die Großstaaten, Preußen und Österreich, trotz der Ermahnung der Bundesakte eine allgemeine Reichsversammlung mit Berufung auf ihre verschiedenartigen Provinzen ab-

lehnten bis 1848. Wie gesagt, faßte man die Volksvertretung historisch als Wiederbelebung der alten Ständeversammlungen, allerdings in modificirter Gestalt auf. In Württemberg wollte sogar das Volk lieber eine einfache Fortsetzung der alten Stände, die Kastenvertretung, den Staat im Staate als eine moderne Volksvertretung. Man einigte sich zuletzt auf eine Form, die so ziemlich den übrigen Ständeversammlungen glich. Die Kammern wurden zusammengesetzt aus Vertretern des Adels, der Geistlichkeit, der Städte und Landbezirke. In der Regel überwogen die sogenannten erhaltenden Stände, die Ritterschaft und Bauerschaft, und erst nach 1848 erhielten die liberalen Elemente durch Einführung des Census ein Übergewicht. In Frankreich war das schon unter den Bourbonen der Fall, da das Wahlrecht an die hohe Steuerleistung von 300 fr. geknüpft war. Auch in Baden überwogen die Vertreter der Städte. Je stärker das liberale Element vertreten war, desto unfruchtbarer wurde in der Regel die parlamentarische Thätigkeit. Frühzeitig machte sich ein unerquicklicher Radikalismus und Doktrinarismus breit: bekannt sind ja in Deutschland die Welcker und Itzstein.

Im Übrigen aber lag in der Ständevertretung ein fruchtbarer Keim der Entwickelung. Die Stände im Bunde mit der Regierung haben die Zukunft gestaltet; innerhalb gesetzlicher und traditioneller Formen konnte sich allein eine fruchtbarere Reformarbeit entfalten. Die ungesetzlichen und gewaltsamen Bewegungen waren immer unfruchtbar und wenn auch Geheimbünde und Verschwörungen scheinbare Ergebnisse lieferten, so waren diese Ergebnisse doch im Innern angefressen und es fehlte ihnen an Festigkeit und Dauerhaftigkeit. Daher möchte ich auch das Vorgehen der Regierungen gegen Verschwörer und Geheimbündler nicht so unbedingt verwerfen, wie es oft geschieht, nur daß sie mehr suchten, als dahinter steckte, und daß sie berechtigte Bedürfnisse zu ungesetzlichen stempelte. Man deklamirt immer über die Demagogensuche und über die Verfolgung der Burschenschaft und über die Preßcensur, vergißt aber, daß der eigentliche Grund ein viel allgemeinerer und tieferer war: es war das allgemein bestehende, gerade durch die Revolution selbst am meisten genährte Mißtrauen gegen die Vereins- und Versammlungsfreiheit. Diese Freiheiten hielten alle Staaten, republikanische wie monarchische, parlamentarische wie absolute, für unvereinbar mit dem Wesen des centralisirten, modernen Staates und überwachten

oder verboten daher kirchliche Vereine und Versammlungen (Missionen, Exercitien) so gut wie politische.

Das war gewiß eine kurzsichtige Politik und die Zeit, in der sie herrschte, ist übel angeschrieben in den Annalen der Geschichte; man hat oft darauf hingewiesen, daß in einer solchen Zeit, ja noch heute Christus und die Apostel nicht hätten auftreten können, ohne sich gegen die Freizügigkeit und das Versammlungsgesetz zu vergehen. Indessen muß man auch gerecht sein, wenn man darüber schilt. Niemand kann über seine Zeit hinaus, die Staatsmänner sowenig, wie die Volksmänner. Die Kirchenpolitik der Regierungen fand den vollen Beifall der Liberalen und nirgends war sie kleinlicher und gewaltthätiger, als wo es Verfassungen gab. Umgekehrt aber fand der Widerstand der Regierungen gegen die modernen Freiheiten in der Regel den Beifall und die Unterstützung kirchlicher Vertreter und von Anfang an galt die klerikalfeudale Partei als reactionär.

Die Regierungen waren an sich weder kirchenfeindlich noch volksfeindlich, aber sie wachten eifersüchtig über ihre Macht und Hoheit, die sie durch die fortwährende revolutionäre Stimmung gefährdet glaubten. Sie wollten nicht freiwillig ihre Souveränität zu Gunsten eines zwar schönen, aber schwer zu verwirklichenden Einheitstraumes opfern, sie wollten eine tolerante aufgeklärte Religion, welche die Confessionsunterschiede nicht verschärfen, sondern überbrücken sollte, sie wollten Humanität und Volkswohlfahrt, sie wollten,daß das Licht leuchte und das Feuer wärme, aber es sollte nicht entzünden. Die Gegensätze, die Standes- und Glaubensunterschiede sollten in der neuen Bildung keine weitere Nahrung finden. Die Konflickte und Kämpfe, die hinter diesen Gegensätzen schlummerten und sogleich erwachten und losbrachen, als die Freiheitsschranken fielen, sollten vermieden werden, Friede und Ruhe sollte herrschen. Wie der deutsche Bund, die heilige Allianz im Hintergrund, fünfzig Jahre lang den Frieden nach Außen wahrte, so wollte er auch im Innern den Geist der gegenseitigen Duldung aufrecht erhalten. Viel schwerer war freilich der Kampf um den innern Frieden, denn freie Geister lassen sich nicht zu lange binden. Mit dem Jahr 1848 brachen die künstlichen Fesseln und es traten die Gegensätze mit oft furchtbarer Schärfe und Härte einander gegenüber. Wer unter der heutigen Zerklüftung des Lebens durch politische, sociale und religiöse Gegensätze leidet, der kann die Po-

litik der Regierungen bis 1848 nicht ganz verwerfen, zum mindesten aber muß man ihr eine pädagogische Bedeutung zuerkennen in dem Sinne, daß sie die Parteien und Stände zu größerer Reife erzog und die zu unreifen Jugendaufwallungen dämpfte. Wären die Stürme zu rasch aufeinander gefolgt und wäre die Entfesselung der Gegensätze unmittelbar unter der Nachwirkung der Revolution eingetreten, so wäre vieles überhastet, viel vergewaltigt worden und der Neid der Stände wäre zu stark und vorzeitig gereizt worden.

Dieser Neid der Stände bestand, erregt durch die französische Revolution. Die Revolution hatte nichts anderes bezweckt, als die zwei ersten Stände, Adel und Geistlichkeit, ihrer Privilegien zu berauben und ihre Macht zu brechen. Die Steuer- und Gerichtsvorrechte (Immunität und Exemption) widersprachen dem aufsteigenden demokratischen Geiste, den die Regierungen selbst nährten.[1]) Der dritte Stand hatte sich mehr und mehr der öffentlichen Rechte, der Literatur und Presse bemächtigt und der Adel versäumte nur allzusehr seine Pflichten und leider oft auch der mit ihm verbundene Clerus. Zugleich mit dem Adel wurde daher der Clerus seiner Macht beraubt.

Was nun in Frankreich durch die Revolution geschah, das geschah in Deutschland teils durch gewaltsame, teils durch gesetzliche Maßregeln der Staaten, die ihren Abschluß im Jahr 1848 mit der Ablösung der Feudallasten fanden. Am ersten und schnellsten wurde man mit der Kirche fertig: ihr Gut wurde säkularisirt, ungefähr 10 Million Gulden Einkünfte den großen Staaten zugewiesen, die Steuer- und Gerichtsfreiheit ohne Weiteres beseitigt. Etwas langsamer ging es mit dem Adel. Wohl wurde eine Reihe von reichsunmittelbaren Standesherrn mediatisirt d. h. ihrer Landeshoheit (Souveränität) beraubt, aber man ließ ihnen noch manche staatliche Rechte: die niedere Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt. Auch Militär-, Gerichts- und gewisse Steuerfreiheit blieb ihnen und an der privatrechtlichen Abhängigkeit der feudalhörigen Bauern wurde nichts geändert. Der niedere Adel wurde aber auch der patrimonialen Rechte, der Militär- und Steuerfreiheit beraubt und nur in Preußen wurde ihnen die gutsherrliche Polizei gelassen, aber zugleich die Gutshörigkeit der Bauern und zwar durch Ablösung aufgehoben.

[1]) Diese Vorrechte waren ursprünglich nichts Außerordentliches, sie waren nur die Folge davon, daß die Stände als öffentlich rechtliche Corporationen Autonomie, Selbstgericht (Pairsgericht) und Selbstbesteuerung übten. Auch die Städte besteuerten sich selbst, daher war auch die Zustimmung dieser Stände zu außerordentlichen Steuern nötig.

Das Recht der Teilnahme an der Gesetzgebung und Regierungskontrole, das man dem hohen Adel in der ersten Kammer und dem niedern in der zweiten Kammer bewilligte, war zugleich ein Mittel, die Reichsunmittelbaren in den Staatzusammenhang einzuzwängen und einzuordnen. Das gleiche gilt von der Vertretung der hohen Geistlichkeit in der ersten und der niedern in der zweiten Kammer.

Die gewaltsame Beraubung der Kirche und des Adels war gewiß ein Unrecht, es war nicht weniger ein Unrecht, wenn es auch von oben und nicht von unten geschah. Aber diese Beraubung war doch nicht so gehässig, so maßlos und unvermittelt, wie sie in der französischen Revolution vor sich ging. Die Kluft, die in Frankreich schon lange durchs Volk ging, die Kluft zwischen dem privilegirten und dem dritten Stande wurde durch die Revolution unüberbrückbar gemacht. Das zeigte sich gleich unter der Restauration, die von Anfang an verhaßt war, weil man sie als Restauration der zwei ersten Stände auffaßte, obwohl das Wahlrecht, wie gesagt, der Bourgeoisie ein Übergewicht in der zweiten Kammer sicherte. Unversönliche Gegensätze spaltete das Volk und das loyale Bemühen der Bourbonen, den Gegensatz zu versöhnen, womit ihre ganze Regierung ausgefüllt war, führte nicht zum Ziele, ihr eigener Bestand scheiterte an dem gewagten Versuche, durch die Klippen durchzukommen.

Und doch verleugnet sich auch in Frankreich nicht, trotz aller Gewaltsamkeit und Sprunghaftigkeit der Entwicklung, die Natur des Staates, dessen Wesen gerade in der Stetigkeit und in der Zusammenfassung der Generationen besteht. Je tiefer man eindringt und sich eingräbt, desto kräftiger treten die Zusammenhänge der Zeiten zu Tage und es zeigt sich, daß die Revolution und Napoleon gerade darin, was von ihrem Werke Stand hielt, nur die traditionelle Politik der französischen Könige fortsetzten und ausbauten: es war das die Centralisirung des ganzen Staatswesens. Die historische Nothwendigkeit und das geschichtliche Wesen des Staates siegte über die eitle Klugheit und die rationalistische Verblendung derer, die glaubten, den Staat von Grund aus neu zu schaffen und einen Vernunftsstaat ohne alle Anknüpfung an das Bestehende bilden zu können. Das Bestehende, das mit dem ganzen Volkscharakter verschmolzen war, erwies sich als mächtiger, als die Vernunftwuth und Philosophenleidenschaft. Der anfänglich gutgemeinte Versuch, den Staat von unten auf, von den Gemeinden und Bezirken aus, in demokratischer

Weise aufzubauen, mißlang, das französische Volk war zu sehr an die Leitung von oben gewöhnt und verstand weder etwas vom Geiste englischer Selbstverwaltung noch vom Gemeinsinn der kleinen Schweizerrepubliken. Die Gewöhnung des Absolutismus an centralisirte Behandlung der öffentlichen Geschäfte war zu übermächtig. Napoleon erkannte das wohl und wußte diese Thatsache schlau, wie nur jemand, zu seinem Vorteile zu benutzen. Er hat das Werk der Centralisation auf die höchste Spitze getrieben und alles so straff gespannt, daß auch, nachdem die centralisirende Wirkung der Eisenbahn hinzukam, seine Leistung nicht überboten werden konnte.

Die Bourbonen vermochten das äußere Netz des centralisirten Staatsmechanismus nicht zu durchbrechen, es blieb alles beim alten, die Schule war ebenso einheitlich, wie das Heer, und die Finanzen wie die Verwaltung organisirt: die Präfektenwirthschaft blieb so militärisch wie zuvor, und weder in den Städten noch auf dem Lande gab es ein selbständiges Gemeindeleben. Es geschahen nur einige schüchterne Versuche, in einigen Hauptstädten das geistige Leben anzuregen (durch Universitäten und Gallerien). Ein klein wenig erfolgreicher waren die Bemühungen der Restauration, dem Adel und Clerus wenigstens einen Teil der ihm gewaltsam entzogenen Standesrechte und Machtmittel zurückzuerobern. Es war freilich bescheiden genug: viel weiter als über eine kleine Entschädigung für die verlorenen Güter, Aufhebung der Ehescheidung, das sogenannte Sakrileggesetz und einige andere Kleinigkeiten kam man nicht hinaus, aber es genügte, um den Haß der tonangebenden Kreise des Volkes, des „gebildeten" Mittelstandes gegen Adel und Kirche noch mehr zu steigern. Dieser Haß steckt bis heute noch tief im französischen Volk und ermöglichte es, daß wo nicht der Adel, doch der Clerus viel schlechter behandelt wird, als irgend ein anderer Stand.

Wie viel ruhiger und gesetzlicher verlief die Entwicklung in England, obwohl auch dort der Adel zwar nicht gesetzlich, aber doch thatsächlich Staat und Kirche beherrschte! Wohl hat auch England im 17. Jahrhundert seine Revolution gehabt, aber diese Revolution hatte sich weniger gegen wichtige und wesentliche Volksklassen oder Stände, als gegen die absolute Macht der Krone gerichtet, die Revolution war conservativ gewesen und hatte das mächtige Bollwerk der Volksfreiheit, das Parlament und die Habeascorpus-Akte der Bürgerfreiheit gerettet. Allerdings glitt die ganze Regierung und Verwaltung im Großen und Kleinen mehr und mehr in die Hände

einer Aristokratie, die sich aus dem Geburts- und Geldadel (Gentry) mischte. Diese Aristokratie hatte die Selbstverwaltung der Grafschaften und Gemeinden ebenso in Händen, wie sie das Oberhaus und durch die verrotteten Flecken das Unterhaus beherrschte. Aber die Herrscherstellung war eine thatsächliche, nicht durch Ausnahme- und Vorrechte privilegirte, die Aristokratie entzog sich nicht der Steuerlast und sie war keine Kaste, die sich jedem Zugang verschloß. Das Amt des Friedensrichters und Sheriffs war nicht erblich und alle Bestechungen und Verrottungen beseitigten im Parlament doch nicht die Idee des freien Wahlrechts und der Volksvertretung. Die berechtigte Aristokratie hat sich denn auch Schritt für Schritt zurückdrängen lassen und so zäh sie anfangs an den thatsächlichen Verhältnissen festhielt, sich den Lehren nicht verschlossen, welche die französische Revolution gab. Das geschah indessen erst nach der Julirevolution. Inzwischen hatten sich im entwickelten Wirthschaftsleben Englands viel wichtigere Bewegungen gezeigt, der vierte Stand hatte sich bereits fühlbar gemacht, noch ehe die reinliche Scheidung zwischen den zwei ersten und dem dritten Stande vollzogen war.

Für England wurde zuerst die sociale Frage brennend, noch ehe sich in Deutschland der vierte Stand bildete. Ihr Ursprung liegt schon in den Armengesetzen Elisabeths. Das Armenwesen war in England am ehesten staatlich geordnet — es steht in diesem einen Punkt im geraden Gegensatz zu Frankreich, wo trotz aller Centralisirung die Armenpflege freiwillig blieb. Das Armengesetz Elisabeths schreibt den Gemeinden vor, den arbeitsfähigen Armen Arbeit, den arbeitsunfähigen den notwendigen Unterhalt zu schaffen. Die communalen Armen- oder Werkhäuser wurden nun der Ursprung der Fabriken; die billige Arbeit, die hier auf Kosten der Gesammtheit zu haben war,[1]) hob in Verbindung mit ihrer Colonialpolitik die Engländer über alle Konkurrenz hinweg. Die Engländer hatten längst gelernt, wie man die Menschen ausnützen kann und zwar sowohl in ihrer Agrar- und Armenpolitik, in ihrer irischen wie in ihrer Colonialpolitik. Die Engländer beuteten alles aus, **die Colonien, Irland, die Armen, Arbeiter und Bauern.**

[1]) Vergl. Görres im Rhein. Merkur 1815 No. 243. Görres sagt hier, die englischen Spinnereien seien Armenanstalten und daher verkaufen die Engländer in Leipzig ihre Garne wohlfeiler als die deutschen Spinner Wolle kaufen können. — Der englische Ausdruck wretch bedeutet arm und Arbeiter zugleich.



Die freien Bauern des Mittelalters waren mehr und mehr der Ausbeutung der Geburts- und Geldaristokratie zum Opfer gefallen. Was der Eingriff der Lords in die Gemeinheiten (Gemeindegüter) nicht fertig brachte, das vollendeten die Armenlasten, die der Fabrikant den Gemeinden aufbürdete. Alle Arten von Ausbeutung lasteten auf dem unglücklichen Irland: Irland wurde zugleich wie ein Armenhaus, das umsonst Arbeiten liefert, wie eine Kolonie, die wohl Rohstoffe, aber keine Waare liefern darf, und wie eine Bauerngemeinde behandelt, die alle Kirchen-, Schul- und Armenlasten tragen, die Ehre und den Vorteil aber dem Lord und Fabrikanten lassen muß.

Diesen rücksichtslosen Charakter verleugnete nun England auch gegenüber dem Festlande nicht. Das Festland behandelten sie wie eine Colonie, die wohl zur Abnahme aller englischen Waaren verpflichtet, aber zu keiner Einfuhr berechtigt war. Und das Festland, vor allem Deutschland, war schwach genug, sich diese Behandlung gefallen zu lassen. Nur Napoleon hatte vorübergehend den festländischen Egoismus durch die Continentalsperre geweckt. Auch die Bourbonen verfolgten ein mäßiges Protektionssystem, sie hatten in dieser Hinsicht noch am erfolgreichsten gearbeitet, da hier keine unversöhnlichen Gegensätze ihre Politik lähmten, wie denn auch ihre Finanzverwaltung vorzüglich war.

Die Deutschen aber waren von jeher gewohnt, ihre Grenzen dem Handel aller Völker zu öffnen, jeder Staat strebte darnach, einen Weltmarkt zu erhalten, wie Sachsen einen in Leipzig besaß, wo Kaufleute aus aller Herren Länder zusammen strömten und begünstigten daher lieber den Engländer, als den Nachbar. Schon Görres konnte 1814 und 1815 nicht oft genug wiederholen, wie kurzsichtig, mattherzig und wenig deutschnational eine solche Politik sei, wenn er auch die Vorteile nicht verkannte, die ein blühender Markt für Anregung der heimischen Interessen hatte. Auch Ad. Müller betonte 1819, die Marktfreiheit ermögliche, daß jeder alles wolle, die Gewerbefreiheit, daß jeder alles dürfe, und Görres wies darauf hin, wie wenig die deutsche Gastfreundschaft draußen gelohnt werde, man versperre trotz allem dem deutschen Gewerbfleiß alle Grenzen.[1]) Nicht bloß dem Gewerbfleiß, sondern auch der Rohstoffausfuhr versperrte England seine Grenzen. Während es Europa mit seinen Waaren überschwemmte, hemmten die Korn-

[1]) Siehe die schönen Artikel im Rheinischen Merkur 1814 No. 96 und 126.

gesetze die Getreideeinfuhr aus Norddeutschland, das ganz auf den nordischen Markt angewiesen war, und die Navigationsakte machten jeden direkten Handelsverkehr mit England unmöglich. Nicht weniger rücksichtslos benahm sich Holland, es mißdeutete in schändlicher Weise die Bestimmung des Pariser Vertrags, der Rhein solle frei sein jusqu' à la mer, es erhob solche hohe Durchgangszölle, daß der Handel andere Wege, über Bremen und Hamburg — die Franzosen hatten gehofft über Havre — einschlagen mußte. Gegen beide Nationen trat nun mit großer Entschiedenheit Preußen auf und zwang sie durch Repressalien zum Aufgeben ihres starren Prohibitivsystems. Mit England wurde 1822 ein Schifffahrtsvertrag abgeschlossen, welcher eine Bresche schlug in das Bollwerk der Navigationsakte und der Grundsatz der Gegenseitigkeit verkündigt. 1831 enstand die Rheinschifffahrtsakte und der Rhein wurde frei jusque dans la mer. Zur Hebung der Schifffahrt gründete Preußen die Danziger Navigationsschule. Indessen behielt Dänemark seinen Sundzoll und Rußland seine Preußen so schädliche Grenzsperre bei. Preußen befand sich mit seiner Freihandelspolitik genau in der nämlichen Lage wie Holland und England im 17. Jahrhundert.

Auch Holland kämpfte einst für das „freie Meer", um aufzukommen, und Grotius schrieb eine Schrift de mari libero[1]) mit dem vielsagenden Nebentitel de iure quod Batavis competit ad Jndiana commercia,[2]) eine Schrift, die zunächst gegen die spanisch-portugiesische Vorherrschaft gerichtet war. England übertrumpfte Holland durch die Navigationsakte und Frankreich antwortete mit dem Merkantilismus.

Alle diese Staaten rangen mit echtem nationalen Egoismus um die Handelsvormacht und sie konnten das, weil sie centralisirt waren. Deutschland aber war zersplittert, ohne Egoismus, und wurde als Markt der ganzen Welt mit englischen, holländischen und französischen Waaren überschwemmt. Jetzt regte sich in Preußen zuerst der Egoismus, es schlug zuerst eine Politik ein, die zwar an sich wenig national war, da es die übrigen deutschen Länder im Zolltarif nicht besser behandelte, als die Engländer, aber zu einem nationalen Zollverein führte. Eine gebieterische Notwendigkeit trieb es auf diesen Weg, denn es fand keinen Absatz mehr für sein

---

[1]) Über das freie Meer.

[2]) Über das Anrecht der Niederländer auf den Handel mit Indien.



Getreide und seine Wolle und so lange keine der englischen und französischen ebenbürtige Industrie blühte, war es eben auf diese Rohstoffausfuhr wie Sachsen auf Metallausfuhr angewiesen, mochte das Merkantilsystem sagen, was es wollte. Wohl hatte dieses System in so fern Recht, als ein Land, das alle Fabrikate von außen bezieht und mit Rohstoffen bezahlen muß, auf die Dauer verarmen muß. Allein wenn man keine Rohstoffe bot, mußte man beim Mangel einer heimischen Industrie eben mit Geld bezahlen und eben an Geld machte sich nach den Kriegen ein großer Mangel fühlbar. Der englische Credit, mit dem man die Kriege geführt, und der schwunghafte Handel Englands mit asiatischen Colonialwaaren, zog das Geld aus Europa und führte einen mächtigen Metallstrom nach China und Ostindien. Das Papiergeld, mit dem man auf dem Festlande nach dem französischen Vorbild (Assignaten) und dann auch in England den Geldmangel gedeckt hatte, wurde entwerthet und führte eine Vertheurung des Geldes und eine Entwerthung der Waaren- und Arbeitspreise herbei. In Deutschland kamen Nothjahre hinzu und verschärften die Mißstimmung über die kühle Haltung der Regierungen zu den glänzenden Hoffnungen des Volkes. Erst nach Einführung des Zollvereins unter Preußens Führung wurden die wirtschaftlichen Verhältnisse besser. Auf dem Lande wirkte die Befreiung von dem städtischen und feudalen Bannrechte schon jetzt wohlthätig und es entstand hier ein wohlfeiles Gewerbe. Diese Wohlthaten gingen aber bald verloren durch die ungeheure Centralisirung der Industrie und des Verkehrs seit der Mitte des Jahrhunderts.

---

2. Die Zeit des Liberalismus.

Mit 1830 erfolgte ein wesentlicher Umschwung in der europäischen Geistesströmung, eine Thatsache, die allerdings durch die reaktionären Beschlüsse des Bundestages, deutsche Verfassungsbrüche und Demagogenverfolgungen etwas verdunkelt wird. Aber diese Erscheinungen dürfen uns nicht täuschen, anstatt ein Beweis gegen, sind sie ein Beweis für die erhöhten Regungen des Volksgeistes. Der starke Freiheitsdrang rief eben jene Gegenmaßregeln hervor, der Freiheitsdrang wurde aber fortwährend angeregt und gereizt durch das Auflodern von leidenschaftlichen Empörungen auf den Südspitzen Europas, auf der pyrenäischen, italienischen und griechischen Halbinsel, namentlich der glückliche und sogar von Regierungen und vom Haupte der heiligen Allianz unterstützte Aufstand der Griechen, die überraschende Julirevolution der Franzosen, die glänzende Befreiung Belgiens, aber auch das Mißgeschick Polens versetzte die Geister in nervöse Unruhe. Alles lechzte und zitterte nach Freiheit, republikanische Träume umgaukelten die Phantasien, die Freiheitsdichter sangen gar verführerisch vom Volksfrühling.

Die heilige Allianz hatte schon seit dem Tode des russischen Kaisers Alexander I. an Lebenskraft verloren. Nachdem der österreichische Staatskanzler, der allmächtige Metternich, die Franzosen ruhig ihr Schicksal in ihre Hand nehmen ließ, war das Prinzip der heiligen Allianz, welche über den Frieden in allen Staaten wachte, durchbrochen. Jetzt tauchen die gegenteiligen Ideen von der vollen Statssouveränität und der Nichtintervention auf. Diese Ideen keimen und sproßen und treiben ihre Blüthe in der Nationalitätspolitik des zweiten Kaiserreichs, die Italien und Deutschland zur Einheit verhalf. Die Völker, hieß es, sollen frei von fremder Einmischung ihre Zustände selbst gestalten; der Begriff der Selbstherrlichkeit, den der moderne Staat beansprucht, verträgt keine fremde Intervention.

Vor allem kamen natürlich in Frankreich, von wo der Begriff der Souveränität stammt, die Ideen der innern und äußern Freiheit des Volkes zur Verwirklichung. Paris galt als der Sitz und Schauplatz der Freiheit, nachdem die Charte endlich zur Wahrheit geworden zu sein schien, und keine Regierungs- und Verwaltungs-

eingriffe, keine Ordonnanzen mehr drohten. Dorthin, nach dem heiligen Mekka des Parlamentarismus, wallfahrteten die liberalen Chorführer aller Länder, besonders Deutschlands, und schmähten über die dichten Nebel, die allerwärts noch lagerten. Die französische Julisonne hatte sie so geblendet, daß sie die geistige Überlegenheit Deutschlands nicht erkannten und nichts ahnten von der fruchtbaren stillen Friedensarbeit, aus der ein wohlverwaltetes, gebildetes Deutschland erwuchs.

Man vergaß alle Leiden, die man von Frankreich erduldet, und Frankreich selbst vergaß die Leiden, die ihr die Revolution und Napoleon auferlegt hatte. Unter den Händen der liberalen Geschichtschreiber erhielt die Revolution ein glänzendes Aussehen, selbst das Schreckensregiment wurde gerechtfertigt. Daran schloß sich der Napoleonskultus, der in der feierlichen Rückführung von Napoleons Leiche von St. Helena seine Krönung erhielt. Die napoleonische Geschichte wurde gefälscht wie die Geschichte der Revolution. Napoleon erschien als der Befreier der Völker: auch Frankreich hätte er die Freiheit gebracht, behaupteten die Napoleoniden, wenn ihn seine Feinde nicht gehindert hätten. Er habe zuerst die Idee der Freiheit und Selbständigkeit zu den Italienern, Deutschen und Spaniern getragen und das feudal-klerikale Joch erleichtert. Im Lichte der revolutionären und napoleonischen Geschichte erschien Frankreich aufs neue als Träger der Freiheit, als Führer im Kampf um die modernen Ideen. Umgekehrt hat aber auch Frankreich gerade in jener Zeit sich am meisten dem Einströmen fremder Ideen geöffnet und sich dem Einfluß fremdländischer Eigenarten hingegeben. Die ganze romantische Bewegung in Literatur und Kunst, die damals den ächt französischen Klassicismus und Rationalismus verdrängte, hatte diesen Sinn, daß man sich für die Verschiedenartigkeit der Individuen, der Charakter- und Völkerindividuen erschloß. Die Romantik hatte in Frankreich keinen religiösen Ursprung, so religiös sich viele seiner Vertreter, vor allem Chateaubriand, Lamartine und eine zeitlang Viktor Hugo geberdeten, die Romantiker waren hier nicht wie in Deutschland die Vertreter eines alten Geistes, sondern eines neuen Geistes gegenüber der klassischen und akademischen Regel, sie waren revolutionär und verfochten das Recht der Neuzeit und des wirklichen Lebens gegenüber der Schablone, aber sie teilten mit den deutschen Romantikern die Empfänglichkeit für die Ideen und Eigenarten aller Völker, das leidenschaftliche Bedürfniß

nach Anregung, Ergänzung und Befruchtung. Während aber die Deutschen vornemlich im romanischen Wesen, der Norden im farbenglühenden feurigen Süden seine Ergänzung suchte, trieb den Franzosen die Romantik zum germanischen Wesen, zu englisch-deutschen Anregungen. Es war ein eigentümlicher Um- und Austausch, in dem beide Seiten gewannen.

Seitdem Frau von Staël in ihrem Buch über Deutschland den Blick auf neue Gebiete der Literatur geöffnet hatte, dauerte das Ausschauen und Aushorchen nach den Strömungen des deutschen Geistes fort. Mit England setzte ohnehin die Politik unaufhörlich in Verbindung und so ist der germanische Zug sowohl bei den Geschichtschreibern wie Guizot, Villemain und Thierry, wie bei den Malern Ary Scheffer und Delacroix leicht verständlich. Cousin übertrug gar die deutsche Philosophie direkt nach Frankreich. Unter der Einwirkung des neuen Geistes entwickelt sich rasch ein historischer Sinn und beherrscht die Literatur wie die Geschichte: an die genannten Historiker schließt sich in der Malerei die große Historienschule der Gros, Delacroix, Vernet und Delaroche. Diese rasche Blüthe ist um so auffallender, als dem französischen Geist die eigentliche historische Schmiegsamkeit, das Hineinempfinden in fremde Individualitäten fehlt. Nun bemühten sich die Franzosen um die historische Intuition, so gut es ging; aber ihr Hineinempfinden hatte seine engen Grenzen: wo die nationale Verwandtschaft fehlte, hörte die ahnungsvolle Sympathie bald auf. Wie haben dagegen gleichzeitig in Deutschland die Niebuhr, Raumer, Dahlmann, Leo und Ranke sich aller Völker angenommen und mit tiefsinniger Anschauung ihre Entwicklung und ihre Zustände verfolgt, während der Blick der französischen Historiker höchstens über den Kanal hinüber reichte! Diese Schmiegsamkeit hing freilich zusammen mit der politischen Schwäche der Deutschen, während die Franzosen zwar äußerlicher und oberflächlicher, eklektischer und ideenärmer, aber auch realistischer und realpolitischer waren. Eklektisch war namentlich ihre Philosophie: ihr Hauptvertreter Cousin schwankt zwischen Hegel und Descartes, zwischen dem Pantheismus und Spiritualismus unbestimmt hin und her. Der Eklekticismus gilt sogar Franzosen selbst, wie Taine, als der bezeichnendste Charakterzug der orleanistischen Zeit. Gewiß haftete etwas Unselbständiges und Verschwommenes jener Zeit an, aber doch möchte ich die Anfänge eines energischen Realismus, die in den Positivismus der napoleonischen Zeit ausliefen, nicht gering

schätzen. Dieser Realismus ist der beste Kern, der dem historischen Sinn innewohnt, er führte überall zu einer scharfen, klaren und treffenden Herausshebung der politischen Triebfedern, der kräftigsten Motive und Momente im Welt- und Seelenleben. Die Franzosen wurden die Bahnbrecher des modernen Realismus in der Kunst und Literatur, wie in der Philosophie und Politik, seine Ausbildung fällt allerdings bereits über die Periode hinüber, in der wir stehen, aber seine kräftigen Wurzeln schlug er schon in der Literatur dieser Periode (Balzac, Stendhal, Musset). Seine Voraussetzung war der Materialismus der herrschenden Klassen des Bürgerthums und das Emportauchen des vierten Standes, die Anfänge socialer Kämpfe. Aus diesen Bewegungen wuchs George Sand heraus: in ihrer Entwicklung mischten sich adelige, bürgerliche und proletarische Elemente, sie bewegte sich in niedersten Gebieten, wie auf den Höhen des Lebens und behandelte alle Probleme des Lebens mit rücksichtsloser Freiheit, sexuelle, sociale und religiöse Probleme. Man durfte zum erstenmal alles aussprechen, was man dachte, die Regierung Ludwig Philipps war toleranter als die Revolution und Napoleon.

Es begann eine gewaltige Regsamkeit der Geister und es war, wie wenn nach langem Drucke und Zwange sich alle Schleußen und Luftlöcher öffnen wollten. Die revolutionäre Stimmung und Erregung, die eine zeitlang zurückgehalten war, machte sich aufs neue freie Bahn und ergoß sich in leidenschaftlichen Produkten der Dichtung, Musik und Malerei. Man verkündete das Evangelium der Natur und Leidenschaft und ahmte Byrons himmelstürmende Weltlust und seinen Weltschmerz nach. Lyrik und Drama lief Gefahr, in Fieber und Krampf zu verfallen, man schwärmte für Farbenpracht, für Scharlach und Purpur. Hochroth war die Farbe des Romantismus; auch in den Kleidern verdrängte das Roth in Bändern und Schleifen das blasse Weiß der Empirezeit. Mit Fanfarenklang und Trompetengeschmetter suchte man die in Langweile erschlafften Nerven zu reizen und durch grauenerregende furchtbare Schilderungen zu spannen. Alle Romane waren angefüllt mit schrecklichen Dingen: die Morde drängten sich, und Kriegsgetümmel erhitzte wenigstens auf dem Papiere die verwöhnte Phantasie.

Noch lebte immer ein Rest von Idealismus in den Schöpfungen des Geistes und der Kunst, aber seine Leuchte verglomm mehr und mehr. Der Kultus der Materie und des Fleisches lauerte im

Hintergrund; es fehlte die belebende, erwärmende und erhebende Flamme edler, stiller und reiner Gefühle, wie sie die deutsche Romantik hegte. Während die deutschen Nazarener sich in die Innigkeit und Andacht der vorraphaelischen Maler versenkten und die Düsseldorfer sich in der zauberischen Mondscheinnacht, in der deutschen Märchenwelt ergingen, berauschten sich die französischen Maler an Rubens'scher Lebensfülle und an venetianischer Farbenpracht. Luxus und Genuß war das Lebensziel und die materiellen Interessen überwogen im öffentlichen Leben. Das öffentliche Leben war poesie- und gemütlos, noch langweiliger als zur Zeit der Bourbonen. Nur die Jagd nach Geld erregte die Seele. Ein wüstes Treiben nach Reichtum, ehrlose Spekulation, mitleidslose Ausnützung des vierten Standes, eine schamlose Stellenjägerei und Bestechung bezeichnen die orleanistische Zeit. Mit der Herrschaft der Bourgeoisie war ein ungeheuerer Materialismus ins Volk gedrungen und dem praktischen Materialismus folgte der theoretische bald nach. Wie rasch dieser Übergang ist, darüber kann uns das junge Deutschland belehren, wie wohl erst die fünfziger und sechsziger Jahre die theoretische Begründung und Ausgestaltung brachten.

Es gab eine Menge aufgespeicherter Kräfte, Kapital- und Arbeitskräfte, aber sie wurden nicht zu nützlichen und großen Unternehmungen verwendet. Am meisten thaten die doktrinären Minister noch für Schule und Bildung, aber die Wohlfahrtspflege litt unter dem einseitigen, selbstsüchtigen Bourgeoisiegesichtspunkt. Nur die Gründung von Sparkassen war eine wohlthätige Maßregel. Sonst geschah für den Bauer und Arbeiter nichts und der Bauer begann bereits Kapitalmangel zu spüren, das Kapital floh vom Lande. Die Anlage von Eisenbahnen kamen, wie wir noch sehen werden, in erster Linie dem gewerbe- und handeltreibenden Bürgertum zu gut. In ihrem Interesse lag es auch zumeist, daß keine großartige auswärtige Unternehmung ausgeführt und der Friede nicht gestört wurde. Aber gerade diese Friedfertigkeit und dieser ruhige Geschäftsgeist war dem feurigen Volk zu langweilig.

Für die trübe einförmige Wirklichkeit suchte das Volk Ersatz in einer phantastischen Literatur. In einer üppig emporwuchernden Romanwelt entlud sich der abenteuerliche Sinn. Die Sue, Dumas und Balzac führten ihre Ungeheuer vor und spannten die Einbildungskraft ins Unermeßliche. Doch selbst bis in diese phantastischen Produktionen erstreckte sich der Geschäftsgeist der Zeit; man hat

sie nicht mit Unrecht eine Industrieliteratur genannt. Denn ihre Entwicklung ist bedingt durch das Emporschießen des Zeitungswesens. Es waren künstliche Erregungen, rasch verrauschende Träume, anstachelnde Unterhaltungen, die dem langweiligen Geschäftsgeiste wie ein Opiumrausch zur augenblicklichen Zerstreuung dienten. Überwiegend aber war der Geschäftsgeist, gegen das Geschäft trat alles in den Hintergrund, nur unter dem Striche im Feuilletonwinkel durfte sich die Phantasie noch ungestört ergehen.

Das Zeitungswesen zerstörte die kaum aufgetauchte romantische Zauberwelt, es zerstörte den heiligen Ernst und scheue Zurückhaltung. Die Zeitung wurde zum Organ und Symbol des neuen demokratischen Zeitgeistes, sie erst vollendete die Revolution. Wie auf dem Gebiete der Mode der freie Bart- und Haarwuchs, die lange Hose und der derbe Philisterrock die neue Zeit bezeichnete, so auf dem literarischen Gebiete die Zeitung. Da entflogen die letzten Geister des Mittelalters, alles ceremoniöse, ständische Wesen, der stille Familiensinn, wie die Sentimentalität, welche im Anfang des Jahrhunderts noch so rührselig sich in Briefen ergossen hatte. Bereits begannen die kleinbürgerlichen Gewohnheiten sich zu lockern und der häusliche Sinn zu weichen. Man wurde realistischer und skeptischer, freier und ungebundener. Alles emancipirt sich, die Kinder gegen die Eltern, die Frauen gegen die Männer. Die Blaustrümpfe dringen in die Literatur ein, wie in Frankreich die Sand, so in Deutschland die Pichler, Chezy und Schopenhauer. Bereits sprach man von der Emancipation der Materie, wie von der Emancipation der Frauen.

Man begehrte eine schrankenlose Denkfreiheit und erging sich in ziel- und maßlosen Träumen. Die Lust zu negiren, zu bezweifeln und zu bekritteln stieg auf's Höchste. Dadurch suchte man sich für die Langweile zu entschädigen, welche die europäische Politik nach den welterschütternden Ereignissen den Völkern auflegte, man konnte sie noch sparsam erst in Parlamenten vertreiben, und so verfielen die losgebundenen Geister auf alles Mögliche und Unmögliche. Seit der Revolution und Napoleon waren die Nerven künstlich gereizt, man wollte immer Großes, Größeres und Größeres erleben. Das ganze neunzehnte Jahrhundert litt an Nervosität, zumal nachdem der Dampf und die Eisenbahn alles beschleunigte, das Leben tausendfältig vermehrte und die Arbeit verhundertfachte.

Europa hatte die Revolution nicht überwunden, die Revo-

lution lag in der Luft. Dies ahnten die Staatsmänner, die Metternich und seine Helfer, nur war sie schwer zu fassen. Im blinden Eifer griffen sie fehl und verfolgten die grüne Jugend, Studenten und Turner. Die Angst vor der Revolution war das bewegende Motiv der hohen deutschen Politik, weniger das Wohl des Volkes und die Größe des Vaterlandes. Zwar sanken die Hauptvertreter der Reaktion einer nach dem andern dahin, der aufgeklärten Despoten, welche aus dem 18. ins 19. Jahrhundert herüberragten, wurden immer weniger. Schon Wilhelm I. von Württemberg, dann Ludwig I. von Baiern, endlich Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und König Johann von Sachsen zeigten eine ganz andere Physiognomie, sie teilten nicht den Abscheu ihrer Väter vor der Revolution und glaubten auch mit dem Volke regieren zu können. Aber ganz trauten auch sie nicht dem neuen Geiste. Wer wollte es ihnen verargen, wenn man betrachtet, in welch radikales Fahrwasser der bürgerliche Liberalismus gerieth! Die republikanische Strömung war sehr stark und nicht so ungefährlich, als man sie ex eventu zu beurtheilen pflegt. Das junge Europa, ein großer Geheimbund, die das junge Italien, das junge Deutschland, Ungarn, Polen, die junge Schweiz unter Leitung Mazzinis umfaßte, schürte unaufhörlich und wenn seine Thätigkeit in Deutschland auch weit nicht so kühn, rührig und gewissenlos, wie in Italien war, so fehlte ihm doch nicht der Anhang. Namentlich im südwestlichen Winkel Deutschlands, der auf der einen Seite von Frankreich, auf der andern von der Schweiz eingeschlossen war, gab es eine Menge von Gährung. In beiden Hessen und in der Rheinpfalz trieb es die Presse am buntesten und schrieen die Republikaner am lautesten. Es gab Volksaufruhr, Freiheitsbäume wurden gepflanzt, zum Spotte Hunde gekrönt und geprügelt. Schon machten sich die Verschwörer ans Heer heran, im Zweibrückener Allgemeinen Anzeiger wurden die Truppen belehrt, daß sie sich gegen Bürger nicht gebrauchen lassen dürften. Seinen Gipfelpunkt erhielt das revolutionäre Treiben im Hambacher Fest im Wonnemonat 1832, wo die deutsche Republik ausgerufen, die Fürsten als Hochverräther an der Gesellschaft gebrandmarkt und mit Strömen Weines die zarte Pflanze der Freiheit begossen wurde. Freilich verflog der Rausch der Begeisterung gar rasch, aber seitdem blieb den Deutschen die Wein- und Bierseligkeit politischer Kannegießerei.

Am stärksten war der kritisch räsonnirende Geist in Süd-



deutschland verbreitet. Süddeutschland, besonders Schwaben stand überhaupt an der Spitze der geistigen Bewegung. Dort blühte in dieser Zeit die schwäbische Dichterschule, die Philosophie und Theologie fand hier die genialsten Vertreter. Viel reaktionärer waren die beiden Großstaaten Preußen und Österreich. Aber auch in Preußen verbreitete sich zum großen Teil unter dem unschuldigsten Deckmantel der Staatstreue eine durchaus radikale Gesinnung.

Man durfte in Preußen seit langer Zeit, seit Friedrich II. schon über alles räsonniren, über Gott und alle Geister, nur den Staat und die Krone mußte man schonen. Wem der Staat heilig war, der durfte die radikalsten Ansichten äußern. Ihren stärksten Ausdruck fand diese Staatsweisheit im Hegelianismus. Hegels System war die radikalste aller Philosophien, aus ihm ging ein Strauß und Feuerbach hervor; aber es ersetzte Gott durch den Staat und das genügte, um ihm die höchste Gunst zu sichern. Der Hegelianismus wurde zur Regierungsphilosophie und verbreitete sich unter solch hoher Pflege über alle Universitäten. Man beachtete nicht, daß die Krönung des Systems mit dem Staatsgedanken nur im Widerspruch zum Ganzen möglich war, daß die ganze Methode ihrem Wesen nach alles zersetzte und auflöste. Das System war der gesetzte Widerspruch; es wollte wohl eine Allerweltsvermittlung sein, aber der Widerspruch klaffte an allen Ecken und Enden. Die Vermittlung beruhte nur auf Gewaltsprüchen, so die Vermittlung zwischen historischem und rationellem Recht, wie zwischen positiver und Vernunftreligion. Der starke Zug des Rationalismus verschlang zuletzt alles Positive und Historische. Hegel hat von Anfang an in starkem Gegensatz zu dem Begründer der historischen Rechtsschule (Savigny) und zu der positiveren Religionsphilosophie Schleiermachers gestanden. Es war ein leeres Sophisma, wenn er sagte, das Wirkliche sei vernünftig und das Vernünftige wirklich, dies war eine Umgehung, keine Lösung des Gegensatzes zwischen Vernunftrecht und historischem Recht. Man konnte ebenso daraus schließen, daß das Vernunftrecht zur Wirklichkeit werden müsse, wie umgekehrt, daß das historisch Gegebene als vernünftig beizubehalten und alle Neuerungen abzulehnen seien. Aber dem ganzen System entsprach doch mehr die erstere Folgerung; der Geist der Berliner Negation war viel stärker als die Reste schwäbischer Beharrlichkeit und Zähigkeit, die sich Hegel erhalten hatte. Seine Jahrbücher wurden zum Organ des Berliner Liberalismus; Varnhagen, Gans,

Heine und Lassalle wurden seine erfolgreichsten Schüler und die sogenannte Hegel'sche Linke mit ihrem Haupte Ruge war das echte Kind des Meisters.

Das Vernunftrecht des Liberalismus verlangt volle Gleichheit, Beseitigung der letzten Reste mittelalterlicher Privilegien, adeliger Vorrechte, feudaler Einrichtungen und eigener Agrarrechte, sodann volle Freiheit des Individuums d. h. Gewissens-, Rede- und Preßfreiheit und endlich eine Volksvertretung als Organ des Volks- oder des Gesamtwillens. Nach liberaler Lehre ist der Mensch gut und kann sich zu der höchsten Stufe fortentwickeln, wenn man ihn nur nicht bindet. Aller Zwang ist schädlich, Kirchenzwang so gut wie Polizeizwang, Militär- wie Steuerzwang. Jeder Mensch ist souverän, aber um der Gesellschaft und Ordnung willen vereinigen die Menschen ihren Willen zu einem Gesamtwillen, der im Parlament zum Ausdruck kommt. Der Fürst hat diesen Gesamtwillen lediglich auszuführen. Am vollkommensten wurde dieses Vernunftrecht ausgesprochen in der kurhessischen Verfassung von 1831. Da prangten nebeneinander die Menschenrechte: Berechtigung aller Stände und Confessionen zu den Staatsstellen, Schutz der persönlichen Freiheit gegen willkürliche Verhaftung und Haussuchung, Nationalbewaffung und Bürgerwehr. Den Landtag bildete nur eine Kammer, er hatte unter allen deutschen Landtagen allein das Recht der Initiative. Bei jeder Steuerausschreibung mußte die ständische Zustimmung angegeben werden, wo nicht, war Steuerverweigerung erlaubt. Alle Beamten bis hinauf zu den Ministern konnten angeklagt werden wegen Amtsmißbrauch und Verfassungsbruch. Auch das Heer und die Bürgergarde wurde auf die Verfassung beeidigt.

Viel geringer waren die Zugeständnisse, die in Hannover, das einst mit Kurhessen zum Königreich Westfalen verbunden war, dem Volke gemacht wurden und das Wenige wurde in dem berühmten Verfassungsbruche 1834 zurückgezogen. Die Stellung des hannoverischen Adels, die teils an englische, teils an preußische Verhältnisse erinnerte, blieb ungeändert. Die neu eingeführte sächsische Verfassung beließ trotz des blühenden Gewerbes das Schwergewicht beim Adel und Bauernstand.

Aber noch dunkler sah es in Preußen aus. Die Ablösung der Feudallasten hatte den kleinbäuerlichen Grundbesitz geschmälert; eine Menge von Bauernstellen wurden ausgekauft und es wuchs

ein ländliches Proletariat heran, das schlimmer daran war als die alten Hörigen. Die Entwicklung des ländlichen Großbetriebes sollte sie in der Folgezeit noch viel mehr herunterdrücken. Bereits begannen die Landleute sich scharenweis zu den Städten zu wenden, wo das aufblühende Gewerbe bessern Lohn versprach als die Landarbeit.

Wohl entwickelte sich unter dem Schutze des Zollvereins eine Industrie; die Dampfmaschine wurde immer häufiger verwendet in Bergwerken, Spinnereien und Kartoffelbrennereien, es gab bereits Maschinenfabriken. Aber es fehlten selbst die Anfänge eines Arbeiterrechtes und so trat all das Elend der Maschinenindustrie, die Hungerlöhne, das Trucksystem, Kinderarbeit u. s. f. sogleich zu Tage, die Arbeiter konnten sich so wenig wie in Frankreich verbinden, um ihre Verhältnisse zu verbessern. Im Übrigen aber machte sich ein erfreulicher Aufschwung bemerklich. Die Lebensbedingungen wurden besser. Der Verbrauch an Colonialwaren nahm zu, die Bevölkerung stieg und die Gewerbesteuer verdreifachte sich in Preußen. Auch außerhalb Preußens entwickelte sich unter dem Schutz des Zollvereins das wirtschaftliche Leben. Der Zollverein, dem sich unter dem unbegreiflichen Widerspruch des Liberalismus allmählich die meisten deutschen Staaten anschlossen, gab Preußen Macht und Ansehen, brachte ihm aber zunächst wenig materielle Vorteile. Die Abrechnungen des Zollvereins waren für Süddeutschland sehr günstig, für Preußen so ungünstig, daß die Finanzpartei in der Regierung auf Kündigung der Verträge drängte, aber ohne Erfolg. Der Zollverein schuf aus Deutschland endlich ein geschlossenes Gebiet des Wirtschaftsleben, eine Wirtschaftseinheit und eine Nationalökonomie. Die Zolleinheit führte bald auch zur Münzeinheit, schon 1838 wurde das Verhältnis von Thalern und Gulden gleichmäßig geregelt.

Auch eröffnete der Zollverein sehr frühe die Aussicht auf politische Einheit, er war eine thatsächliche Prophetin, eine Anticipation des nachmaligen deutschen Reiches, da er so ziemlich mit dessen Grenzen zusammenfiel. Welche Macht diese wirtschaftliche Einigung auf die Gemüther ausübte, das zeigte die Nationalversammlung in Frankfurt, die dem preußischen König die Kaiserkrone anbot.

Das Jahr 1848 brachte endlich die Erfüllung der heißesten Volkswünsche, die Einheit und Freiheit; es war ein schöner Traum,

den das deutsche Volk in diesem Jahre träumte. Aber freilich, was dauerte und blieb, war sehr gering. Es folgten wieder die ernüchternden Jahre der Reaktion, immerhin war das Jahr nicht vergebens und doch manches wichtige Volksrecht wurde erstritten. Die Versammlungs-, Vereins- und Preßfreiheit wurde ausgesprochen, wenn auch thatsächlich sehr beschränkt. Es fielen die alten kleinlichen Verbote der Freizügigkeit, bzw. der Auswanderung und des Waffentragens. Zwar ging der Traum eines Volksheeres und einer Volksjustiz nicht in Erfüllung, aber überall entstanden Bürgerwehren und auf dem Gebiete der Rechtspflege fielen die letzten Reste patrimonialer Gerichtsbarkeit, die Verwaltung wurde abgetrennt und dadurch die Rechtsprechung unabhängiger und selbständiger und endlich wurden die Schwurgerichte eingeführt. Die Macht der Bureaukratie wurde verringert und die Paschawirtschaft der alten Landrichter und Oberamtmänner, welche Richter und Polizeivorstände in einer Person waren, verschwand. Während die deutschen Staaten, ausgenommen Preußen, mit großer Ängstlichkeit alle Reste feudaler oder patrimonialer Polizeigewalten beseitigten, beließ man vielfach mit rührender Sorgfalt die ehemaligen Reichsstädte im Besitz der Polizeigewalt, daher sind noch in Bayern die Bürgermeister der größeren Städte[1]) in deren Umfange Bezirksamtmänner.

Das schwerste Stück Arbeit, welches die süddeutschen Regierungen mehrere Jahre beschäftigte, war die Ablösung der Feudallasten, der Fronen, Zehnten und Gilten, ihre Umwandlung in einen Bodenzins, der dort bälder, dort später aufhört (in Bayern blieb ein Teil des Bodenzinses als ewige Last liegen.[2])

Nicht weniger bedeutend war der Sieg, den der Liberalismus im bessern Sinne in England nach der Julirevolution erfocht. Das Übergewicht der Aristokratie wurde in Enggebrochen und durch eine Reihe von Gesetzen eine humanere

[1]) Hiezu gehören schon Donauwörth, Kempten, Lindau, Neuburg, Nördlingen, Memmingen.

[2]) Zunächst bedeutete die Ablösung einen Verlust für die Berechtigten, aber die Entwicklung der Dinge und die heutigen landwirtschaftlichen Verhältnisse bringen es dahin, daß sie als Gewinn betrachtet werden muß. Meitzen rechnet vollends aus, daß die Bauern weit mehr bezahlen mußten, als der wirkliche Wert der Lasten war, 214 Millionen Thaler statt 125 Millionen. (Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staates I, 434).

Behandlung der **Arbeiter**, der **Katholiken**, **Iren**, **Neger** veranlaßt und die Armenlasten erleichtert. Gegen die Landaristokratie richtete sich vor allem die Parlamentsreform und die Aufhebung der Kornzölle. Der Wahlcensus zum Parlament wurde herabgesetzt und jedem Hausstand mit 10 Pfd. Sterl. Rente das Wahlrecht erteilt. 143 Parlamentssitze verrotteter Flecken wurden ganz unterdrückt; aus den so gewonnenen Sitzen wurden 42 Städte mit je einem oder zweien ausgestattet, 65 andere als Gegengewicht gegen das von den Städten aus befürchtete Eindringen des demokratischen Liberalismus den Grafschaften zugeteilt. Die Zahl der Wähler wurde auf diese Weise verdoppelt.

Die Parlamentsreform forderte gebieterisch auch eine Verwaltungsreform; denn auch in der Verwaltung herrschte eine ländliche und städtische Aristokratie, aber die Corporationsbill von 1835 beschränkt sich auf die Städte, wo die Corruption allzu schreiend geworden war, und setzte dem Kastenregiment die Kontrole der Bürgerschaft und freie Behördenwahl entgegen.

Für die Landgemeinden wurde es eine große Erleichterung, als das Armengesetz 1834 dem Unfug steuerte, daß die Gemeinden den niedrigen Lohn, den der Verarmte in der Fabrik oder auf dem Felde erhielt, zu ergänzen verpflichtet waren. Zwischen Arbeitsunfähigen und Arbeitsscheuen wurde eine strenge Grenzlinie gezogen, das Armenhaus mit seiner unerbittlichen Hausordnung hörte auf, ein Lotterbett der Faulheit zu sein, die Erhaltung der unehelichen Kinder wurde den Müttern auferlegt. Die Armen und Arbeiter wurden auf Selbsthilfe verwiesen, doch beschränkte der Staat die Kinderarbeit und schuf eine Fabrikinspektion. Auch geschah ein klein wenig für den Volksunterricht.

Die Katholiken wurden nach Aufhebung der Testakte zu vollen Staatsbürgern, berechtigt zum Eintritt in die öffentlichen Dienste, und die Negersklaven erhielten Menschenrechte. Das alles kostete nicht viel, aber wo es an den Säckel ging, bewies der Engländer die alte Rücksichtslosigkeit. Die Iren mußten nach wie vor einen ihnen fremden Clerus unterhalten, nur wurden die ärgsten Härten gemildert, die Kirchensteuer beseitigt, viele Sinecuren eingezogen und der lästige, den Aufschwung der landwirtschaftlichen Technik hemmende Zehnten in eine entsprechende Einkommensteuer verwandelt. Das irische Schulwesen wurde auch Katholiken zugänglich gemacht.

3. Die Zeit der volkstümlichen Gewaltherrschaft.

Die Blütezeit des bürgerlichen Liberalismus ist von kurzer Dauer, das zeigte sich schon im Jahr 1848 namentlich in Frankreich. Kaum war die Herrschaft des dritten Standes aufgerichtet, so rückte der vierte Stand nach. Das städtische Bürgertum wurde 1848 in Frankreich geschlagen von den Bauern und Arbeitern und beim vierten Stande lag die Entscheidung in der politischen Lage. Durch diesen vierten Stand ging und geht freilich eine große Kluft, die stärksten Gegensätze stießen hier aufeinander, die conservative, autoritäts- und religionsfreundliche Stimmung des Bauerntums ist unvereinbar mit dem Radikalismus der Arbeitermassen. Damals überwog aber noch weit der Einfluß des Bauerntums den der Arbeiter und so konnte die Ordnung wieder leidlich hergestellt werden. Auch nach den Niederlagen des Jahres 1870 verdankte Frankreich dem conservativen Bauerntum die Wiederaufrichtung der Ordnung. Allerdings wurden beidemal die Conservativen um ihre Hoffnungen und Ansprüche betrogen. Kaum war die Ordnung wieder hergestellt und Ruhe eingezogen, begann eine liberale Rückströmung, aber es zeigte sich bei all diesen Erschütterungen, wo die festen Grundsäulen des Staates ruhen, eine Lehre, die für die Zukunft ungemein wichtig ist. Auch in den kommenden Erschütterungen und Revolutionen wird der Rest des gläubigen Volkes noch einen festen unerschütterlichen Fels bilden, auf dem der Staatsbau aufs Neue aufgebaut werden kann.

Nichts ist merkwürdiger, als die clericale Reaction in Frankreich im Jahre 1848 und 1871, es ist um so merkwürdiger als in Frankreich der Glaube schon längst bis in die untersten Volksschichten hinab untergraben ist. Die Bauern der romanischen Länder stehen an religiösem Eifer weit zurück hinter ihren germanischen Genossen und ihr Kirchenbesuch ist sehr gering, aber ein ängstliches Gefühl führt sie in Zeiten der Unruhe zurück zur Religion, als dem festen Anker der Gesellschaft und während sie sonst den Priester in die Sakristei verweisen,[1]) hören sie in diesen Zeiten doch seine Stimme und wählen, wen er vorschlägt. Sie ahnen wohl, daß die

---

[1]) Der ständige Ruf ist: le prêtre à la sacristie!

Religion allein die Sicherheit des Eigentums und der Familie, mit einem Wort des gesamten Rechtslebens begründet und zu gewährleisten vermag. Ein solches Gefühl beseelte die Gesellschaft schon unmittelbar nach der Schreckenszeit der Revolution — denn nicht umsonst schloß Napolon I. das Concordat 1801 — und nach dem ersten Kaisertum, nur sprach es sich nicht so deutlich aus, wie 1848 und 1871.

Aus Furcht vor den Communisten wählte der Bauer lauter Ordnungsmänner, Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten. Das allgemeine directe Stimmrecht, welches in den Maiwahlen von 1848 das erstemal zur Anwendung kam, sicherte der ländlichen Bevölkerung das Übergewicht in der Nationalversammlung, über der kein Senat stand. Da nur ein Siebtel der Bevölkerung in größeren Städten wohnte, gaben die Bauern den Ausschlag. Dieser Majorität verdankte Frankreich eines seiner wichtigsten Gesetze, die Schulfreiheit, welche der kirchlichen Erziehung das Übergewicht verschaffte. Aber dieser Majorität stand eine mächtige Minorität gegenüber, die Vertreter der Arbeiter. Die communistischen und socialistischen Arbeiter, denen man durch Gründung von Nationalwerkstätten entgegen gekommen war, sahen sich auf einmal der Früchte der Revolution beraubt und benutzten gar ihr ruhiges Zusammenleben in den Nationalwerkstätten, um die blutigen Straßenkämpfe im Juni vorzubereiten. Mit drakonischer Strenge schritt die Majorität ein, ordnete Massendeportationen und Schließung der politischen Clubs an. Die Arbeiter verloren das eben errungene Recht der Vereinigung zur Verbesserung ihrer Lage. Um sich der lästigen Arbeitervertreter zu entledigen, wagte das Parlament etwas mutwillig am 31. Mai 1850 das Wahlrecht auf jene zu beschränken, die einen dreijährigen Aufenthalt am Wahlort nachweisen konnten, und beraubte so 3 Millionen, meistens Arbeiter, ihres Wahlrechts. Das schadete dem Parlament ungemein.

Der Präsident Napoleon, der völlig unabhängig neben dem Parlament, wenn auch verhältnismäßig recht- und machtlos stand, benutzte die Mißstimmung der Arbeitermassen, um ihre Blicke auf sich zu lenken. Zugleich wußte er aber auch in schlau berechneter Weise die Neigung des Landvolkes sich zu erhalten und zu sichern. Es war schon ein großer Fehler der Nationalversammlung gewesen, daß sie die Präsidentenwahl der allgemeinen directen Volksabstimmung und nicht der Volksvertretung, wie in Amerika und in der zweiten

Republik Frankreich, übertrug. Dadurch gewann der Erwählte des Volkes, als welcher Ludwig Napoleon hervorging, eine unabhängige Stellung neben der Nationalversammlung und es war vergeblich, seine Initiativ- und Vetorechte einzuschränken, ihm eine geringe Bezahlung zu gewähren und ihm sogar zuletzt den militärischen Oberfehl zu entziehen. Gerade dadurch verminderte sich seine Verantwortlichkeit und für alle verfehlten und gehässigen Maßregeln konnte das Parlament verantwortlich gemacht werden. Auf seinen zahlreichen Reisen im Lande und indirekt durch seine Agenten ließ Napoleon das Volk belehren, daß er mit seinen besten Absichten gegenüber dem Parlamente machtlos sei, und ließ durchblicken, daß allen Beschwerden und Wünschen nach Möglichkeit abgeholfen würde, wenn er die Macht in Händen bekäme. Das Volk verstand diese Andeutungen nur zu gut und zeigte sich bei den wiederholten Volksabstimmungen dem Willen des Präsidenten gefügig. Der Präsident stieg von Stufe zu Stufe bis zum Kaisertum, das eine Mischung demokratischer Diktatur, volkstümlicher Tyrannei und aufgeklärter Despotie war. Nicht bloß gestand er die Thatsache offen ein, sondern bethätigte auch seine Dankbarkeit in schönen Werken, mit denen er allen europäischen Staaten in der Wohlfahrtspflege voranging, und war der erste Gründer des socialisme autoritaire. 1854 z. B. bekannte Minister Billault vor den Wahlen: „Die Feldarbeiter und Handwerker haben das Kaisertum geschaffen, jene Masse fleißiger Menschen, welche die breite Grundlage des allgemeinen Stimmrechtes bilden“. Napoleon III. selber bezeichnete sein System stets als gouvernement du grand nombre, als die Regierung der großen Zahl, und ließ sich als homme-peuple, gleichsam als Verkörperung des Volkes verherrlichen. Wiederholt sagte er, „seine Regierung ruhe auf dem Volke, dem Quell aller Staatsgewalt, auf dem Heere, dem Quell aller Macht, und auf der Religion, dem Quell aller Gerechtigkeit“ d. h. auf dem Volke und den Mächten, die aus ihm hervorgehen und es beherrschen. Ich will, erklärte er, für die Religion, die Sittlichkeit, den Wohlstand jenen noch so zahlreichen Teil der Bevölkerung erobern, der kaum den Namen Christi kennt, kaum die nothwendigen Lebensbedürfnisse genießen kann.

Indem Napoleon dem vierten Stand seine Aufmerksamkeit schenkte, stärkte er nur die breite Grundlage seiner eigenen Macht. Es kann nicht geleugnet werden, er that, was er konnte, und sorgte

nach bestem Wissen und Können für den vierten Stand, soweit es die übermächtige Kapitalswirtschaft und die überlieferte bureaukratische Centralisation gestattete. Wenn er auch alle Rücksicht auf das kapitalistische Bürgertum und die Bureaukratie hätte beiseite setzen wollen, so wäre das nicht möglich gewesen und selbst die bestgemeinten Maßregeln zu Gunsten der Arbeiter und Bauern dienten zuletzt dazu, die Kapital- und Staatsmacht zu stärken. Wenn er z. B. landwirtschaftliche Vereine gründete, mußte er wohl oder übel die Leitung den Präfekten übergeben, die für die ländlichen Bedürfnisse wenig Verständnis besaßen. Die bureaukratische Bevormundung hatte die Bauern allzusehr der Selbstthätigkeit und Selbsthilfe entwöhnt und alle Bemühungen des Kaisers, das Landvolk zu rationellerer Wirtschaft nach englischem Muster zu bewegen, halfen nicht viel. Das Beispiel des Kaisers selbst, der die Gascogne entsumpfte und die dürre Sologne urbar machte, Musterwirtschaften einrichtete, fand wenig Nachahmung. Nur die Pferdezucht wurde gehoben. Auch die Einführung des landwirtschaftlichen Unterrichts wirkte so wenig Wunder, wie bei uns. Das ländliche Weg- und Straßenwesen blieb trotz aller Ermunterung im Argen, nicht ohne Schuld der Bureaukratie.

Zu allen Meliorationen und rationellen Betrieben bedarf der Bauer des Kapitals. Die Neigung des Kapitals aber geht vom Land in die Stadt, von den Provinzen zum Mittelpunkt und gegen diese natürliche Richtung vermochten alle Versuche des Kaisers, im crédit foncier und crédit agricole eine Quelle für ländlichen Credit zu schaffen, nicht aufzukommen. Der 1852 gegründete Bodencredit verwendete für das flache Land nur die geringe Summe von 54, für den Umbau von Paris aber über 300 Millionen. Da die Steuereinnehmer, die amtlichen Agenten des crédit foncier, Prämien für jedes Kapital erhielten, das sie der Gesellschaft zuführten, so bemühten sie sich die Ersparnisse des Bauern nach Paris zu locken, statt die Kapitalien der Hauptstadt im Landbau anzulegen. So wurde das Kapital dem Lande eher entzogen als zugeführt, und gleichzeitig auch die Arbeitskraft von dem Lande in die Städte gelockt, wo die Umbauten und Fabriken reichlichen Lohn versprachen. Ohnehin verminderten sich durch den Rückgang der Bevölkerung die Landarbeiter, dadurch stiegen die Arbeitslöhne und wiederum die Kapitalbedürfnisse des Bauern. Es war ein fortwährender Kreislauf, in dem das Kapital wie eine Schraube dem

Lande den Saft entzog und in einen Mittelpunkt sammelte. Die Bauernschaft gerieth mehr und mehr in Abhängigkeit von dem städtischen Kapital, genau wie in Deutschland, wo die Ablösung der Feudallasten nur mit Hilfe des Kapitalismus möglich war, eine Abhängigkeit, die in Italien schon lange bestand.

Auch was für die Handwerker und Arbeiter geschah, bewegte sich in einer Richtung, die dem Kapitalismus eher nützte, als schadete. Für die Handwerker wurden Creditkassen gegründet und für die Arbeiter eine Reihe Versicherungskassen; die Alters- und Krankenversicherung (in den caisses de retraites pour la vieillesse und in den sociétés de secours mutuels) war zwar freiwillig, aber der Kaiser hätte die eigentliche Zwangsversicherung durchgeführt, wenn nicht der Krieg von 1870 dazwischen gekommen wäre. Doch war der Kaiser auch bedacht für die ordentliche Wohnung und Nahrung der Arbeiter. Um einen Normalpreis für das Brot zu erhalten, wurde die Bäckereikasse gegründet, in welcher die Bäcker bei niederigem Getreidepreis Einlagen machen mußten, um daraus Zuschüsse zu erhalten, sobald der Preis des Kilogramms Brot unter den unüberschreitbaren Satz von 50 Centimes gesunken war. Auch der Freihandelspolitik lag der Gedanke nicht fern, dem Arbeiter billiges Brot und billige Nahrungsmittel zu verschaffen. Noch epochemachender wirkte aber der Kaiser in der Wohnnngsfrage, zumal wenn man bedenkt, welche Zustände vorher herrschten.[1])

Die Arbeiterviertel wurden umgebaut und neugebaut, so in Paris, Lille und Lyon. Napoleon selbst entwarf Modelle für Arbeiterwohnungen, und nicht ohne sein Verdienst entstanden in Mühlhausen jene lange als musterhaft gepriesenen Wohnungsverhältnisse.

In vielen Städten wurde auf hohe Anregung hin für Volksbäder und Volkswaschungen gesorgt, eine Menge Wohlthätigkeits-

[1]) „In die Arbeiterhäuser gelangt man, erzählt 1850 einer, der die Sache untersuchte, durch niedrige, enge, dunkle Gänge, in denen ein Mensch oft nicht einmal aufrecht gehen kann. Diese Gänge bilden zugleich das Bett eines stinkenden Baches, der sich von allen aus den oberen Etagen herabströmenden unreinen Flüssigkeiten nährt und die kleinen schlecht gepflasterten Höfe in pestilenzialische Pfützen verwandelt. Auf schmutzigen, licht- und geländerlosen Treppen steigt man zu den traurigen, von allem Geräth entblößten Gelassen hinan. In den Fenstern sind fast niemals Scheiben zu finden, das Erdgeschoß ist bisweilen so feucht, daß sich die Wände mit Moos überziehen."



anstalten: Krippen, Speisehäuser, Spitäler und Asyle entstanden, damit, wie ein Kaiserwort sagte, die Invaliden der Werkstatt den Invaliden des Schlachtfeldes gleich gestellt werden.

Was für die Arbeiter geschah, war viel großartiger und epochemachender, als was den Bauern zugedacht war. Wie alle Regierungen, rechnete auch die kaiserliche mit der Gutmütigkeit des Landvolkes und dem conservativen Sinn dieser seiner ergebensten Anhänger. Zwar erklärte der Kaiser die Hebung der Landwirtschaft für wichtiger, als den Umbau der Städte, aber die Bourgeoisie trug doch den Sieg davon. Alle Bevölkerungsklassen, ärmere wie reichere, suchte der Kaiser durch Staatsrentenbriefe, die bis zu dem niedersten Betrage herabgingen, an sich zu fesseln. Der Zinsfuß war zwar gering, in der Regel 3pCt., aber gerade darum galten sie um so sicherer vor Conversion und Einlösung und wurden von den Banken mit Vorliebe unters Volk gebracht. Die Banken machten dabei den schönsten Gewinn, da sie die Anlehen zu billigen Preisen erhielten und rasch in die Höhe trieben. Der gute Absatz seiner Papiere trieb den Staat zu weitern Anlehen, unter dem Kaisertum verdoppelte sich die Staatsschuld: 1870 waren 364 Millionen Rente (1848 erst 177 Mill.) zu bezahlen. Nach dem Beispiele des Staates richteten sich auch die Gemeinden, vor allem die großen Städte; es bedurfte blos einer kaiserlichen Genehmigung, um die Gemeinden zu neuen Anlehen zu ermächtigen. Man ging dabei von dem falschen Grundsatz aus, Lasten der Gegenwart dürften auf die Schultern der Zukunft abgeladen werden. Infolge dessen riß eine leichtfertige Wirtschaft in die Gemeindeverwaltungen ein, die noch dadurch begünstigt wurde, daß die Gemeindeeinnahmen aus indirekten Steuern, den Octrois, weniger aus der Grundsteuer flossen. In Paris stieg die Schuldenlast in 8 Jahren von 49 auf 984 Mill., in Lyon von 10 auf 54 Mill., in Marseille in 18 Jahren von 17 auf 91 Mill. Zusammen mit den Departementsanlehen betrug die Gemeindeschuld 2 Milliarden. Dazu kam eine Menge von Anlehen auswärtiger Staaten und Aktienunternehmungen, welche zwar einen sehr vorteilhaften Begriff von dem ungeheuren Reichtum des Landes geben, aber auch leicht die Höhe des Schwindels und Börsenspiels ahnen lassen. Die unsichersten Anlehen der verrufensten Staaten, Mexicos, Italiens, Spaniens, Rußlands und der Türkei, wurden von den französischen Banken gezeichnet, von 1855—1865 allein 10 Milliarden auswärtiger Anlehen, und das Pub-

likum damit betrogen. Wie viel wurde sodann mit Eisenbahnaktien geschwindelt! Die $1^1/_2$ Milliarden, die 1856 in Eisenbahnaktien angelegt waren, galten im Börsenkurs 3 Milliarden, bis die großen Zusammenbrüche den Kurs zurückschnellten. Die gewaltigste Gründung war der crédit mobilier, welcher Kapitalien in allen Staaten suchte, um neue Unternehmungen ins Leben zu rufen, und sie in Bergwerken, Kanälen, öffentlichen Arbeiten und auch reinen Bankgeschäften zu verwerthen. Der Gedanke einer solchen Creditanstalt entspricht, sagt Treitschke, offenbar dem Charakter eines bureaukratischen Staates, wo jedermann gewöhnt ist, dem Antriebe von oben zu folgen; er hat darum in den Ländern selbständiger Geschäftsübung, in England und Nordamerika, niemals ernstlichen Anklang gefunden. Die Gesellschaft erlebte einige Jahre blendenden Glanzes, der Kurs ihrer Papiere erreichte eine schwindelhafte Höhe, die Aktionäre erhielten übermäßige Dividenden. Namentlich in Oesterreich, aber auch in den Rheinlanden fand sie eine günstige Stimmung und bald auch Nachahmung. Wenn auch nicht von Anfang an eine Reihe von Schwindeleien sich die Hand gereicht hätten, so wäre es doch unmöglich gewesen, eine so große Reihe verschiedenartiger Unternehmungen einheitlich zu leiten und zu übersehen. Ein gewaltiger Zusammenbruch stürzte das Kartenhaus über den Haufen und schuf viele Ruinen. Es war die alte Geschichte, die sich seit Law immer wiederholt.

Dieses riesige Kreditwesen, das wir in einzelnen Zügen schilderten, concentrirte alles Kapital und damit die ganze Volkswirtschaft mehr und mehr in Paris. Die selbständigen Lokalbanken, die vor 1848 in den neun wichtigsten Handelsplätzen bestanden hatten, wurden durch Filialen der Bank von Frankreich verdrängt.

Zu gleicher Zeit wirkte auch das gewaltig entwickelte Verkehrswesen in der gleichen Richtung, alles ging aus von Paris und mündete ein nach Paris. Der Pariser konnte mit größter Bequemlichkeit nach allen Richtungen reisen: er kam schneller nach Rouen oder Caen, Lyon und Bordeaux als der Bewohner der einen dieser Städte nach der anderen. Die Vorstellung, es könne Jemand nicht von oder nach Paris fahren, schien, wie Treitschke spottet, der Bureaukratie ganz unfaßbar. So wurde Paris zum allgemeinen Rendez-vous, und wenn man zunächst dorthin ging, um sich nothwendige Dinge, die man sonst nicht erhalten konnte, zu

verschaffen, so that man es bald, um in der unermeßlichen Stadt verborgen sich unbesorgt in Vergnügen und Genüsse zu stürzen.[1])

Paris nahm immer mehr und mehr Charakter und Ausdehnung der Riesenstädte der alten Weltreiche, des alten Babylon und Rom an. Man hieß es mit Recht das Babylon an der Seine nicht blos wegen der dort herrschenden Sittenlosigkeit, sondern in noch engerer Beziehung. Wie dort Despotenhand gewaltige Denkmäler des Ruhmes und Ehrgeizes aufthürmte, an dem das Volk keinen Anteil hatte, so schuf Napoleon das alte historische, winkelige Paris um zu einer monumentalen Stadt mit prächtigen Kaiserstraßen und geräumigen Anlagen.

Gerade in die Zeit Napoleons fallen die meisten Eisenbahnen und Telegraphenverbindungen: im Jahre 1854 gab es 1330 Kilometer, 1868 21 050 Kilom. Eisenbahnen. Die neuen Verkehrsmittel verschärften natürlich die schon bestehende Centralisation noch mehr und zwar sowohl bureaukratische als kapitalistische Centralisation. Immer mehr verschlang Paris alle Machtmittel und alle Kräfte des Landes.

Schon durch ihr bloses Dasein und ihre Thätigkeit dienen die Eisenbahnen, wie die Post und Telegraphen, in erster Linie dem Handel, der Handel zog unermeßliche Gewinne aus dem gesteigerten Verkehr — um das zu begreifen, braucht man blos an die alten Handelsgesellschaften zu denken, die mit ihrem mühseligen Transporte schon so große Gewinne machten, und damit vergleichen die Riesenvermögen, die heut an der Börse beteiligt sind. Es ist bekannt, daß die meisten Telegramme zu Börsenstunden laufen.[2]) Es wäre nun aber nichts ernstliches dagegen einzuwenden, wenn der Handel wenigstens die Kosten des Verkehrswesens in einem ihm entsprechenden Maße trüge, allein davon ist keine Rede. Nicht blos wird der Großhandel und Fernhandel gegenüber dem Klein- und Nahehandel unverhältnismäßig begünstigt — es liegt dies so sehr im Wesen der Verkehrsmittel, daß selbst die wohlmeinendste Verkehrspolitik nichts daran ändern kann, — sondern es werden die Kosten des Verkehrs zu einem großen Teil nur durch allgemeine Mittel gedeckt. Ob die Verkehrsmittel Privatgesellschaften oder dem Staat gehören, nirgends nährt sich der Verkehr nur durch

[1]) Bulle, Gesch. des zweiten Kaiserreichs S. 159.

[2]) Vergl. Weichs-Glon im Jahrb. der Leogesellschaft 1896. S. 94.

den Verkehr. Schon die Anlage erfolgte in der Regel durch den Staat und mit seiner Hilfe. Namentlich in Ländern der Privateisenbahn mußte der Staat die unrentablen Bahnen übernehmen und den Aktionären der Privatbahnen Zinsgarantien gewähren. Aber damit nicht genug, arbeiten die Staatsanstalten des Verkehrs vielfach mit großen Verlusten. Diese Verluste sammt den Zinsen der Eisenbahnanlehen werden alle den Mitteln der Allgemeinheit, den Steuern entnommen, unter den Steuern aber wiegen, wie bekannt, am schwersten die Anteile des vierten Standes. Bauern und Arbeiter müssen die Lasten von Dingen tragen, die ihnen am wenigsten nützen, ja noch indirekt schaden.

Außer dem Bank- und Eisenbahnwesen diente auch das Heer- und Beamtenwesen des Staates zur Erhöhung des Kapitalismus und der Bourgeoisie. Zwar kam es nicht zu jenen schamlosen Ausbeutungen der Heeresverwaltung durch Militärlieferanten und des Unternehmertums durch die Beamten und Staatsmänner, wie sie nach 1870 in Frankreich und leider teilweise auch in Deutschland vorkamen, aber die Bureaukratie blieb mit der Bourgeoisie verbunden, wie zuvor, hatte wenig Verständniß für die ländlichen Bedürfnisse und wenn schon gleichzeitig in Deutschland sich Beamte an Gründungen beteiligten,[1]) so wird es auch in Frankreich der Fall gewesen sein; die Militärlieferungen aber, angefangen vom Pulver bis zum Brot, kamen, wie bekannt, reichen Unternehmern zu gut.

So diente die ganze Entwicklung der Zeit nur zur stärkeren Herausbildung des Kapitalismus, und mochte die Regierung dem vierten Stande noch so wohl gesinnt sein, es entschlüpften dem vierten Stande alle die Vorteile, die ihm die Regierungsgunst bot. Man sah damals noch nicht ein, wie tief man in den Kapitalismus einschneiden müsse, um nur ein klein wenig die ausgleichende Gerechtigkeit herzustellen; sieht man das doch heute noch nicht ein! So konnte sich der Kapitalismus, begünstigt durch die großartigen technischen Neuerungen auf dem Gebiete der Industrie und des Handels schrankenlos entfalten und erreichte eine schwindelhafte Höhe, die kaum noch überboten werden konnte. Eine Regierung, die zuerst den Anschein hatte, eine Regierung des vierten Standes zu werden, wurde zuletzt zu einer so ausgeprägten Bourgeoisregierung, wie sie selbst die Ludwig Philipps nicht gewesen war.

---

[1]) Vergl. Glagau, des Reiches Not. Osnabrück 1880 S. 87.

Trotz allem sank aber der französische Bauer und in gewisser Hinsicht auch der französische Arbeiter nie so tief, wie in England und Deutschland. Der Bauer wurde weder ein bloser Feldarbeiter noch so kapitalhörig, wie dort. Die Feudallasten waren abgeschüttelt worden, ohne daß eine Unterwerfung unter den Kapitalismus in der Ablösung nöthig gewesen wäre, und den Folgen des verderblichen Erbrechtes mit seinen Teilungen entging der Bauer durch ein allerdings wenig sittliches Mittel. Auch der Arbeiter blieb verschont von dem äußersten Elend, das die Kohlen- und Eisenwerke, die Spinnereien, überhaupt die Massenproduktion Englands und Deutschlands im Gefolge haben.

Das Schwergewicht der französischen Industrie lag immer auf dem Luxus- und Kunstgewerbe: das war und ist auf dem Gebiete der Industrie dasselbe, was der Weinbau auf dem Gebiete der Landwirtschaft, das eigentlich nationale Gewerbe. Wo aber immer die Kunstfertigkeit in Betracht kommt, findet die Anwendung des Maschinen- und Fabrikbetriebes bald eine Grenze und läßt sich vielfach die Hausindustrie erhalten.

Daß der Weinbau und die Luxusindustrie das eigentlich französische Gewerbe sei, erkannte Napoleon wohl und gründete auf diese Erkenntniß seine Freihandelstheorie, die in starkem Gegensatz gegen die noch immer herrschende merkantilistische Handelspolitik stand. Napoleon hat zuerst mit einem unverkennbaren idealen Sinn mit dem ausschließlichen Protektionismus gebrochen und eine Zeit lang die Welt zum Freihandel bekehrt, bis Bismark 1878 wieder einen Rückfall einleitete. In Napoleons Freihandelspolitik stack etwas von jenem idealen Sinn, der ihn zum Freunde des vierten Standes und zum Gönner der nationalen Bewegungen machte. Wohl war ihm schon England vorangegangen, aber nicht einer Theorie zu lieb sondern unter dem Zwange der Entwickelung, nach heftigen Kämpfen, in welchen der Egoismus der Landlords durch die vereinigten Ansprüche der Arbeiter und Fabrikanten besiegt wurde. In hochherzigerem Sinne faßte Napoleon den Freihandel auf, der Theorie gemäß dachte er an eine Weltwirtschaft, in der die eigentlich nationalen Produkte gegenseitig ausgetauscht werden. Als die eigentlich nationalen Produkte Frankreichs erschienen ihm, wie gesagt, nur Kunst- und Luxuswaaren, Wein und Seide und um für die Ausfuhr dieser Artikel günstige Bedingungen zu erhalten, öffnete er den englischen Baumwolle- und Eisenwaaren und dem deutschen Getreide

und Vieh die Einfuhr. Napoleons Freihandelspolitik stand in innerm und äußerm Zusammenhang mit andern freisinnigen Ideen, die er um die gleiche Zeit (1859 ff.) zu verwirklichen begann. Er machte sich zum Schutzherrn und Förderer der Nationalitätsideen der Völker und gab den Franzosen das parlamentarische System zurück, das er ihnen lang entzogen hatte. Bei aller Realpolitik hatte Napoleon doch einen starken Zug von Idealismus bewahrt, es stack in ihm etwas von einem Träumer und Abenteurer, der die Schranken der Wirklichkeit übersprang und die stärksten Gegensätze, Tyrannei und Demokratie, Gewalt und Freiheit, Nationalismus und Kosmopolitismus zu versöhnen hoffte.

Unmittelbar auf das Freiheitsjahr 1848 war überall, sowohl in Frankreich, wie in Deutschland, eine sogenannte Reaktion gefolgt. Die Staatsgewalten hatten sich dem überfluthenden Liberalismus entgegen gestemmt, um die Grundlagen ihrer Macht zu retten. Sie hatten die Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheiten beschränkt und begünstigten in der Schule und soweit es die eingerosteten bureaukratischen Grundsätze zuließen, im öffentlichen Leben die Religion als einen festen Halt und Kitt der Ordnung. Ordnung sollte vor allem sein und auf dieser Grundlage erst, wie Napoleon meinte, sich das Gebäude der Freiheit erheben. Mit diesem Gebäude glaubte nun Napoleon beginnen zu können, nachdem er die zwei Hauptmächte der Reaktion, Rußland und Österreich, niedergeworfen hatte. Damals trat merkwürdigerweise auch das erste liberale Ministerium in Preußen vor die Welt — der nachmalige Kaiser Wilhelm I. hatte es berufen — und in England herrschte Palmerston bis zu seinem Tod (1865).

Anfangs hatte Napoleon das Recht der Volksvertretung sehr beschränkt; die Berathungen waren nicht öffentlich, sie erstreckten sich nur auf das Statsbudget im Einzelnen; Handelsverträge und Eisenbahnconcessionen waren ihr ganz entzogen. Seit 1860 wurden diese Beschränkungen aufgehoben. Die Presse wurde frei gestellt und ein beschränktes Versammlungs- und Vereinsrecht bewilligt. Allein es zeigte sich bald, daß die Franzosen ebenso wenig der Freiheit als der Autorität fähig waren. Sie schwankten nun zwischen Socialismus als Ungebundenheit. Die Sittenlosigkeit wuchs riesengroß, die Spekulationslust nahm unter der Herrschaft des Freihandels immer mehr zu, die Charaktere wurden verdorben und die redliche Arbeit verachtet.



Durch freiheitliche Zugeständnisse wollte Napoleon seine Herrschaft populär machen und das Volk an seine Dynastie fesseln. In gleicher Absicht begünstigte er auch die Freiheits- und Einheitsbestrebungen der Völker, der Schweizer, Italiener, Deutschen, Ungarn und Polen, und England stand an seiner Seite. In dieser Richtung war seine Politik auch nicht ganz erfolglos, er hatte einen wesentlichen Anteil an der Einigung Italiens, aber auch Deutschlands. Die Gunst, die er aber den Völkerbestrebungen schenkte, war keine uneigennützige. Sie ging nur bis zu einer gewissen Grenze: weiter als über die Lombardei sollte Piemont und über den Main sollte Preußen nicht übergreifen. Für seine Gunst wollte Napoleon bezahlt sein, er forderte von Piemont Savoyen und dachte sogar an Toskana und von Preußen Luxemburg, Belgien und die linken Rheinlande. Savoyen erhielt er, aber Preußen stand Napoleon doch anders gegenüber als Piemont, und versagte ihm den erhofften Gegendienst.

Der Traum des ersten Kaiserreichs mit seinen weiten Grenzen und seiner Hegemonie ließ Napoleon nicht ruhen. Er betrachtete sich als Schutzherr der lateinischen Völker, der Belgier, Italiener und Spanier und war deshalb so gereizt über die spanische Throncandidatur eines Hohenzollern. Die lateinische Idee erhielt einen wenn auch schwachen Ausdruck in der lateinischen Münzkonvention von 1865. Um seine Großmachtspläne durchzuführen, sorgte er für eine tüchtige Armee und scheute nicht Ausgaben. Aber es war keine Volksarmee, es waren Soldtruppen und Berufssoldaten. Der Bourgeoisie war das Militär zuwider und Napoleon machte ihr die schädliche Concession der Stellvertretung, während Preußen in dieser Hinsicht allen liberalen Anforderungen gegenüber unerbittlich blieb. Als vorwiegendes Soldheer entwickelte die Soldateska einen zuchtlos unbändigen Sinn und verlor zwischen entnervendem Müßiggang und ungeregeltem Kampfe mit wenig geschulten Truppen, zumal in Afrika und Mexiko, alle Tüchtigkeit.

Gegenüber der deutschen Macht sank deshalb die kriegerische Scheinmacht Napoleons zusammen, es offenbarte sich die ganze Fäulnis des Staates. Die Sittenlosigkeit war wie bekannt aufs höchste gestiegen und scheute nicht mehr die Öffentlichkeit: im Theater konnten sich die bedenklichsten Scenen abspielen, die freche, gefühllose, üppige Lorette verdrängte die naive Grisette der dreißiger Jahre, die Cameliedame wurde als edles Geschöpf verherrlicht, nachdem die

Halbweltsdame hoffähig geworden war, und die natürlichen Söhne erschienen als die Retter und Wohlthäter ihrer verkommenen Väter und Brüder. Die Kunst schwelgte im Fleisch, in üppigem Prunk und Luxus, sie war aber nur ein Spiegel des herrschenden Geistes. Die Sittenlosigkeit beschränkte sich nicht blos auf die reichen Klassen, sie folgte dem Unglauben auf der Spur, der sich in allen Schichten des Volkes verbreitete. Trotz der heldenmüthigen Anstrengungen der Kirche nahm der Unglaube nicht ab, sondern wuchs, wenn er auch die oberflächliche Frivolität verlor, die ihm von seinem voltairischen Ursprunge in Frankreich anklebte. Der Unglaube nahm eine viel ernstere, aber auch verführerische Gestalt an, er schritt einher in funkelnder Rüstung, ausgestattet mit den Waffen der Wissenschaft. An Stelle der blöden Verneinung setzte er die bedingte Bejahung, statt des giftigen Kampfes ein feines Spiel, er schmeichelte mit einem tieferen Verständnisse und mit allseitigen Gesichtspunkten, die, wie er sagte, dem beschränkten Gesichtskreis des Gläubigen fehlten. Renan und Taine wurden die Stifter dieser neuen Geistesrichtung, die alles zu verstehen und zu erklären versprach. Beide standen auf dem von Comte gelegten Boden des Positivismus, der die Existenz oder wenigstens die Erkenntnis des Übersinnlichen leugnete, und erklärte die verschiedenen Religionen wie die verschiedenen Literaturen aus psychologischen, physiologischen und klimatischen Verhältnissen. Beide lernten von der deutschen Wissenschaft, aber verarbeiteten deren Ergebnisse in echt französischem Geiste, gaben den deutschen Ideen einerseits ein viel glänzenderes Gewand, anderseits aber eine viel radikalere Spitze, machten sie viel einseitiger und vergröberten sie teilweise. So materialisirt z. B. Taine die apriorischen Kategorien Kants in den Illusionen und Hallucinationen und macht diese zum Ausgangspunkt der Erkenntnistheorie, erklärt den Nationalgeist wie das Genie aus der Gestalt des Bodens, und in diesem Sinne hat auch Renan den jüdischen Monotheismus aus dem Boden erklärt und das Christenthum aus den Gegensätzen einer galiläischen Liebe- und Freundschaftsidylle, jüdischer Streittheologie und alexandrinischer Ideen entwickelt.

Die Religion wurde zum Gegenstand archäologischer Forschung, wie die Literatur. Man nahm sie als etwas Gegebenes, Positives, Historisches und trat an sie heran, wie die Kunst an archäologische Stoffe. Man lebte sich hinein, aber bald offenbarte sich, daß

dieses Sichhineinleben an der Gegenwart eine mächtige Schranke fand. Die Religion war nicht veraltet, nichts Abgelebtes, sie lebte noch und die Gegenwart überwand die archäologische Spielerei. Das wirkliche Christenthum war ganz etwas anderes, als das, was jene Stubengelehrten sich in ihrer künstlichen Isolirung dachten. Es war Licht, Liebe und Leben. Mit Recht hielt man den Archäologen entgegen, man müsse Christus und die Urkirche aus der lebendigen Gegenwart erklären, Christus sei ebenso sicher in der lebendigen Kirche, in ihren Ceremonien und Sakramenten zugegen, zu fühlen und zu erkennen, wie in der Bibel, die Tradition gelte nicht minder, als jene, und der Geist mache lebendig, der Buchstabe aber töte.

---

4. Die Zeit des Materialismus und des Socialismus.

Das moderne Eisenbahn- und Industriewesen hat Lebensgewohnheiten und den Geschmack der letzten 40 Jahre gründlich umgeändert. Kohle und Eisen beherrschen die Zeit. Während der gesteigerte Handel und Verkehr das Leben mannigfaltiger, vielseitiger und anregender macht, verliert sich auch die alte Feinheit und Tüchtigkeit, die alte Harmonie und Ruhe. Wie die alten derben Stoffe verschwinden und wolfeilen, aber kurz dauernden Stoffen Platz machen, so wird auch alles andere kurzlebig: die Farben des Malers erbleichen rasch und kaum gedruckte Bücher sind vergilbt und veraltet. In jedem Menschenleben drängt sich eine solche Fülle von Eindrücken zusammen, daß keiner mehr nachhaltig wirken kann. Die allgemeine Bildung zersplittert sich, die Bildung wird einseitig und mehr und mehr wird es unmöglich, alle Geisteskräfte harmonisch auszubilden. Das harmonische Menschenideal ist hinabgesunken, rasch wie ein Traumbild verschwunden, es hatte kaum eine Generation um die Wende des Jahrhunderts beherrscht. Das Gleichmaß der Kräfte ist gestört, man kann das Menschendasein nicht nach allen Seiten gleichmäßig ausgestalten, da die objective geistig-sittliche Welt tausendfach zerissen ist und den Zwiespalt in jede Seele legt. Darum ist der zerrissene leidende Mensch voller Weltschmerz, Unruhe und Härte, der Held des zu Ende gehenden Jahrhunderts.[1])

Wie ist schon die Art und Weise, in der die Menschen unter sich verkehren, so kurz angebunden, geschäftsmäßig und ungesellig geworden! Anstatt einer Seelenspiegelung und eines Seelentausches ist der Briefwechsel eine Geschäftssache geworden und die Kunst des Briefstiles, wie er noch vor 50 Jahren gepflegt worden, hat sich fast ganz verloren. Der Briefverkehr ist zu groß und der Geschäfte sind zu viele geworden.

Und dann wie ist der Egoismus gewachsen! Ausnützung und Unterdrückung des Mitmenschen wurde nicht allein schamlos geübt, sondern sogar zum Grundsatz erhoben und verteidigt als notwendige

[1]) Vgl. den Aufsatz des Verfassers über Nietzsche in den hist.-pol. Bl. 116, 823.



Bedingung der Kulturentwicklung, m. a. W. als Mittel zum Zweck. Sie scheint auch fast unlöslich verknüpft mit dem eisernen Character des Wirtschaftslebens. Durch die gewaltige Steigerung des Verkehrs und der Technik wurde das Wirtschaftsleben zu einem eisernen Mechanismus, wo Rad an Rad schließt und die Walzen sich unaufhaltsam drehen; niemand, selbst der Staat nicht, kann eingreifen, ohne daß Rückschläge erfolgen. Wir stehen im Zeitalter der Weltwirtschaft, wo zu Grunde geht, was nicht lebensfähig ist. Die kleinen Unternehmungen werden von den großen verschlungen, die kleinen Vermögen von den großen, wie die Kleinstaaten in den Großstaaten untergehen.

Es hilft nichts, daß wir das geistige und wissenschaftliche Leben bis zur höchsten Höhe entwickeln, Blut und Eisen, Dampf und Geld beherrscht doch die Welt. Mag der Geist noch so fein gebildet, das Wissen ungeheuer sein, die Natur der modernen Entwicklung fordert ihre Rechte und rächt sich in einem gewaltigen Rückschlag, setzt dem Geist das Fleisch, der Idee die Gewalt und der Freiheit den Zwang entgegen. Nichts ist charakteristischer, als daß in den sechziger Jahren, gerade als in Frankreich und Preußen der Liberalismus obenan kam, die Militärfrage die Hauptrolle spielte. Die Freiheit rief nach der Gewalt. Daß ohne große Machtmittel der Staat seine Einheits- und Freiheitsideen nicht verwirklichen könne, das entging höchstens dem Blicke einiger Doktrinäre.

Der Liberalismus atomisirte die Gesellschaft und zerstörte die alten Stände und Verbände, zersplitterte die Gesellschaft in lauter egoistische Punkte; aber es hätte sich die Natur der Dinge verleugnet oder es wäre Anarchie eingerissen, wenn sich ein solches System hätte halten lassen. Es kam ein viel härterer Zwang, eine viel eisernere Disciplin, als jemals geherrscht hatte. Ohne diesen Zwang und diese Disciplin wäre eine Weiterarbeit nicht möglich gewesen, jeder große Erfolg ruhte darauf sowohl im wirtschaftlichen, wie im politischen und sogar im kirchlichen Leben. Wie der Staat eiserne Zucht übte und seine Machtmittel in fester Hand hielt, so mußten auch die politischen Parteien starr und unerbitterlich werden und auch die Kirche mußte sich concentriren.

Das Jahr 1870, der Ausgangspunkt einer neuen Periode, bietet zwei scheinbar entgegengesetzte Schauspiele: in Rom, sagt man, siegte der Romanismus und auf den Schlachtfeldern Frankreichs

unterlag er. Dort wurde der Parlamentarismus zu Grabe getragen, alles in eine Hand gelegt und der Absolutismus geheiligt, wie die Gegner ausführen, während gleichzeitig der Liberalismus siegte. Aber das sind künstliche Contraste und verschleiern die eigentliche Bedeutung der Vorgänge, hinter dem Gegensatz verbirgt sich ein gemeinsamer Zug, die Tendenz der Zusammenfassung und Vereinigung dessen, was der Liberalismus aufzulösen drohte. Auf den Schlachtfeldern Frankreichs siegte nicht der Liberalismus sondern die Disciplin, die militärische Autorität, und die geistige Leitung lag nicht in den Händen der liberalen Bourgeois, sondern in Händen von preußischen Junkern, des bestgehaßten Standes der Liberalen.

Der Geist, der 1870 siegte, war nicht gleichbedeutend mit dem hierarchisch associativen Geiste des Mittelalters. Die Gesellschaft war weit entfernt von jener feinen Abstufung und Gliederung, wie sie organischen Zeiten eigen ist. Die Zeit war viel zu mechanisch oder, wenn man will, viel zu individualistisch, um eine solche organische Gliederung zu gestatten. Nur die Not und der Zwang wirkte bildend und ein äußerlicher Kitt und Notklammern hielten den augenblicklichen Bau zusammen zu einzelnem Zwecke. Aber es ist Hoffnung, daß aus diesem Äußerlichen allmählig ein Innerliches werde. In der socialen Gesetzgebung schreiten wir diesem Ziele näher und wenn einmal alle Berufsstände organisirt sind, kann eine neue Periode beginnen, die Periode der Socialwirtschaft, welche, wie der Verfasser schon an einem andern Ort[1]) ausführte, dazu bestimmt ist, die Kapitalwirtschaft zu verdrängen, wie diese die Naturalwirtschaft beseitigte. Dann kann das beste am Socialismus verwirklicht werden und das Mittelalter in verbesserter Form wieder aufleben. Dazu bedarf es aber der Religion. Ohne Religion ist keine organische Form und Bildung möglich. Ohne Religion bleibt alle Vereinigung und Genossenschaftsbildung äußerlich. Bis das freilich allgemein erkannt wird, bedarf es noch einer längeren Schule der Not und des Elendes, als wir schon durchgemacht haben. Möchte Gott diese Leidenszeit abkürzen und uns vor gefährlichen Umwälzungen bewahren!

Sozialismus und Kapitalismus, Militarismus und Nationalismus sind die großen Fragen des ausgehenden Jahrhunderts, die

[1]) Histor.-pol. Bl. 116, 269.

Fragen einer trotz allem großen Zeit, Fragen, wie sie bisher keiner Periode der Geschichte auferlegt waren. Denn es handelt sich um Versöhnung fast unversöhnlicher Gegensätze. Mit der gesteigertsten Kultur, dem entwickeltsten Individualismus und der leidenschaftlichst begehrten Geistesfreiheit soll der Militarismus, die Autorität und Disciplin versöhnt, der Fortschritt mit der Ehrfurcht vor den geschichtlichen Überlieferungen verbunden werden. In der sozialen Frage handelt es sich um die Versöhnung von Kapital und Arbeit, von Privateigenthum und Socialismus und um die Erhebung des vierten Standes. Nun war aber der vierte Stand zu allen Zeiten geknechtet, am wenigsten allerdings im Mittelalter, aber er war doch auch hier politisch unfrei. Die soziale Frage war im Mittelalter die Armenfrage und diese wurde freiwillig durch christliche Mildthätigkeit gelöst. Arbeiter im heutigen Sinne, Fabrik- und Landarbeiter gab es nicht, sondern nur Gesellen und hörige Bauern. Der heutige Bauer und Pächter gleicht dem mittelalterlichen nur dem Namen nach; unsere heutigen Pachtverhältnisse mit Halbpacht und dergl. waren im Mittelalter etwas unerhörtes. Die Arbeit hatte im Mittelalter einen viel größeren Werth gegenüber dem Kapital und spottbillig war namentlich der Boden. Aber die ungeheure Zunahme der Bevölkerung — seit dem Anfang des Jahrhunderts hat sich das deutsche Volk verdoppelt —, die raffinirteste Teilung der Arbeit und die höchste Entwicklung der Geistesarbeit drückte den Werth der Handarbeit tief herab und im Kampfe zwischen dem Kapitalbesitz und der kapitallosen Arbeit unterlag die letztere. Unsere Arbeiterfrage ist daher ebenso sehr das Ergebniß der gesteigerten Kultur, wie des Kapitalismus. Gerade die politische Befreiung des vierten Standes machte ihn kapitalhörig und zwar den Bauern so gut wie den Arbeiter. Ohne Kapitalhilfe konnte der Bauer die Feudallasten nicht abschütteln; die Auflösung der bäuerlichen Gebundenheit, die Aufhebung des Agrarrechtes und der bäuerlichen Erbfolgeordnung, die Einführung der Schulden- und Wechselfreiheit überantwortete ihn noch mehr dem Kapitalismus und wenn vollends das Heil der Landwirtschaft nur noch im Uebergang zum Großbetrieb und zu rationeller, intensiver Technik besteht, dann wird die Kluft, die im Gewerbe den Unternehmer und Arbeiter trennt, auch in die ländlichen Verhältnisse eindringen und die Bauern zu Landarbeitern und Taglöhnern herabdrücken, wie in Italien und England.

Seinen eigentlichen Triumph feierte der Kapitalismus in der

Industrie, da hier der Großbetrieb viel rascher und gründlicher durchgeführt werden konnte. Der Großbetrieb hat hier jene Arbeiterheere geschaffen, die eine eiserne Hand, ein eiserner Mechanismus zusammenhält; aus dem patriarchalischen Verhältnisse zwischen Meistern und Gesellen entstand ein despotisches, militärartiges Regiment.

Aber nicht genug mit den Opfern, welche die Wirtschaftsverhältnisse dem Arbeiter und Bauern zu Gunsten des Kapitalismus auflegen, auch der Staat selbst dient diesem modernen Moloch. Nicht nur begünstigt das Recht die besitzenden Klassen, sondern auch die Steuern lasten zumeist auf den untern Klassen, und die meisten Staatsanstalten, die Schule und das Heer, Eisenbahn und Post kommen doch in erster Linie den Reichen zu gut. Davon war schon oben die Rede, wie die Militärlieferungen und die Verkehrsmittel den Kapitalismus begünstigen.

Die allergrößten Opfer legten dem deutschen Volke die Einigungskriege von 1866 und 1870 auf, aber auch sie schlugen größtenteils zum Vorteile der modernen Geldaristokratie aus. Der Handel und die Industrie zogen die besten Gewinne aus der deutschen, wie italienischen Reichsgründung. Wie das deutsche Reich erwuchs aus einem Schutzgebiete für Industrie und Handel, so trug es von Anfang an einen merkantilistischen Zug: das Handelsgesetzbuch, die einheitliche Regelung von Münze, Maß und Gewicht stehen an der Spitze der Reichsordnungen. Nichts ist charakteristischer, als daß gerade diejenige Währung, welche den internationalen Verkehr und den Kapitalbesitz gegenüber der erwerbenden Arbeit am meisten begünstigt, die Goldwährung, zur Währung des deutschen Reiches wurde. Bisher hatte immer das Metall (Kapital) die Tendenz auf Wertminderung und dadurch gingen die besitzenden Klassen wenigstens eines Teils jener Vorteile verlustig, die ihnen die produktive Arbeit im Zinse bot, Gold aber zeigt die umgekehrte Tendenz und stellt alle ungünstig, die auf Credit angewiesen sind. Erst der sinkende Zinsfuß bringt endlich einen Ausgleich, aber der Zinsfuß selbst wäre schon längst tiefer gesunken, wie in England auf 2%, wenn ihn nicht die Staaten mit ihren Anlehen, Eisenbahn-, Militäranlehen, auf künstlicher Höhe gehalten d. h. die große Masse der Steuerzahler zu Gunsten der Kapitalisten benachteiligt hätten.

Eine goldene Zeit für das Kapital, für Industriegründungen und Speculationen waren die ersten Jahre nach dem Kriege. Das

Kapital hatte einen richtigen Instinkt, da es von der Gründung des Reiches einen Aufschwung der Industrie erhoffte, aber die Speculation überhastete alles und üppig schossen Gründungen in die Höhe, denen jegliches Feld und Fundament fehlte. Auf die hoffnungstrunkene Hausse folgte schon bald, 1873 im Wonnemonat Mai, eine jähe Baisse, ein Krach, der in Berlin und Wien tausende von Opfern forderte.

Unter dem Rückschlage dieses Kraches litt lang die Unternehmungslust und die deutsche Industrie. Auch der Freihandel, dem Bismark seit 1862 nach dem Beispiele Napaleons huldigte, wirkte lähmend auf die deutsche Produktion und diese Wirkung wurde noch erhöht durch die Frachtvergünstigungen und Vorzugspreise (Differentialtarife) der Eisenbahnen und Dampfschiffe, die eine Art Einfuhrprämien für fremdes Getreide, Eisen und Holz darstellten. Endlich hat auch die eben 1873 eingeführte Goldwährung — auch darin war Napoleon vorangegangen — genau wie der Freihandel Deutschland wohl zu einem begehrten Felde für fremde Einfuhr gemacht, aber die nationale Arbeit wenig gefördert. Denn Gold ist ein gutes Zahlungsmittel im internationalen Verkehr, während Silber und Papiergeld die inländischen Produktionskosten verringert und damit die Ausfuhr erleichtert. Deßhalb machte sich überall ein Darniederliegen der Arbeit bemerklich und nur die französischen Milliarden verschleierten eine Zeit lang die wahren Verhältnisse. Die Industrie- und Getreidepreise fielen seit 1873 sehr stark und gradezu erdrückend wirkte seit 1878 die Einfuhr amerikanischen und russischen Getreides, nachdem das norddeutsche Getreide auf der Londoner Börse geschlagen war. Auf das hin bekehrten sich die Landwirte, die bisher freihändlerisch dachten und alle Industrie-, besonders aber Eisenzölle verabscheuten, zur Idee des nationalen Protektionismus und verbanden sich mit den Industriellen zum Bunde der Wirtschaftreformer. Die Eisenindustrie, von der, wie bekannt, fast die gesammte Industrie abhängt, litt damals doppelt Not. Einmal hatte die Absatzkrisis in England dieses gezwungen, seine gewaltigen Vorräthe (1500 Mill. Kilog.) um jeden Preis loszuschlagen und gerade Deutschland wurde am meisten mit englischer Waare überschwemmt. Sodann hatte Deutschland noch 1876 die Eisenzölle vollständig aufgehoben in der stillen Hoffnung, andere Staaten würden diesem löblichen Beispiele folgen und die wirtschaftliche Lage dadurch besser werden. Aber anstatt der erhofften

Nachahmung folgte das Gegenteil; Frankreich und Österreich erhöhten ihre Zölle und selbst England folgte nach. Solches Vorgehen hätte mit Notwendigkeit auf eine ähnliche Politik hingedrängt, wenn auch Bismark nicht von einer anderen Seite her zur Einsicht gekommen wäre, daß ein höherer Zollschutz nötig sei. Die Zeiten waren vorüber, wo Deutschland ohne nationalen Egoismus sich vom Ausland alle Bedingungen der Aus- und Einfuhr vorschreiben ließ. Bismark wollte ein starkes Reich und gerade um das Reich zu stärken und finanziell unabhängig zu stellen, war er notwendig auf die Zölle angewiesen. Dem Reiche waren nur die indirekten Steuern als Einnahmequellen vorbehalten und es hatte nur die Wahl zwischen dem Tabak-, Salz- und Schnapsmonopol und einer starken Zollerhöhung. Die Monopolgedanken mußte Bismark freilich aufgeben, obwohl er sich auf die französischen Monopole berufen konnte, und so blieben ihm nur die Zölle, die weniger Widerstand, ja starken Anklang fanden.

Mit Hilfe des Centrums ging 1879 das neue Zollsystem durch, vor allem die Eisen-, Getreide- und Vieheinfuhr wurde beschränkt. Damit empfing die innere Politik eine entscheidende Wendung, es begann eine conservative Richtung, der das Volk durch die Wahl von fast hundert neuen conservativen Abgeordneten das Siegel aufdrückte. Das liberale Regiment mit seiner Manchesterlehre, mit Kulturkampf, Civilehe und Staatsschule hatte rasch ernüchtert: wie die wirtschaftlichen, waren die sittlich-religiösen Folgen des Liberalismus klägliche. Er löste und zersetzte alles und der Kampf gegen die Kirche oder, wie man sagte, gegen den Dogmenzwang und undeutschen Jesuitismus zerstörte die Religion selbst. Das Volk wollte sich nicht den wissenschaftlichen Glauben und Unglauben aufdrängen lassen und war ebenso gegen die Verweltlichung der Schule (Laienaufsicht), wie gegen die Staatskirche und das Staatsexamen der Geistlichen. Merkwürdigerweise begann gerade damals, als man sich in Deutschland des Kulturkampfes schämte, in Frankreich ein viel gefährlicherer Kulturkampf und wurde die klerikale Partei, welche bis 1878 das Schwergewicht hatte, allen Einflußes beraubt, als das deutsche Centrum zuerst einen Einfluß auf die Reichsregierung erlangte. Die Franzosen verfuhren in ihrer Art schlauer, trennten Staat und Kirche, anstatt in diese hineinzuregieren und schloßen die Kirche von der höheren, mittleren und niedern Schule aus. In Frankreich unterlagen die Conservativen,

weil sie sich nicht zeitig genug trennen konnten von ihren monarchischen und feudalen Traditionen, die in den Augen der Mehrzahl soviel bedeutete wie Privilegien für die höhern Stände und geistige und materielle Knechtung des Volkes, und weil sie zwischen republikanischen, legitimistischen und imperialistischen Velleitäten hin und her schwankten. Es siegte der Gedanke der Glaubens,- Preß- und Versammlungsfreiheit, der deutsche Gedanke der allgemeinen Schul- und Militärpflicht. Noch mächtiger aber als diese Ideen wog die Geldmacht der Finanzbourgeoisie, die entschlossen war, die Republik für sich auszubeuten. Die Schamlosigkeit der Bourgeoisie stieg auf die höchste Stufe, sie übertraf die orleanistische Zeit und am offenen Tage ließen sich die Abgeordneten von den Finanzgrößen bestechen. Schon 1883 erkauften sich die Eisenbahngesellschaften ein ganzes Parlament und die Panamagesellschaft wiederholte später dieses Beispiel. Rothschild wurde allmächtig und es war vergebens, daß Bontoux 1881 alle conservativen Geldmächte aufbot, um die Allgewalt Rothschilds zu brechen: dieser hatte die Regierung zu seiner Verfügung und warf den Gegner zu Boden.[1]) Eine solche Gesellschaft hatte natürlich keine Zeit, um sich mit der sozialen Frage zu beschäftigen. Ihre Lösung nahm zuerst Deutschland in die Hand; hier vereinigten sich verschiedene Umstände, um sie brennend zu machen, sowohl der Umschwung der Wirtschaftspolitik als die gährende Unzufriedenheit der Massen, die sich in zwei häßlichen Attentaten auf den Kaiser Luft machte.

Die Änderung der Wirtschaftspolitik kam vor allem den Großindustriellen und Großbauern, in weiterer Hinsicht der gesammten Produktion zu gute. Aber die Arbeitermassen verspürten wenig von der Preiserhöhung ihrer Waaren, sie kamen eigentlich nur als Konsumenten in Betracht und wie die Zollerhöhung aller Lebensmittel auf die konsumirenden Kreise wirke, das zeigt am besten der Umstand, daß alle Beamtengehälter, zuletzt auch die der Geistlichen und Lehrer, erhöht werden mußten. Die Arbeiter waren aber zudem ganz schutzlos allen Bedingungen unterworfen, die ihnen das übermächtige Kapital auflegte; ohne Hilfe in Krankheit und Alter, ohne Einfluß auf Lohn, Arbeitsort und Arbeitsdauer waren sie in ihrer Nahrung und Wohnung auf die ärmlichsten Verhältnisse angewiesen, sie waren schlechter daran, als die alten Haussklaven, namentlich aber

[1]) Siehe die schmählichen Vorgänge bei H. Kuhn, Französische Zustände S. 310.

wurden Frauen und Kinder schamlos ausgebeutet. Wohl wurde schon 1877 eine Fabrikinspektion und Fabrikordnung eingeführt, aber das genügte nicht. Umsonst verlangte das Centrum einen wirksameren Schutz, man fürchtete, das würde, so lange Deutschland allein vorginge, der deutschen Industrie schaden und sie concurrenzunfähig machen. Dagegen ging Bismark leichter ein auf den napoleonischen Gedanken der Arbeiterversicherung, dem zuerst Schäffle eine greifbare Gestalt gab; er schadete dem herrschenden System des Kapitalismus nicht nur nicht, sondern unterstützte und steigerte überdem die Macht der Bureaukratie und des Staates. So kam 1883 die obligatorische Krankenversicherung, 1884 die Unfallversicherung (Ausdehnung auf land- und forstwirtschaftliche Betriebe 1886), endlich 1889 die umfassendste Invaliditäts- und Altersversicherung zu Stande und wurde die erste und letztere Versicherung in Kommunalverbänden, die mittlere in Berufsgenossenschaften organisirt. Bei der ersten Versicherung mußte der Arbeitgeber $^1/_3$, bei der zweiten 1, bei der dritten $^1/_2$ der Prämien zahlen. Mit diesen Gesetzen glaubte Bismark die Sozialreform abgeschlossen zu haben, aber der junge Kaiser Wilhelm II. war damit nicht zufrieden und verlangte einen ausreichenderen Schutz. Nachdem eine internationale Conferenz darüber berathen hatte, kam 1892 das Gesetz über Sonntagsruhe, über Gewerbegericht, 1896 über die Überarbeit in Bäckereien und s. f. zur Annahme. Aber gelöst ist die Arbeiterfrage noch lange nicht.

Inzwischen zog auch die Not des Handwerks und der Landwirtschaft die Aufmerksamkeit auf sich. Beide leiden unter den Folgen einer übermäßigen Concurrenz und Centralisation. Der Großbetrieb erdrückt den Kleinen, entzieht ihm den Credit und trägt doch nicht den ihm gebührenden Teil der Steuerlasten. Was die Fabrik nicht vernichtet, erdrücken die großen Waarenhäuser, die Consumvereine, die Detailreisenden mittelst der Vorteile der Centralisirung und des leichten Verkehrs, und die schwindelhafte Reclame besorgt das Übrige. Hiergegen wenden sich nun die neuesten Gesetze und Gesetzesanträge; der Befähigungsnachweis und die Zwangsinnung soll noch mehr Schutz gewähren gegen unlautern Wettbewerb.

Sowohl den Handwerker als den Bauern will entlasten das Gesetz über die allgemeine progressive Einkommensteuer, ein Gesetz, womit Preußen allen deutschen und allen europäischen Staaten mit

Ausnahme Englands voranging. Doch wurde die Ertragsteuer (Gewerbe-, Haus- und Grundsteuer) damit nicht vollständig beseitigt, sondern den Gemeinden überlassen. Der Bauer der europäischen Kulturstaaten ist weit im Nachteil gegenüber den amerikanischen und russischen Conkurrenten, die weniger Steuern, freilich auch weniger Bedürfnisse kennen und bessern Boden haben. Dem Bauern müssen bessere Preise und ein ausreichender Credit verschafft werden. Das Problem der Preisbildung ist noch zu lösen: die vorgeschlagenen Mittel, das ausländische Getreide fern zu halten, führen nicht zum Ziel und auch die Mittel, die Fleisch- und Vieheinfuhr mittelst der Gesundheitspolizei zu beschränken, hängen von wechselnden Umständen ab. Dagegen ist der Kampf gegen künstliche Surrogate (Magarine, Malz-, Hopfensurrogate, Kunstwein) leichter. Auch wurden überall Vieh- und Hagelversicherungen vom Staate ins Leben gerufen und unterstützt, genossenschaftliche Hypothekenbanken für den Realcredit, Raiffeisenvereine für den Personalcredit, Kauf- und Verkaufsgenossenschaften zur Beseitigung des Zwischenhandels gegründet. Wie man endlich den Bauern in seinem Besitztum schützen kann, daß ihn die Wogen des Kapitalismus nicht wegschwemmen, durch Anerbenrecht, Höferollen oder Heimstättengesetz, damit befaßt sich eben die Gesetzgebung.

Überall sehen wir ein redliches Bemühen der gesetzgebenden Kreise, die soziale Not zu lindern, und der wirtschaftliche Liberalismus, der nur auf die Selbsthilfe verwies, ist überall begraben. Aber die Hauptsache, die soziale Organisirung der Gesellschaft bleibt noch zu erledigen. Ihr gehört die Zukunft. Im besondern aber ist es die Landwirtschaft und das Land, welchem die nächste Zeit der sozialen Arbeit gewidmet ist. Der Bauer ist lang genug vernachläßigt, das Land und die Landwirtschaft ist lange genug benachteiligt worden. Der Bau des Bodens, die Produktion von Brot und Fleisch ist die erste und notwendigste Aufgabe der Volkswirtschaft und gewährt die natürlichste Lebensweise. Statt sich aber ihr zu widmen, strömt alles in die Stadt, zur Industrie und eine gewaltige Landflucht charakterisirt unsere Zeit. Auf dem Lande sind die Lebens- und Arbeitsverhältnisse in demselben Maße schlechter geworden, als sie in den Städten sich besserten. Man lebt heute auf dem Lande viel theurer und entbehrt hundert Bequemlichkeiten, die man in der Stadt haben kann. Der Transport vertheuert die wichtigsten Lebensmittel und der Bauer verkauft auf dem städtischen

Markte seine Waare billiger, als in seinem Dorfe. Das gesellschaftliche Leben war früher auf dem Lande viel lebhafter, die Städter machten gerne Ausflüge, als noch keine luxuriösen Restaurants den Sinn für Einfachheit, frische Luft, frische Milch und Butter verdarben. Viele Gebildete lebten hier, als das Gerichts- und Forstwesen, Schul- und Verkehrswesen noch nicht so centralisirt war. Da war eine Kirche, reich an herrlichen Kunstwerken, dort ein Kloster und hier ein Schloß mit gastlichem Verkehr. Man konnte Kunst und das Theater auch auf dem Lande genießen. Das Land hatte eine Geschichte und besaß eine eigene Verwaltung, in den Gemeinden gab es Gericht und Polizei. Württemberg ist der einzige Staat, wo trotz aller Abbröckelungen, die der Reichsverfassung folgten, noch heute ein Rest von der alten Autonomie sich erhielt und die freiwillige Gerichtsbarkeit, wie die Polizeistrafgewalt in weitem Umfang von dem Ortsvorsteher geübt wird und die Verwaltung ist deßhalb nicht schlechter. Aber auch hier hat die Stunde für diese Autonomie geschlagen, die Reichseinheit fordert das Opfer. Die Zeiten der Selbstverwaltung sind vorüber, nachdem auch England sie mehr und mehr preisgibt.

Wohl schwärmt man noch für das Land und seine Geschichte, für den Wald und freie Berge, aber nur in der Phantasie. Man liest mit Begeisterung die Schriften Riehls, der schon in den fünfziger Jahre gegen den nivellirenden, centralisirenden Liberalismus auftrat, aber praktisch hat diese Begeisterung keinen Wert. Man stürzt sich in den Strudel der Großstädte und läßt sich vom Gewimmel und dem Luxus dieser „Wasserköpfe“ unserer Civilisation fortreißen. Man setzt alle Hoffnung auf die Industrie; aus dieser Hoffnung gingen die Handelsverträge 1891 ff. hervor, in denen die Interessen der Landwirtschaft teils industriellen, teils politischen Interessen geopfert wurden. Man brachte der Industrie große Opfer — in Preußen, sagt man, seien für die Industrie seit 15 Jahren 1000, für die Landwirtschaft nur 56 Millionen ausgegeben worden — gewiß bedarf die Industrie aller Rücksichten, so lange sie das starke Drittel der Bevölkerung ernährt, welches in den letzten Jahrzehnten zur früheren Bevölkerung hinzuwuchs. Aber wenn einmal alle Völker ihre eigene Industrie haben — eben arbeiten die Russen daran und beziehen massenhaft Maschinen aus Deutschland —, wenn einmal Chinesen und Japanesen in den Weltkampf eintreten — was dann? wohin dann mit den überschüssigen Arbeitskräften? Ich weiß nur eine Antwort: aufs Land und in die Colonien!

Die Industrie arbeitet viel zu billig, sie gewährt nicht den vollen Ersatz der aufgewendeten Arbeit, das thut nur die Natur. Bei uns müssen die Arbeiter ein elendes Leben führen, damit wilde und uncivilisirte Völkerschaften billige Waare und alle Bequemlichkeiten haben. Die Industrie dient am liebsten dem Luxus, an dem sie das meiste verdient, und entzieht den notwendigsten Produktionen die besten Arbeitskräfte. Das Land kann immer noch besser bebaut werden und viel mehr Menschen ernähren, als es gegenwärtig ernährt. Es kann nie zu viel Fleisch und Getreide hervorgebracht werden. Darum nochmal, zurück aufs Land, zu natürlicher Arbeit und Lebensweise! Auf dem Lande kann auch der religiöse Sinn wieder gesunden, den das Stadtleben trübt.

Inhaltsverzeichniß der

Frankfurter zeitgemäßen Broschüren,

Neue Folge Bd. I.—XVI. Herausgegeben von

Dr. Joh. Mich. Raich.

Heft 11. Röttscher. A., Die Psalmen.
„ 12. Rheinhardt, W., Die moderne höhere Mädchenschule.

Band VI. 1885.

Heft 1. Hohenberg, A. v., Die sociale Frage in dem kathol. Deutschland.
„ 2. Kösterus, F., Die deutsche Sprache in der Kirche.
„ 3. Keiter, H., Die kathol. Poesie in Deutschland seit 1848.
„ 4. Schauerte, F., Die Conversion der Prinzessin Elisabeth Christina v. Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel. Eine histor. Studie.
„ 5. Schneider, W., Die Culturfähigkeit des Negers.
„ 6. Aumüller, G., Die Loge und die Revolutionen Europas.
„ 7. Marcour, Ed., Wer hat Magdeburg zerstört?
„ 8. Haffner, Dr. P. L., J. J. Rousseau u. das Evangelium der Revolution.
„ 9. Nuber, B., Papst Gregor VII. Seine Zeit, sein Leben u. Wirken. (vergriffen).
„ 10. Walter, A., Die Kunst im kathol. Gotteshause.
„ 11. Moser, J., Das Alter d. Menschen und die Wissenschaft.
„ 12. Foesser, A., Walther von der Vogelweide.

Band VII. 1886.

Heft 1. Haffner, P. L., Die Bacillen des socialen Körpers. Ein historisch-polit. Versuch.
„ 2. Röttscher, A., Unionsversuche zwischen Katholiken und Protestanten Deutschlands.
„ 3. Baumgarten, P. M., Zur Naturgeschichte der Presse. Eine culturhistor. Skizze.
„ 4. Schauerte, F., Abraham a sancta Clara.
„ 5. Kuhn, H., Das christliche Paris.
„ 6. Fürich, W. v., Das Duell. Kritisch beleuchtet.
„ 7. Trippe, F., Zur Missionsfrage.
„ 8/9. Röttscher, A., Melchior von Diepenbrock.
„ 10. Schmitt, F., Das deutsche Volkslied. Eine Studie.
„ 11. Pilgrimm, P., Maria Kevelaer.
„ 12. Janssen, J., Aus dem deutschen Universitätsleben des 16. Jahrhunderts.

Band VIII. 1887.

Heft 1. Wassermann, L., Wer soll unsere Kranken pflegen?
„ 2. Braig, C., Die Kunst des Gedankenlesens. Ein Gegenstück zum Spiritismus.
„ 3/4. Reichensperger, A., Erinnerungen an Edward Ritter von Steinle.
„ 5. Lesker, B., Die Rostocker Fraterherren.
Heft 6. Brunner, S., Fra Giovani Angelica Fiesole. Sein Leben und Wirken.
„ 7. Grimme, F. W., Ludwig Uhland. Ein Gedenkblatt z. seinem hundertjährigen Geburtstage.
„ 8. Moser, J., Das Lebensräthsel u. der Materialismus. Eine naturphilosoph. Studie.
„ 9. Gietmann, G., Die Idee der Gralsage.
„ 10. Röttscher, A., Die Aufhebung der Sklaverei durch das Christenthum im ost- u. weströmischen Reiche.
„ 11. Cahensly, P., Die deutschen Auswanderer und der St. Raphael-Verein.
„ 12. Fehr, J., Das religiöse Schauspiel d. Mittelalters. Entstehung, Ausbildung, Blüte und Niedergang desselben.

Band IX. 1888.

Heft 1. Weber, H., Die „Sündenwage" zu Wilsnack. Eine historisch-krit. Studie.
„ 2. Bäumker, W., Der hl. Camillus v. Lellis und sein Orden.
„ 3. Samson, H., Die Weihnachtszeit und ihre Feier im Christenvolk.
„ 4. Peez, M., Henriette Mendelssohn.
„ 5. Walter, A., Christentum und Kultur.
„ 6. Schumm, A., Frankreichs Culturrückschritt durch die Revolution.
„ 7. Schmelzeis, J. P., Die heidnischen Classiker auf christlichem Gymnasium.
„ 8. Brunner, S., Joseph Ritter von Führich.
„ 9/10. Niemöller, J., S. J. Die Thaten Sickingens und die Pläne der Umsturzpartei seiner Zeit.
„ 11. Muth, F. A., Die deutsche Sage. Eine literar.-histor. Studie.
„ 12. Keller, Jos. Ant., Die Zwangsmischschule in ihrer Gemeingefährlichkeit.

Band X. 1889.

Heft 1. Kaiser, Ph., Das Ceremonienwesen der kath. Kirche.
„ 2. Schauerte, Th., Die Jungfrau v. Orleans.
„ 3. Kaufmann, N., Bedeutung der Philosophie in der Gegenwart.
„ 4. Adler, J. B., Moderne Dichter und Schriftsteller.
„ 5. Raich, M., St. Augustinus und der Mosaische Schöpfungsbericht.
„ 6/7. Bündgens, Ch. J., Was verdankt die Länder- und Völkerkunde den mittelalterlichen Mönchen und Missionären?
„ 8. Gloßner, M., Die moderne Philosophie.
„ 9/10. Holly, F. J., Bedeutung des Rheines für die mittelalterliche Poesie.

Heft 11. Lerique, J., Lope de Vega. Ein span. Literaturbild.
„ 12. Adler, J. B., Afrikas Leiden u. Zerfall durch den Islam.

Band XI. 1890.

Heft 1. Abt, L., Lebensende des Fürsten Talleyrand. Ein Mahnwort für unsere Zeit.
„ 2. Keiter, H., Annette v. Dorste-Hülshoff, Deutschlands größte Dichterin. Ein Lebensbild.
„ 3. Schäfer, B., Die Apostelgeschichte ist keine Geschichte der Apostel — sondern eine Apologie der Kirche.
„ 4. Ein Wort zum Frieden in dem confessionellen Kampf der Gegenwart. Von einem evangel. Theologen. 3. erweiterte Auflage M. —.80.
„ 5. Foesser, O., Johannes Theodor Laurent, Titularbischof v. Chersones, Apostol. Vikar v. Hamburg und Luxemburg, und seine Verdienste um die katholische Kirche.
„ 6/7. Fechenbach-Laudenbach, Freiherr v., Die kaiserl. Erlasse vom 4. Febr. 1890. Ihre Bedeutung f. die Entwickelung der staatl., wirthschaftl. und gesellschaftl. Verhältnisse unter nachträgl. Berücksicht. der Entlassung des Fürsten Bismark.
„ 8. Altenrath, S., (Johannes Janssen). Zur Beurtheilung und Würdigung Martin Luthers. I. Luthers Selbstbekenntnisse über sich und sein Werk. II. Protest. Zeugnisse über Luthers Ansehen in Deutschland im ersten Halbjahrhundert nach seinem Tode.
„ 9. Stöckle, J., F. W. Webers Dreizehnlinden und J. V. v. Scheffels Ekkehard. Eine Parallele.
„ 10. Kösterus, F., Das Züchtigungsrecht des Lehrers während des Mittelalters. Eine cultur-histor. Studie.
„ 11. Meyer, Ch., Das Aufkommen der deutschen Städtefreiheit im Mittelalter. Studie zur Geschichte der modernen Gesellschaft.
„ 12. Heinrichs, B., Der niederrheinische Humanist u. Schulmann Mathias Bredenbach und sein Urteil über die Reformation.

Band XII. 1891.

Heft 1. Reichensperger-Janssen und der Kunsthistoriker Professor Dr. Wilh. Lübke. Zur Kennzeichnung neuester Kunstschriftstellerei, namentlich in Sachen der im 16. Jahrhundert in Deutschland eingeführten „antikisch-wälschen Kunstmanier", genannt „deutsche Renaissance".
Heft 2. Weber, H., Die Trappisten-Mission in Süd-Afrika. Ein Beitrag zur Geschichte der Mönche und ihrer Verdienste um die Civilisation.
„ 3. Keiter, H., Franz Grillparzer. Ein Gedenkblatt zum 15. Jan. 1891.
„ 4. Benevolus, A. M., E. F. A. Münzenberger. Eine Lebensskizze.
„ 5. Stillbauer, J., Das Volksschulwesen in Deutschland während der drei ersten Decennien d. 19. Jahrhunderts.
„ 6. Majunke, P., Ludwig Windthorst, Ein Lebensbild.
„ 7. Kaufmann, F., Franz Hettinger. Erinnerungen eines dankbaren Schülers.
„ 8. Becker, J. B., Der hl. Aloysius v. Gonzaga in seiner pädagogischen Bedeutung. Zum 3. Centenarium seines Todestages.
„ 9/10. Fehr, F., Die Heilsarmee. Ein neuer Auswuchs des Protestantismus.
„ 11. Bach, J., Der hl. Rock zu Trier.
„ 12. Lesker, B, Erzabt Bonifaz Wimmer. Das Bild eines deutschen Mannes in Amerika.

Band XIII. 1892.

Heft 1. Oberbreyer, M., Die Angst der Protestanten vor den Jesuiten! Neue Worte eines Protestanten an Verständige.
„ 2. Weber, H., Die Kaiseridee des Mittelalters. Eine historisch-krit. Studie.
„ 3. Brugger, E., O. S. B. Die Fortschritte der Elektrotechnik und die internationale elektrotechnische Ausstellung zu Frankfurt a. M. Mitte Mai bis Mitte Oktober 1891.
„ 4. Zimmermann, A., S. J. Kardinal Manning. Eine Skizze.
„ 5 Pötsch, J., Religion oder Litteratur als Centrum des Volksschulunterrichtes? Beitrag zum gegenwärtigen Schulkampfe in Preußen.
„ 6. Wasserburg, Ph., Zum 4. Centenarium der Entdeckung Amerikas.
„ 7/8. Erinnerungen an Johannes Janssen. Von einem alten Schüler.
„ 9. Gietmann, G., S. J. Die Tragik des Nibelungenliedes.
„ 10. Biegeleben, A. von, Betrachtungen über das Verhältniß der menschlichen Seele zu der Thierseele.
„ 11. Eisenring, K. J., Die Orden, die Blüthe der christlichen Religion.
„ 12. Adler, J. B., Das Jahrhundert der Heiligen. Ein Beitrag z. kath. Reform im 16. Jahrhundert.



Band XIV. 1893.

Heft 1. Wasserburg, Ph., (Laicus), Die Reichthümer der Enterbten.
Heft 2. Brunner, S., Joseph II. als absoluter Beherrscher seiner Länder.
„ 3. Steinle, A. M. von, Der Peterspfennig.
„ 4. Diefenbach J., Inspector, Besessenheit, Zauberei und Hexenfabeln.
„ 5. Muth, C., Wem gehört d. Zukunft.
„ 6. Bock, W. v., Cardinal Lavigerie Erzbischof von Karthago u. Albert von Buxhöwden, Bischof von Livland.
„ 7. Zimmermann, A. S. J., Die Klöster in Frankreich vor der großen Revolution 1766—1789.
„ 8. Stillbauer, Joh. B., Joseph Klein, erster Generalvikar des Erzbisthums München-Freising.
„ 9. Baumgarten, P. M., Hat das System Kneipp eine soziale Bedeutung?
„ 10/11 Greiffenrath, Dr. F., Bischof Wilhelm Emmanuel, Freiherr von Ketteler, und die deutsche Socialreform.
„ 12. Brunner, S., Joseph II. als Kirchenreformator.

Band XV. 1894.

Heft 1. Laicus, Ph., Sonntagsheiligung und Sonntagsruhe.
„ 2. Die lebendige Sprache der Kunst. Gedanken über die Zukunft der christlichen Kunst von einem Verehrer der Nazarener.
„ 3. Samson, Dr. Heinr., Die Aposteltage und ihre Feier im christlichen Volke.
„ 4. Lingen, C., Demetrius Augustin Gallizin.
„ 5. Weber, Dr. Heinr., Bunte Bilder aus dem alten Zunftleben.
„ 6. Wattendorff, Dr. L., Walther v. der Vogelweide. Deutschlands größter Lyriker im Mittelalter.
„ 7. Franz, A., Das preuß. Zwangserziehungs-Gesetz vom 13. März 1878 u. seine Reformbedürftigkeit.
Heft 8. Greiffenrath, Dr. F., Die Leichenverbrennung. Prüfung d. Gründe dafür und dagegen.
„ 9/10. Bartol, H., Die ältesten Spuren des Christenthums i. d. mittleren Rhein- und unteren Maingegend. Eine archäologische Untersuchung. Mit 71 Abbildungen.
„ 11. Fehr, Prof. Dr. J., Johann Tserklas Graf von Tilly. (1559—1632.)
„ 12. Holly, Dr. F. J., Hans Sachs. Ein Gedenkblatt zu seinem 400jährigen Geburtstage (5. Nov. 1894).

Band XVI. 1895.

Heft 1. Wasserburg, Ph., Die fünf Wunden Europas.
„ 2. Zimmermann, A., S. J. Die vermeintlichen Segnungen der schottischen Reformation.
„ 3. Hart, Joh., Die Schule im socialdemokratischen Zukunftsstaate.
„ 4. Wasserburg, Ph., Niedergang der romanischen Völker.
„ 5. Weber, Dr. H., Klostersuppe.
„ 6. Hoffstetten, Frz. Alfr. Maria in der deutschen Dichtung d. Mittelalters.
„ 7. Huppert, Dr. Ph., Preußischer Ministerialerlaß betr. die Lebens-Versicherungs-Gesellschaften. Reflexionen vom Standpunkte der Volkswirthschaft und der Moral.
„ 8. von Köth-Wanscheid, Freiherr Dr. jur., Zur Agrarfrage. In wie weit trägt der deutsche Bauernstand selbst d. Schuld a. sein. Rückgang?
„ 9. Opitz, Herm., Heinrich VIII. und Thomas Morus. Eine kirchenpolitische Skizze.
„ 10. von Detten, Die Abtei Corvey, eine Cultur- und Bildungsstätte des Mittelalters.
„ 11. Waal, A. de, Fünfundzwanzig Jahre in Rom von 1870—1895.
„ 12. Kaufmann, Dr. Frz., Andreas Müller. Ein Altmeister der Düsseldorfer religiösen Malerschule.

Preis pro Jahrgang von 12 Heften nur Mk. 3.—.

Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

12 ältere Hefte nach eigener Wahl geben wir, so lange der dazu bestimmte Vorrath reicht, zum Preise von Mk. 1.80, franco per Kreuzband Mk. 2.— ab.

Doppelnummern gelten für 2 Hefte.



Sedes sapientiae.

Nach einer Originalzeichnung von Edw. v. Steinle.

In feinstem Lichtdruck ausgeführt, Größe des Bildes 44 : 33 ctm., des Cartons 64 : 48 ctm. und unter Passe-partout mit unterlegtem Goldrand am Bilde 74 : 66 ctm.

Wir liefern das Kunstblatt:

1. ohne Rahmen: a) auf Carton gedruckt zu Mk. 6.—, b) unter weißem Passe-partout mit unterlegtem Goldrande an dem Bilde zu Mk. 7.50.

2. mit Rahmen und Glas.*) a) in Goldbarockrahmen Nr. 582. (Leiste $5^1/_2$ ctm. breit) Mk. 18.—. b) in schwarzem Politurrahmen mit Goldstreifen Nr. 457. (Leiste $7^1/_2$ ctm. breit) Mk. 19.—. c) in schwarzem oder braunem Politurrahmen mit occidirter Goldverzierung (sehr schön) Nr. 649. (Leiste 6 ctm. breit) Mk. 20.—. d) in schwarzem Rahmen mit antiker Goldverzierung Nr. 590 (Leiste $7^1/_2$ ctm. breit) Mk. 21.—. e) in breitem Goldbarockrahmen Nr. 599. (Leiste 9 ctm. breit) Mk. 22.—.

Der „Katholik" schreibt:

Als in den Tagen des Vatikanischen Concils die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit die Geister auf's tiefste bewegte, griff Edward von Steinle zum Stift, um in künstlerischer Form den Anschauungen Ausdruck zu geben, welche ihm in der schwebenden Frage als Leitsterne dienten: die Vertreter der kirchlichen Hierarchie, den Papst, die Cardinäle und Bischöfe hingegeben an die hohe Aufgabe des kirchlichen Lehramtes, selbst zuvor empfangend von der Mitwisserin der göttlichen Rathschlüsse, der demüthigen Dienerin des Herrn, von der hl. Jungfrau, welche die Kirche als Sitz der Weisheit bezeichnet und ehrt. Maria nimmt im Bilde zur linken Seite den Lehrstuhl ein und legt, vom Lichte des hl. Geistes umflossen, in ausdrucksvoller Spruchgeberde aus der Fülle des Geschauten den Kirchenfürsten die göttlichen Geheimnisse dar. Erwägend, prüfend, bewundernd, alle erhoben und durchdrungen, sitzen die vier großen Lehrer der abendländischen Kirche in geschlossener Reihe vor ihr und sinnbilden den harmonischen Wiederhall der von dem Sitze der Weisheit ausströmenden Belehrung.

---

*) Alle eingerahmten Exemplare sind mit Passe-partout mit unterlegtem Goldrande versehen.

NB. **Kisten** werden extra berechnet, der Betrag hierfür aber bei franco Rücksendung wieder gestrichen.

Das Blatt war von Steinle seinem Freunde Johannes Janssen gewidmet: es gewann nicht nur durch die Schönheit sein Herz; es machte auch den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck auf ihn. Es blieb ihm zeitlebens theuer, und wer es je bei ihm gesehen, theilte die Bewunderung für diese geistvolle Schöpfung des Altmeisters christlicher Kunst. Edward von Steinle zeigt sich hier in der That in seinen eigenartigen Vorzügen: theologisch tief in dem mystisch-didactischen Vorwurf und vollendet in der Formengebung. Die Gruppe der hl. Väter klingt scheinbar an Raphaels Disputa an, ist aber doch so ganz selbstständig, daß die Verwandtschaft nur in der schönheitsvollen Linienführung und in dem Zug der Erhabenheit zu finden ist.

Wenn nach fünfundzwanzig Jahren das Blatt nunmehr vor die Oeffentlichkeit tritt, so hat es an Bedeutung nicht verloren. Die Reihe der Steinle-Zeichnungen wird um ein köstliches Blatt vermehrt, das uns den Meister in der unveränderten Frische vorführt, ein Vorzug, welcher den letzten der „Nazarener" in besonderer Weise auszeichnete. Um seines Ursprunges und Inhaltes willen bewahrt es nicht minder seinen hohen Werth. Der trefflich gelungene Lichtdruck (Verlag von A. Fösser Nachf. in Frankfurt a. M.) empfiehlt sich daher als geeignete Zimmerzierde für den Kreis unserer Leser.

F. S. Mz.

Ferner schreiben die „Stimmen aus Maria-Laach":

Die Verlagshandlung von A. Foesser Nachfolger in Frankfurt a. M. hat eine überaus liebliche und originelle Zeichnung des Altmeisters Edward von Steinle: „Sedes sapientiae", 1869 seinem Freunde Johannes Janssen gewidmet, durch vortrefflichen Lichtdruck reproduciren lassen, die nicht nur Freunden und Verehrern der beiden ausgezeichneten Männer, des Malers wie des Historikers, willkommen sein wird, sondern sich auch zu sinnigem Schmuck für Studirzimmer und Schule eignet. Die Madonna, eine Gestalt von unbeschreiblich zarter, jungfräulicher Anmuth und Andacht, thront hier vor einem schlichten, schmucklosen Lehrstuhl, während über ihr, in Gestalt der Taube, strahlend der Heilige Geist schwebt. Vor ihr aber sitzen als demüthige Schüler die vier großen Kirchenlehrer des Abendlandes. Ambrosius schaut mit freudigem Blick auf die jugendliche Lehrerin; Augustin lauscht ihr voll Staunen; Hieronymus findet durch ihre Lehre den dunklen Text der Schrift erhellt; Gregorius der Große schaut entzückt zu dem über ihr schwebenden Heiligen Geiste. Die vier erhabenen, würdevollen Priesterfiguren, in der Tracht eines Papstes, eines Cardinals und zweier Bischöfe, diese majestätischen Typen der kirchlichen Weisheit und Wissenschaft, bilden einen wunderbaren Gegensatz zu dem kindlich-lieblichen Bilde ihrer gemeinsamen Lehrerin. Man betet unwillkürlich mit ihnen: „Sitz der Weisheit, bitte für uns!"

Bestellungen nehmen alle Buch- und Kunsthandlungen, sowie auch die Verlagshandlung entgegen.

A. Foesser Nachfolger (P. Kreuer) Frankfurt a. M.

Die Kreuzzüge 1096—1291.

Ihre Ursache, ihr Verlauf, ihre Folgen.

Ein Gedenkblatt zur 800jährigen Erinnerungsfeier des ersten Kreuzzuges

von

Inspector Johann Diefenbach.

> Den Held besing ich und die frommen Waffen,
> So des Erlösers heilig Grab befreit.
>
> Torquato Tasso.

I.

Die Entstehung der Kreuzzüge.

Minder geräuschvoll als die 25jährige Gedenkfeier der Schlachten des deutsch-französischen Krieges von 1870, nicht so prunkvoll als das Jubel-Millennium in Ungarn ist die 800jährige Gedenkfeier des ersten Kreuzzuges an unsern Zeitgenossen vorübergegangen. Mehr Beachtung fand diese historisch und culturell so bedeutungsvolle Begebenheit bei den romanischen Stämmen der Italiener und Franzosen als bei uns Deutschen. Vielleicht erklärt sich diese Erscheinung aus dem Grunde, weil die Leitung des ersten Kreuzzuges nach den heutigen Nationalitätsbegriffen vorzugsweise in den Händen nicht deutscher Fürsten lag, sicher aber, weil die katholischen Völker diesen eminent katholischen Unternehmungen mehr Interesse und Sympathien zuwenden, als unser deutsches Vaterland mit seiner überwiegend protestantischen Bevölkerung. Um aber in unserm Vaterlande die verdiente Aufmerksamkeit auf dieses einzig in der Weltgeschichte dastehende Schauspiel fördern zu helfen, soll dieser, wenngleich bescheidene, Excurs über die Kreuzzüge dienen. Es wäre mehr als betrübend, es wäre beschämend für das deutsche Volk, wenn diese Heldenperiode, in welcher eine der edelsten Dynastien unseres Volkes, die der Hohenstaufen, blühte, minderer Be-

achtung werth sein sollte, einzig aus dem Grunde, weil eine tendenziöse Geschichtsauffassung die deutsche Geschichte am liebsten mit der Reformation, oder doch erst mit dem Auftreten der Hohenzollern beginnen zu lassen sich geneigt zeigt. Es hieße eine Glanzperiode aus der deutschen Geschichte streichen, wenn diese Procustes-Arbeit an der Geschichte des deutschen Volkes vollzogen werden dürfte.

Hätten wir das volle nationale Bewußtsein, wie die Völker romanischer und slavischer Rasse, dann würden wir nicht gesäumt haben, bereits 1843 das Millennium des deutschen Reiches zu feiern, da der Vertrag von Verdun das deutsche Reich schuf und ihm seine Selbstständigkeit gab. Um dem Gegenstand unserer Untersuchung näher zu treten, müssen wir vorerst einen Blick auf jene Verhältnisse werfen, welche die Gesta Dei per Francos „die Großthaten Gottes durch die Franken" hervorgerufen haben.

Jerusalem und Rom sind die beiden Hebel, welche die Kreuzzüge in Bewegung setzten; Jerusalem war das Ziel, Rom gab den Impuls zu diesen weltbewegenden Unternehmungen. Merkwürdig sind die Beziehungen dieser beiden Städte. Schon ihre topographische Aehnlichkeit fällt in die Augen. Beide sind Hügelstädte, von welchen Jerusalem als die Dreihügelstadt gelten kann, während Rom kurzweg die Siebenhügelstadt gar oft genannt wird. Bis zur christlichen Zeitrechnung behauptete Jerusalem den Rang einer politischen und religiösen Metropole. Sie ist Landeshauptstadt, zugleich aber auch das Centrum des Mosaismus, zu welchem alle Israeliten, wo immer sie wohnten, jährlich einmal wallfahren mußten.

Jerusalem war die „Stadt Gottes", das „Zelt", „das Haus des Herrn", welches die Bundeslade, das Allerheiligste barg.[1]) Hier war jene einzige Cultusstätte, wo die Opfer nie aufhörten und der Gottesdienst ununterbrochen sich fortsetzte. Darum war auch das Schicksal dieser Stadt aufs engste mit dem Geschicke des Volkes verknüpft. Das israelitische Volk sah mit der Zeit seine heilige Stadt erobert, zerstört, den Tempel verbrannt, das Volk

[1]) „Die heilige Stadt" (2 Esdras 11, 1), „Das Haus Gottes" (1 Esdras 1, 4), „Die auserwählte Stadt" (4 Könige 23, 24), „Das Haus des Herrn in Jerusalem" (1 Paralip. 33, 4). Mit volltönenden Worten erklingt das Lob Jerusalems in den Psalmen Davids: „Lobsinge dem Herrn Jerusalem; preise Deinen Gott, Sion!" (Ps. 147, 12). Ferner der ganze Psalm 86, worin es heißt: „Herrliches wird von Dir gesagt, Stadt Gottes!" „Sie nennen Dich, Stadt des Herrn, Sion des Heiligen Israels" (Js. 60, 14).

geknechtet nud verbannt. An den Ufern des Euphrat hatten seine Priester ihre Harfen an den Weidenstauden aufgehängt, welche die Ufer des Flusses säumten. Ihre Lieder und hl. Gesänge, die Psalmen, sind verstummt. Nur Weinen und Wehklagen wird gehört, wenn sie Sions gedenken und der hl. Stadt, wo Verwüstung herrscht und Trauer regiert. In elegischen Klageliedern gibt der Prophet Jeremias diesen Empfindungen unvergleichlichen Ausdruck in den Lamentationen, welche aus jener Zeit stammen.

„Wie sitzet einsam da die Stadt, die sonst so volkreich war!" „Einer Wittwe gleich geworden ist die Herrin der Völker." „Die Herrin der Völker ist zinsbar geworden!" „All ihre Thore sind zerstört, ihre Priester seufzen, ihre Jungfrauen sind ohne Schmuck, die Feinde sind ihr Haupt." „Die Wege Sions trauern, weil Niemand ist, der zu den Festen kommt." Keine Hoffnung spricht sich hierin aus, keine Spur von Muth zur selbstthätigen Hilfe, um die heilige Stadt wieder zu gewinnen, keine Aufforderung zum Handeln, zum Eingreifen! Es ist vielmehr der Ausdruck der vollständigsten Resignation, der stillen Verzweiflung. Man betrachtete dieses grausame Geschick als Strafgericht Gottes, als Buße für die Uebelthaten des Volkes und der Einzelnen.

Ganz anders klang, wie wir hören werden, der Schmerzensschrei aus dem Munde der Christen über Jerusalems Schicksale, ein und ein halbes Jahrtausend später. Unter gleichen Verhältnissen erneuerte sich damals derselbe Schmerz, aber zugleich mit dem Appell an die rettende That, an die helfende, befreiende Hand.

Im Gegensatze zu Jerusalem ist **Rom** die Capitale des römischen Weltreiches, welche die Völker mit dem Schwerte regiert und durch Abgesandte in seinen Mauern die Tribute der besiegten Völkerschaften alljährlich entgegennimmt. Durch Christi Geburt in Judäa, durch sein Wirken, Leiden und Sterben zu Jerusalem gewann letzteres ein geistiges Uebergewicht über alle andern Städte der Welt. Es büßte zwar seine politische Stellung ein und verlor mit dem Tempel seine religiöse Bedeutung für das Judenthum, gewann aber dafür einen höheren, idealen und sittlichen Werth für das Christenthum, dessen Wiege es bildet. Den Vorzug dagegen, die Hauptstadt der Christen zu sein, überläßt es der weltbeherrschenden Roma, welche den entsprechenden Rahmen für die entstehende Weltreligion darbietet. Gemäß der Weisung Christi: „Gehet, lehret alle Völker", schlug Petrus, der oberste Lehrer, seinen Lehrstuhl

eben dort auf, wohin die Blicke aller Völker gerichtet waren, wohin sie kamen, um sich Gesetze zu holen, sich Cultur und Cultus vorschreiben zu lassen. So blieb Rom, was es vor Christus war, die Hauptstadt der Welt, nur mit dem Unterschiede, daß es vor Christus durch das Schwert, nach Christus durch das Kreuz die Welt beherrschte.

Jedoch blickte Rom immer mit inniger Pietät und mit wahrer Verehrung auf die alte Metropole, die Mutterstadt der Christenheit hinüber, und je mehr die alte Jebusiterstadt an äußerer Hoheit und irdischem Glanze verlor, desto mehr wuchs ihr Ansehen durch den Ruhm ihrer Vergangenheit und die Heiligkeit ihrer Erinnerungsstätten.

Es bedurfte keines Gebotes, wie im alten Testament, um die Christen als Wallfahrer nach Jerusalem zu führen. Die Macht des Glaubens, die Liebe zu ihrem Heilande übten eine unwiderstehliche Gewalt aus auf die Gemüther der Christen. Jene frommen Frauen, die am Auferstehungsmorgen nach dem Grabe des Herrn pilgern, geben das erste anregende Beispiel für die Millionen der fernerhin nach derselben Stätte wallenden Christen. Es ist Thatsache, daß die Christen der ersten Jahrhunderte nicht aufgehört haben, diesem Beispiele zu folgen und die gottgeweihten Stätten der Erlösung mit Eifer aufzusuchen. Das erklärt uns auch jenen Versuch des Heidenthums, durch Profanation des heiligen Grabes die Christen von dessen Besuch abzuschrecken, indem Kaiser Hadrian 117—138 über der Grabesstätte einen Tempel des Jupiter und über dem Orte der Kreuzigung einen Tempel der Venus errichten ließ. Je länger diese Entweihung und Verwüstung an hl. Stätte dauerte, desto lebendiger wurde das Verlangen der Christen, diesem Zustande ein Ende bereitet zu sehen. Es war daher nicht bloß ein Akt politischer Klugheit, sondern auch ein Zeugniß für die tiefe Sehnsucht der Christen nach einer Sühne, wenn der erste christliche Kaiser Konstantin sein Augenmerk auf Jerusalem richtete, um das heilige Grab aus seiner Entweihung zu befreien. Er ließ eine herrliche Grabeskirche erbauen.[1]) Noch mehr wirkte für die Wiederherstellung der geweihten Stätten seine Mutter, die hl. Helena,

[1]) Diese wurde am 14. September 335 eingeweiht und zwar, wie Cyrillus, Bischof von Jerusalem, im Leben Konstantins berichtet, unter großem Zulauf der Christen und im Beisein vieler Bischöfe. „Denn das hl. Kreuz zieht Alle herbei.“ Hat ja doch der Herr (Joh. 12, 32) erklärt, „Wenn ich am Kreuze erhöht sein werde, will ich Alle an mich ziehen.“

welche persönlich dorthin eilte, mit Eifer Ausgrabungen veranstaltete, ähnlich wie dieses in unseren Tagen in Troja, Olympia, dem Isthmus u. s. w. geschieht. Sie war so glücklich, das Kreuz des Herrn wieder aufzufinden (3. Mai), ließ auf dem Oelberge und in Bethlehem herrliche Basiliken erbauen. Kein Wunder, daß jetzt der Besuch der hl. Orte, der niemals aufgehört hatte, neue Nahrung erhielt und mächtig gefördert wurde. Nach Eusebius kam um 220 der hl. Bischof Alexander als Pilger nach Jerusalem, ebenso der hl. Nicolaus von Bari, Gaudentius, Bischof von Brescia, 233 der hl. Einsiedler Chariton u. a. m. Cassian spricht von Mönchen aus Aegypten, welche der Andacht wegen nach Jerusalem gekommen waren. Schon 333 erschien das erste Pilgerbuch, das sogenannte „Itinerarium von Bordeaux nach Jerusalem",[1]) welches als Reiseführer für die Pilger diente. Das zweite erschien um 400 und ist unter dem Namen „peregrinatio Sylviæ" bekannt. Einen neuen Aufschwung gewannen die Pilgerfahrten durch den Aufenthalt des hl. Hieronymus zu Bethlehem. Sein Beispiel, sein Name und sein Einfluß zündeten. Eine große Anzahl vornehmer römischer Frauen schlossen sich ihm an; eine Paula[2]), Eustochium, Marcella, Melania, berühmte Namen, um welche sich eine große Schaar anderer Jungfrauen sammelte, um nach gemeinsamer Regel in klösterlicher Weise in Bethlehem zu leben. Noch werden genannt Fabiola, Susanna und Rusticus, ein reicher Römer. Nicht wenig hatte der hl. Hieronymus durch seine ermunternden Briefe dazu beigetragen. Ihm schienen die frommen Eindrücke und geistigen Freuden an jenen geheiligten Stätten mehr werth zu sein, als die Ergötzlichkeiten und Ehren Roms. Ein Besuch, den er in Rom machte, trug nur dazu bei, das Verlangen der Rückkehr nach Bethlehem zu steigern. „Bitte", schreibt er an Astella, „daß ich von Babylon (Rom) nach Jerusalem zurückkehre und daß ein Esdras komme, um mich in mein Vaterland zurückzuführen." Es finden sich noch ein die hl. Theodora, Agonius, Abigaus der Blinde und Desiderius. Ueber Zeit und Umfang der Pilgerfahrten nach dem hl. Lande in den ersten christlichen Jahrhunderten ist deshalb der hl. Hieronymus († 419) der beste Gewährsmann. Er schreibt: „Es würde jetzt zu weit führen, die einzelnen Zeitalter von der Himmelfahrt des Herrn bis auf den heutigen Tag durchzugehen,

[1]) Itinerarium ab Bordigala ad Hierusalem. cf. Tobler Bibliotheca geographica Palæstinæ pg. 5.

[2]) Hieron. Epist. 72. De vita, obitu et conversatione Paulæ l. c. pg. 7.

um zu zeigen, wie viele Bischöfe, Märtyrer und in der christlichen Lehre beredte Männer nach Jerusalem gekommen sind, weil sie glaubten, sie hätten sonst zu wenig Religion und zu wenig Wissenschaft, und, so zu sagen, nicht die letzte Hand an das Gebäude ihrer Tugenden gelegt, wenn sie nicht Christum an jenen Stätten angebetet hätten, von welchen aus der Strahl der frohen Botschaft vom Kreuze ausgegangen ist. Wir sind an diese Stätten nicht als die Ersten, sondern als die Letzten gekommen, um die Ersten aus allen Völkern schon vorzufinden. Wer immer in Gallien der vornehmste war, eilt hierher; der vom Festlande unseres Erdtheils getrennte Britanne, wenn er in der Religion Fortschritte gemacht hat, verläßt das Abendland und sucht die Stätte auf, die ihm bisher nur durch den Bericht der hl. Schrift bekannt war. Wozü sollten wir aufzählen die Armenier, die Perser, die Völker Indiens und Aethiopiens, und außerdem das an Mönchen so fruchtbare Aegypten und Pontus, Kappadocien, Cölesyrien, Mesopotamien und alle die Schaaren von Pilgern aus dem Morgenlande, die nach dem Ausspruche des Erlösers: „Wo ein Leichnam ist, da sammeln sich die Adler," zu diesen Stätten eilen, um uns ein Muster der verschiedensten Tugenden vor Augen zu stellen? Die Sprache ist zwar sehr ungleich, aber die Religiosität bei Allen dieselbe. Fast eben so viele Chöre von Psalmen singenden Mönchen giebt es da, als verschiedene Völker!"[1]) In demselben Jahrhunderte erscheint die Kaiserin Eudoxia, die Gemahlin des Kaisers Theodosius, im hl. Lande, um am hl. Grabe zu beten. Sie ließ 455 auf dem Grabe des hl. Stephanus eine herrliche Basilika erbauen, wodurch das nahe Thor den Namen Stephanusthor bei den Christen erhielt. Vor demselben lagerte 1099 Herzog Gottfried von Bouillon. Die Büßerin Pelagia führte auf dem Oelberge ein strenges Bußleben; im 10. Jahrhundert betete dort die Fürstin Judith von Bayern und Sachsen.[2]) Der hl. Johannes Damascenus, durch die bilderstür-

[1]) Brief an Marc. 46. Dieses Schreiben, im Namen der beiden Frauen Paula und Eustochium an Marcella verfaßt, ist in deutscher Uebersetzung vollständig mitgetheilt im Organ des Vereins vom hl. Grabe, 23. Jahrgang 1879. S. 82—92.

[2]) Das fromme Frauengeschlecht hat sich in allen Jahrhunderten angezogen gefühlt von dem hl. Grabe. In den Jahren 1371 und 72 machte die hl. Brigitta mit ihrer Tochter Katharina eine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande. Desgleichen die hl. Angela de Medici († 1540). „Sacra Palestinæ loca summa cum religione obivit" (Breviar.).

menden Kaiser in Byzanz vertrieben, wandte sich nach Jerusalem und Bethlehem und lebte dann in einiger Entfernung von der Stadt mit Mönchen in der Laura (Kloster) zu Sabbas oder Saphet. Er glaubte in Hebron den Ort zu finden, wo Gott den Adam aus Erde geschaffen und wohin die Stammeltern, aus dem Paradiese vertrieben, zurückkehrten, um dort der Buße zu leben.

Das Interesse für das hl. Land wurde belebt, als die Pilger fortfuhren, ihre Reisen zu beschreiben und die Eindrücke der hl. Orte in feurigen Darstellungen schilderten. Solche Schilderungen gaben: Theodorus i. J. 520[1]), Antonin 570,[2]) Arculf 670,[3]) der hl. Willibald 728; das Itinerarium des fränkischen Mönches Bernhard um 765, ferner des Abtes Ingulf von Croiland 1064 und Saewulf 1102.

Jedoch wurden die Pilgerfahrten im ersten Jahrtausend sehr oft erschwert, theilweise gehindert durch die kriegerischen Unternehmungen nichtchristlicher Eroberer, welche sich über Syrien und Palästina ausdehnten. Die erste Störung erlitten die Pilgerfahrten durch die Zerstörung Jerusalems, welches 614 in die Hände des Perserkönigs Chosroes fiel. Die Grabeskirche wurde geplündert und verbrannt. Die hl. Lanze und das hl. Kreuz unseres Herrn als Beute fortgeschleppt. Das allgemeine Wehklagen der Christen trieb den oströmischen Kaiser Heraklius zum Kriege gegen die Perser. Dieser dauerte 14 Jahre und endigte mit der vollständigen Niederlage der Perser, so daß Siroes, der Sohn und Nachfolger Chosroes, um Frieden bitten und das hl. Kreuz zurückerstatten mußte. Der Kaiser Heraklius trug dasselbe im Bußgewande den Kalvarienberg hinauf. Seitdem (628) bildet dieses Ereigniß das jährliche Kirchenfest der Kreuzerhöhung (14. Sept.).

Doch bald gerieth Jerusalem abermals in Feindeshand. Nach einer viermonatlichen Belagerung nahm Omar, der dritte Kalife, die Stadt Jerusalem in Folge einer Kapitulation ein, welche mit dem Patriarchen Sophronius 637 geschlossen wurde. Jerusalem verlor seine Unabhängigkeit an den muselmännischen Herrscher; den Christen wurde jedoch der Fortbestand ihres Cultus in den vor-

[1]) Theodorus de situ terræ sanctæ. [2]) Die Reisegesellschaft des Antoninus Martyr von Piacenza: de locis sanctis quæ perambulavit Antoninus martyr. [3]) Adamnani Scotohiberni abbatis de locis sanctis ex relatione Arculfi episcopi galli. Das Organ des hl. Grabes nennt ihn Arnulf. Der hl. Beda der Ehrwürdige verfaßte nach dieser Beschreibung einen Auszug.

handenen Kirchen zugesichert, nur mußten sie das Kreuzeszeichen von den Kirchen entfernen, das Glockengeläute und die Prozessionen einstellen. Zu ihrem größten Schmerze sahen die Gläubigen alsbald auf dem Berge Moria sich die große Moschee Omars erheben. Nach dessen Tod begannen die Bedrückungen und Verfolgungen von neuem. Erst nach dem Sturze der Dynastie der Omayaden durch jene der Abassiden (749), brach unter Harun al Raschid eine bessere Zeit an. Ein Zeitgenosse Karls des Großen, war er ein Bewunderer von dessen Macht und Großthaten, so daß er ihm, als Zeichen seiner Verehrung, nebst anderen Geschenken den Schlüssel des hl. Grabes mit dem Titel eines „Schutzherrn" über dasselbe schickte. Karl der Große erwiederte diese Ehrung seinerseits mit ansehnlichen Gegengeschenken. Er errichtete eine Art Consulat in Jerusalem, ließ die zerfallenen Kirchen wieder herstellen, ein neues Spital errichten, welches er zugleich dotirte, legte auch den Grund zu einer Bibliothek. Das Beispiel Karls des Großen in Stiftung von Spitälern zu Gunsten der Pilger fand Nachahmung durch Ludwig den Frommen und Ludwig den Deutschen, welch letzterer auf die königlichen Güter eine Steuer „pro terra sancta" legte. Auch König Stephan der Heilige von Ungarn (997—1038) errichtete gleichfalls zu Gunsten der Pilger Hospitäler an verschiedenen Orten. Ein Graf Rasso von Andechs mit seiner Gemahlin Judith erschienen als Pilger in Jerusalem und spendeten reichliche Unterstützungen. Als bemerkenswerthe Pilgerfahrten aus dem letzten Viertel des ersten Jahrtausends sind zu berichten jene des Bischofs Willibald von Eichstätt 721—728, welche durch eine ihm verwandte Nonne aus Heidesheim beschrieben worden ist. Desgleichen jene des Bischofs Konrad von Konstanz. Dieser Kirchenfürst war von seiner Pilgerfahrt so befriedigt, daß er derselben 952 die zweite und 966 die dritte nachfolgen ließ. Um den Gläubigen die Erinnerung an Christi Auferstehung lebendig zu erhalten, ließ er in der Kapelle des hl. Mauritius zu Konstanz eine Nachbildung des hl. Grabes zu Jerusalem ausführen.[1])

---

[1]) Die Mauritiuskapelle ist eine Rotunde, ein Kuppelbau, welcher sich an die Grabkapelle des hl. Konrad anschließt. Das aus Stein ausgeführte Nachbild des Grabes Christi mit vielen Figuren ist noch erhalten und wurde seither am Charfreitage zur Abhaltung des Gottesdienstes benutzt. Nachbildungen der hl. Grabeskirche und des hl. Grabes waren in Deutschland beliebt. Außer in Konstanz finden wir solche in Paderborn, durch den hl. Bischof Meinwerk erbaut; in Schlettstadt, durch Hildegardis, Mutter des

Großes Unheil richtete der Kalif Hakem an, aus dem Geschlechte der Fatimiden. Derselbe ließ 1010, auf Betreiben der Juden, nebst der Grabeskirche, alle anderen Kirchen zerstören. Auf Betreiben christlicher Fürsten und seiner Mutter, welche Christin war, gestattete er später deren Wiedererbauung. Unter denjenigen, welche sich bemühten die zerstörten Heiligthümer wieder herzurichten, zeichnete sich Kaiser Konrad II. aus dem Geschlechte der Salier besonders aus (1027—1039). Viele angesehene und reiche Pilger, welche das heilige Land besuchten, förderten das begonnene Werk, so daß die Christen bald wieder die Freude hatten, die hl. Orte mit Kirchen geschmückt zu sehen.[1]) Es lag im Geiste der Zeit, daß Jeder, der sein Gewissen mit schwerer Schuld belastet fühlte, dieses am sichersten durch eine Wallfahrt nach dem hl. Grabe zu beruhigen hoffte. Auch wurden nicht selten öffentlichen Sündern solche Bußen von der Kirche auferlegt. Ein Beispiel der Art finden wir in Robert I. von der Normandie, welcher 1035 als Büßer nach Jerusalem kam, wenngleich mit großem Gefolge. Er fand dort eine Menge Pilger vor den Thoren liegen, welchen das Geld fehlte, um den Einlaß zu bezahlen. Ein anderer Edelmann, Fulco de Nerra, hat durch die Wallfahrt nach dem hl. Lande sein Gewissen beschwichtigt. Zurückgekehrt ließ er in seiner Heimath, nach dem Muster der Grabeskirche in Jerusalem, eine Kirche bauen. Er kehrte sogar ein zweites- und ein drittesmal ins hl. Land zurück. Ein Nürnberger, Martin Störzel, hatte sich 1487 in Jerusalem die Maaße des Kreuzweges notirt, um darnach in der Heimath

---

Herzogs Friedrich von Stauffen veranlaßt; die Kirche zum hl. Kreuz in Eichstätt, von dem Domprobste Walbrun von Richtshofen 1166 erbaut. Dieser Verehrer des hl. Grabes war wiederholt nach dem hl. Lande gepilgert und suchte seine Landsleute zur gleichen Liebe für die hl. Stätten auf diesem Wege zu begeistern.

[1]) Junkmann W. De peregrinationibus et expeditionibus sacris ante synodum Claremontanam 1859. „Die größten Könige, Grafen, Markgrafen und Prälaten, ja viele edle Frauen strömten zum Grabe des Erlösers. Fast alle, die aus Italien und Gallien zum Grabe des Erlösers zu gehen wünschten, gaben die gewohnte Seereise auf und zogen durch Ungarn, wo der König ihnen die größte Sicherheit des Weges gewährte, sie wie Brüder aufnahm und ihnen reiche Geschenke gab." So berichtet der gleichzeitige Schriftsteller Rodulphus Glaber. Selbst aus Schweden pilgerte zum hl. Grabe als Büßer Sweyn, Bruder des bei Hastings 1066 gefallenen Königs Harold. Im Jahre 1053 kam im jonischen Meere auf der Rückkehr aus dem hl. Lande der Herzog Marquard von Kärnthen durch Schiffbruch ums Leben.

einen Kreuzweg anzulegen. In Nürnberg angekommen, bemerkt er erst deren Verlust. Sofort tritt er eine zweite Pilgerfahrt an, um sich die Maaße zu holen.

Im elften Jahrhunderte ragen noch als Pilger hervor, Lietbert, Bischof von Cambrai, welcher im Jahre 1054 mit 3000 Pilgern die Reise nach dem Oriente antrat, aber trotz unsäglicher Leiden und Beschwerden nur bis nach Laodicea kam. Raymund von Piacenza war mit seinem Gefolge glücklicher. Ebenso der hl. Guido von Anderlecht, welcher zweimal Jerusalem besuchte. Im Jahre 1064 machte sich der Bischof Altmann von Passau auf den Weg nach dem hl. Lande. Ihm schlossen sich an: Erzbischof Siegfried von Mainz, die Bischöfe von Regensburg, Bamberg und Utrecht mit einem Gefolge von 7000 deutschen Pilgern. Diese Schaar wurde unfern von Jerusalem bei Ramley angegriffen, beraubt und viele Pilger getötet. Nur wie durch ein Wunder wurde der Rest gerettet, kam aber nicht weiter, als bis zur Stadt Jerusalem, weil das Land ringsum durch die Feinde unsicher war.

Diese Angriffe auf fromme Pilger in Verbindung mit den Plackereien und Bedrückungen, welchen die Pilger beim Einlaß in die Stadt und beim Betreten der hl. Orte durch Erlegung von Taxen unterworfen waren, riefen im christlichen Abendlande eine große Gährung hervor. Schon Papst Sylvester II. (999), mehr noch Gregor VII. (1074) trugen sich mit dem Plane, durch Aufgebot eines christlichen Heeres das heilige Land zu befreien. Doch ließ der Streit mit Heinrich IV. die Ausführung dieses Planes nicht zu. Es bedurfte überdies eines Mannes, welcher mit feuriger Zunge das Feuer der Begeisterung im Abendlande entzünden half. Dieser Mann fand sich in Peter von Amiens.

Dieser feurige und opferwillige Mann hatte eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Erst den Studien ergeben, wandte er sich später dem Waffenhandwerk zu. Dann schritt er zur Ehe. Als der Tod, nach drei Jahren ehelichen Glückes, ihm die Gattin raubte, entsagte er der Welt und gab sich als Einsiedler dem Bußleben hin. Dann trieb es ihn, entsprechend dem Geiste der Zeit, nach Jerusalem zu pilgern. Dort ist er Augen- und Ohrenzeuge von all den Leiden, welchen die frommen Pilger in Jerusalem ausgesetzt sind. Nach Ertragung der unsäglichen Strapazen einer langen Pilgerreise in Jerusalem angekommen, waren sie der Gegenstand des Hohnes, der Beschimpfungen und der härtesten Gelderpressungen

durch Muselmänner. Oft können sie, das Ziel ihrer Reise vor Augen, dasselbe nicht betreten, weil ihnen zur Erlegung der Taxen das nöthige Geld fehlt. Dazu die brutale Behandlung durch die übermüthigen Feinde des Glaubens. Dies erfüllte das weiche Herz des Anachoreten mit unermeßlichem Schmerze und heiligem Unwillen. Er bespricht sich mit dem Patriarchen Simeon über die Mittel zur Befreiung des hl. Grabes und erbietet sich, ein Schreiben des Patriarchen in die Hände des hl. Vaters in Rom zu legen und denselben zur Hülfeleistung anzuspornen.

Papst Urban II., erschüttert durch die Schilderungen von dem Elende sowohl der einheimischen Christen wie der frommen Pilger, berief im Frühjahr 1095 eine Kirchenversammlung nach Piacenza, auf welcher ein Heereszug der Christen zur Befreiung des hl. Landes verkündet und zugleich eine Synode für den Herbst zu gleichem Zwecke in Clermont angesagt wird. Auf letzterer erschien auch Peter von Amiens. Mit glühender Begeisterung erschütterte er die Gemüther durch die Darlegung der Zustände im hl. Lande. Nach ihm tritt Urban II. selbst auf und hält eine ergreifende Rede, welche, an Inhalt den Lamentationen des Jeremias ähnlich, dieselben an Wirkung weit übertrifft. Wenn auch kritisch in vielen Punkten nicht einwandfrei, war sie, rhetorisch betrachtet, ein Meisterstück, was auch ihr Erfolg bewies. Diese Rede ist uns erhalten in der Geschichte der Kreuzzüge, welche der Erzbischof Wilhelm von Tyrus gegen Ende des 12. Jahrhunderts geschrieben hat.[1]) Sie verdient es gerade jetzt aus Veranlassung der 800jährigen Gedächtnißfeier dem Wortlaute nach mitgetheilt zu werden. Wir entnehmen sie dem Organe des Vereins vom hl. Grabe, 1877 S. 88 ff.

Rede des Papstes Urban II. auf dem Concil zu Clermont.

„Ihr wisset, geliebte Brüder, und es frommt Eurer Liebe wohl zu wissen, wie der Erlöser des Menschengeschlechtes, als er uns zum Heile menschliche Gestalt angenommen und als Mensch unter Menschen wandelte, das Land der Verheißung, das er ehedem den Vätern versprochen, mit seiner persönlichen Gegenwart verherrlichte und durch seine vielen Wunder, vorzüglich aber durch das Werk der Erlösung, das er hier vollbrachte, in ganz besonders hohem Grade auszeichnete. Das sagen uns alle Bücher des alten

[1]) Historia rerum in partibus transmarinis gestarum a tempore successorum Muhamed usque ad annum Domini 1184. Uebersetzt von E. u. R. Kausler. Stuttgart 1840.

und neuen Testamentes fast mit jeder Silbe. Es ist gewiß, daß der Herr dieses Land mit ganz besonderer Vorliebe geliebt, da er diesen Theil oder vielmehr diese kleine Theilchen der Welt sein Erbtheil zu nennen sich würdigte, obgleich dem Herrn doch die ganze Erde gehört und ihre Fülle. So sagt er durch Isaias: „Israel ist mein Erbtheil" (Is. 19., 25) und weiter, „der Weinberg des Herrn der Heerschaaren ist das Haus Israel" (Is. 5, 7). Und wenngleich er sich im Anfange das ganze Land als Erbtheil ausersehen, so hat er noch in besonderer Weise die heilige Stadt als Eigenthum erwählt, wie uns der Prophet bezeugt, wenn er sagt: „Der Herr liebt die Thore Sions über alle Wohnungen Jakobs" (Ps. 87, 2). Glorreiches wird von ihr verkündet; hat ja doch in ihr der Herr zum Heile der Welt gelehrt und gelitten, und ist er ja doch in ihr von den Todten auferstanden. Von Ewigkeit her war sie auserwählt, die Zeugin so großer Dinge und die vertraute Stätte solcher Mysterien zu werden. Auserwählt, denn er selbst, der sie auswählte, bezeugt es in den Worten: „Und von meiner auserwählten Stadt Jerusalem wird euch der Heiland kommen."

Hat nun gleichwohl der Herr um der Sünden ihrer Bewohner willen durch gerechtes Urtheil zugelassen, daß sie mehrmals in die Hände der Ungläubigen gerieth, hat er sie gleich eine Zeit lang das schwere Joch der Knechtschaft tragen lassen, so dürfen wir darum doch nicht glauben, daß er sie verschmäht und verworfen habe. Es steht ja geschrieben: „Der Herr züchtigt jeden Sohn, den er aufnimmt." (Hebr. 12, 6.) Jenem aber sammelt er einen Schatz des Zornes, dem er sagt: „Mein Zorn ist von dir gewichen, ich will dir fürder nimmer zürnen" (Ezech. 16, 42)[1]. Er liebt sie also und nicht erloschen ist die Liebe zu ihr; denn also spricht er zu ihr: „Du wirst eine herrliche Krone in der Hand des Herrn sein, ein königliches Stirnband in der Hand deines Gottes. Man wird dich fürder nicht Verlassene nennen, und dein Land wird nicht mehr verwüstet heißen, sondern man wird dich nennen: „Meine Lust in ihr" und dein Land „bewohnt"; denn der Herr hat seine Lust an dir, und dein Land wird bewohnt werden (Is. 52, 3, 4).

Diese Wiege unseres Heiles, dieses Vaterland des Herrn, das Mutterland der Religion hat ein gottloses Volk in der Gewalt,

[1]) Die schrecklichste Strafe ist, sagt der hl. Hieronymus, wenn der Mensch von Gott nicht mehr gestraft, sondern seinen Sünden überlassen wird.

der Sohn der ägyptischen Magd, es hält die Kinder der freien Mutter gefangen und läßt sie unter einem Drucke schmachten, den es gerechter Weise selbst erdulden sollte.

Aber was steht geschrieben? „Treibe die Magd aus mit ihrem Sohne“ (Jer. 21, 10). Das gottlose Volk der Saracenen, das falschen Lehren anhängt, bedrückt die heiligen Orte, auf denen die Füße unseres Herrn gestanden, schon seit langer Zeit mit grausamer Tyrannei und hält die Gläubigen in Knechtschaft und Unterjochung. Die Hunde sind in's Heiligthum gekommen und das Allerheiligste ist entweiht; das Volk, das den wahren Gott verehrt, ist erniedrigt, das auserwählte Volk muß unwürdige Bedrückung erleiden. Das königliche Priestergeschlecht muß als Sklave Ziegel brennen; die Fürstin der Länder, die Stadt Gottes, muß Tribut zahlen. Wem sollte darüber die Seele nicht zergehen, wem das Herz nicht zusammenbrechen, wenn er solcher Schmach gedenkt? Liebe Brüder, wer kann dies mit trockenen Augen anhören? Der Tempel des Herrn, aus dem er in seinem Eifer die Käufer und Verkäufer hinausgetrieben, auf daß das Haus seines Vaters nicht eine Mördergrube werde, ist nun ein Sitz der bösen Geister geworden. Das war es, was einst den Hohepriester Mathathias, den Erzeuger der hl. Makkabäer, zu seinem rühmlichen Eifer entzündete, wie er selbst bezeugt, wenn er sagt: „Das Heilige ist in den Händen der Fremden, ihr Tempel ist behandelt wie ein ehrloser Mensch. Ihre herrlichen Gefäße sind gewandert in die Gefangenschaft“ (1. Maccab. 2, 8. 9). Die Stadt des Königs aller Könige, welche den andern die Gesetze des unverfälschten Glaubens überliefert, wird jetzt gezwungen, heidnischem Aberglauben dienstbar zu sein. Die Kirche zur hl. Auferstehung, die Schlummerstätte des Herrn, steht unter der Herrschaft jener und wird durch die Schandthaten solcher besudelt, die an der Auferstehung keinen Antheil haben, sondern als Stoppeln den Flammen des ewigen Feuers werden anheimfallen. Jene ehrwürdigen Orte, die Stätten göttlicher Geheimnisse, welche den Herrn, so lange er im Fleische weilte, als Gast aufgenommen, die seine Zeichen und Wunder gesehen, die seine Wohlthaten empfunden, sind jetzt in Krippen der Heerden und in Viehställe umgewandelt worden. Das preiswürdige Volk, welches der Herr der Heerschaaren gesegnet, seufzt ermattet unter der Last der schmählichsten Bedrückungen und des härtesten Frohndienstes; seine Kinder, die theuern Pfänder der Kirche, ihrer Mutter, werden

ihm entrissen und gezwungen, heidnischer Unreinheit dienstbar zu werden und den Namen des lebendigen Gottes zu verleugnen oder mit gotteslästerischem Munde zu schmähen, und wenn sie sich den gottlosen Befehlen widersetzen, werden sie, Genossen der heiligen Martyrer, wie das Vieh hingeschlachtet; den Tempelschändern gilt jeder Ort, jede Person gleich, sie morden Priester und Leviten im Heiligthum, sie zwingen die Jungfrauen zur Unzucht und tödten sie, wenn sie sich weigern; ja sogar die Frauen schützt ihr reiferes Alter nicht gegen solche Schandthaten.

Wehe uns, die wir in den Jammer so gefahrvoller Zeiten versunken, welche David, der vom Herrn erwählte getreue König, im Geiste vorausgesehen und beklagt mit den Worten: „Gott, es sind Heiden in dein Erbtheil gekommen, sie haben deinen heiligen Tempel verunreinigt" (Ps. 78, 1), und wieder: „Herr, sie entwürdigen dein Volk und quälen dein Erbe" (Ps. 93, 5). „Bis wann, o Herr, zürnest du immerfort? und lohet dem Feuer gleich dein Eifer? (Ps. 78, 5). Oder ist wahr, was gesagt wird: „Wird Gott auf ewig verwerfen und sich nicht hinfüro noch versöhnen lassen?" (Ps. 76, 8). „Gedenke, o Herr, was uns widerfahren, schaue und siehe an unsere Schmach" (Klagel. 5, 1). „Wehe uns! warum wurden wir geboren, um das Verderben unseres Volkes und das Verderben der heiligen Stadt zu sehen und zu wohnen daselbst, während das Heiligthum in die Hände der Feinde überliefert wird" (1. Macc. 2, 7).

Bewaffnet euch also, geliebteste Brüder, mit dem Eifer Gottes, gürtet die Schwerter um euere Hüfte, rüstet euch als Söhne des Hochgewaltigen. Besser ist es für uns, im Kampfe zu sterben, als die Leiden unseres Volkes und der Heiligen zu sehen. Wen Eifer für das Gesetz Gottes erfüllt, der schließe sich uns an. Kommen wir unsern Brüdern zu Hülfe! „Laßt uns zerreißen ihre Bande, und von uns werfen ihr Joch" (Ps. 2, 3). Ziehet aus, und der Herr wird mit Euch sein: wendet die Waffen, mit denen ihr in sträflicher Weise Bruderblut vergossen, gegen die Feinde des christlichen Namens und Glaubens. Sühnet mit diesem Gott wohlgefälligen Dienste die begangenen Missethaten, Diebstahl, Brandstiftung, Raub und Mord und andere Frevel, die vom Himmelreich ausschließen, auf daß die frommen Werke im Verein mit der Fürbitte der Heiligen Euch eine schnelle Verzeihung jener Sünden erlangen, durch welche ihr den Herrn zum Zorne gereizt. Wir ermahnen Euch also inständig im Herrn und legen es Euch auf

zur Vergebung Euerer Sünden, kommt unsern Brüdern und Miterben des himmlischen Reiches (denn wir Alle sind Glieder Eines Leibes, Erben Gottes und Miterben Jesu Christi, Röm. 8, 17), die in Jerusalem und seinen Grenzen wohnen, in ihrer Noth und Bedrängniß zu Hülfe, beuget und bestraft gebührend den Stolz der Ungläubigen, die sich Königreiche, Fürstenthümer und Herrschaften zu unterwerfen streben, und tretet mit ganzer Kraft Jenen entgegen, die sich vorgesetzt, den christlichen Namen zu vertilgen. Sonst wird binnen kurzer Zeit die Kirche das Joch ungebührlicher Knechtschaft tragen, der wahre Glaube große Verluste erdulden, der Aberglaube der Heiden aber siegreich das Haupt erheben. In welcher Bedrängniß sich aber unsere Brüder befinden, das wissen einige von Euch durch den Augenschein, und auch meldet es gegenwärtiger Brief, den wir durch Peter, den ehrwürdigen Mann, welcher hier unter uns anwesend ist, empfangen.

Wir erlassen aber, durch die Barmherzigkeit Gottes und gestützt auf die Autorität der hh. Apostel Petrus und Paulus, allen Christgläubigen, die gegen die Ungläubigen die Waffen ergreifen und die Last dieses Pilgerzuges auf sich zu nehmen entschlossen sind, alle über ihre Sünden verhängten Strafen. Jene aber, welche dort in wahrer Buße aus dem Leben scheiden, mögen fest glauben, daß ihnen die Vergebung der Sünden und die Frucht des ewigen Lebens zu Theil werden wird. Inzwischen aber stellen wir Alle, welche im Glaubenseifer die Mühen jenes Kampfes auf sich genommen, als Kinder des wahren Gehorsams unter den Schutz der Kirche und der seligen Apostel Petrus und Paulus, und wir bestimmen, daß sie von jeder Beunruhigung, betreffe sie ihre Person oder ihr Eigenthum, sollen gesichert sein. Sollte aber Jemand sich in seiner Verwegenheit erkühnen, sie zu belästigen, so soll er durch den Bischof des Ortes mit der Excommunication bestraft werden, bis er das Geraubte zurückgegeben und den angerichteten Schaden gebührend wieder gut gemacht hat.

Die Bischöfe aber und Priester, die solchem Unrecht nicht kräftig Widerstand leisten, soll die Strafe der Suspension treffen, bis sie vom apostolischen Stuhle Verzeihung erhalten haben."

Ergriffen von dem Inhalt dieser Worte, gerieth die Versammlung, welche an 30000 Menschen zählte, in einen Enthusiasmus und in eine Begeisterung, daß sie alle, wie mit einem Munde, in den Ruf ausbrachen: „Gott will es! Gott will es!" Fürsten,

Barone, Geistliche und Laien drängten sich heran und empfingen das Kreuz, das sie auf ihre rechte Schulter hefteten, zum Zeichen, daß sie Soldaten Christi sein wollten im Kampfe gegen den Halbmond, und daß sie zur Eroberung des hl. Landes ausziehen wollten. Auch wurde die Treuga Dei, der Gottesfriede, für die ganze Christenheit proklamirt, den Kreuzfahrern viele Ablässe und Privilegien ertheilt. Die Zeit des Aufbruches wurde auf das Fest Mariä Himmelfahrt 1096 festgesetzt und einzelne Orte als Sammelplätze für die Kreuzfahrer bestimmt. Alle jene, welche durch Alter, Geschlecht, Beruf oder Gebrechlichkeit an dem frommen Unternehmen sich zu betheiligen verhindert sein würden, sollten nach dem Willen des Papstes durch Gebet und Almosen das Gelingen des Werkes unterstützen.

Gottfried von Bouillon führte sein Heer von den Ufern der Maas an jene der Donau und zog durch Deutschland und Ungarn hinab zum Bosporus. Raymund von Toulouse durchzog mit seinen Schaaren die Lombardei und kam durch Dalmatien und Slavonien an dasselbe Ziel. Der Herzog von Vermandois, welcher sich mit seiner Streitmacht in Apulien eingeschifft hatte, wurde durch einen Sturm an die Küste von Epirus verschlagen und dort von dem Statthalter des Kaisers Alexis zu Constantinopel zum Gefangenen gemacht. So begann schon die Treulosigkeit der byzantinischen Kaiser, welche die Hülfe des Abendlandes gegen die Türken angerufen hatten und deren so sehr benöthigten, ihr falsches Spiel, um den Fortgang des Unternehmens zu hemmen. Die ernste Drohung mit Repressalien seitens der vor Constantinopel versammelten Heerführer verschaffte dem edlen Herzog die Freiheit.

II.
Der Verlauf.

Wie in ihrem Ursprunge und in ihrem Ziele, so erscheinen die Kreuzzüge auch in ihrer Ausführung als ganz eigenartige, von der modernen Art der Kriegsführung ganz verschiedene Unternehmungen. Nach dem vom päpstlichen Stuhl zu Rom erlassenen Manifeste handelte es sich um ein Massenaufgebot des christlichen Abendlandes, um eine Aufforderung zur Bildung einer Armee aus Freiwilligen,[1]) ohne Ernennung eines obersten Kriegsherrn, dem die

[1]) Ein angesehener Historiker der neueren Zeit, Caesar Cantu, urtheilt darüber, wie folgt: „In den neueren Kriegen werden die Menschen mit Gewalt von Haus und Hof gerissen, um zu tödten oder sich tödten zu

Aufgabe zugefallen wäre, einen Kriegsplan zu entwerfen, die Armee zu organisiren, die Marschroute festzusetzen und die getrennten Heerhaufen unter seinem Oberbefehle zu vereinigen. Dieses alles blieb mehr dem Zufalle überlassen und schuf die Schwierigkeiten, unter welchen diese an sich so großartigen Anläufe des christlichen Abendlandes zu leiden hatten, sie bildeten auch jene Klippen, an denen sie theilweise scheitern mußten.

Das Massenaufgebot brachte es mit sich, daß ein ungewöhnlicher Troß von Weibern, Kindern, Greisen, frommen Ordensleuten 2c. sich, trotz der abmahnenden Worte des Papstes, den Combattanten zugesellte, wodurch die Bewegung der Heere erschwert und gehemmt wurde. Ferner mußte die Verpflegung und Verproviantirung ungemein erschwert, ja theilweise unmöglich gemacht werden, so daß Hungersnoth unvermeidlich war. Die ebenfalls unvermeidlichen Requisitionen von Lebensmitteln, welche beim Durchmarsche dieser Massen auch in den christlichen Ländern durch die Noth herbeigeführt wurden, reizten auch die Christen zur Feindschaft gegen die Kreuzfahrer, was namentlich in Ungarn, Bulgarien und in dem byzantinischen Reiche zu förmlichen Kämpfen führte. Daß ansteckende Krankheiten unter solchen Umständen unausbleiblich waren, ist begreiflich. Zwar hatten auch Xerxes und Darius im Oriente gleiche Heeresmassen in Bewegung gesetzt; doch bestanden diese durchweg aus geübten und an Strapazen gewöhnten Kriegern.[1]) Der Umstand, daß die Soldaten des Kreuzes nur Freiwillige waren, trug dazu bei, ihren Muth und ihre Tapferkeit zu erhöhen. Allein es lag darin auch eine gewisse Gefahr zur Zuchtlosigkeit und mangelhaften Disziplin. Denn für eine freiwillige Leistung, für ein freiwilliges Opfer wünscht der Mensch Anerkennung, und glaubt er auf Grund der Freiwilligkeit auch ein

---

lassen, ohne zu wissen wofür. In den Kreuzzügen steht ganz Europa wie ein Mann auf, um aus freien Stücken auszuziehen zur Befreiung der Glaubensbrüder von dem drückenden Joche der Ungläubigen, aus den Klauen des Satans und zur Gewinnung des ewigen Lebens". Eine ähnliche, aber nur sehr schwache Parallele bietet hierzu die Erhebung der deutschen Völker zu dem Freiheitskriege 1813 nach dem Aufrufe König Friedrich Wilhelms III. von Preußen „An mein Volk."

[1]) Aus diesen Umständen erklärt sich, daß die vordersten Heerhaufen welche beim ersten Kreuzzuge die Avantgarde bildeten, bis zu ihrer Ankunft in Kleinasien, in der Nähe von Nikäa, schon fast ganz aufgerieben wurden Sie standen unter dem Oberfehle von dem Ritter Walther von Habenichts, dem Peter von Amiens und dem Mönche Gottschalk.

Privilegium beanspruchen zu dürfen. Es war darum gewissermaßen eine Beseitigung dieser Schwierigkeit, als man durch Gründung der drei geistlichen Ritterorden dieser Gefahr begegnete und durch das Gelübde des freiwilligen Gehorsames die Auswüchse und Gefahren der Freiheit beseitigte. So entstanden 1099 der Ritterorden der Johanniter und der Templer, zu welchen 1190 noch der Orden der Deutschherrn-Ritter sich gesellte. Freilich wäre es zweckdienlicher gewesen, wenn nur ein geistlicher Ritterorden gegründet worden wäre; denn durch diese Verschiedenheit wurde die Einheit des Handelns oft gestört, ähnlich wie bei den drei an der Action hauptsächlich betheiligten Nationen aus nationaler Rivalität allzu oft Zwistigkeiten entstanden und ein einheitliches Vorgehen gehindert wurde. Daran sind die schönsten Hoffnungen, zu welchen der zweite und dritte Kreuzzug berechtigten, leider gescheitert. Die Eroberung von Damaskus, welche 1145 beim zweiten Kreuzzuge von Kaiser Konrad III. und König Ludwig VII. von Frankreich beabsichtigt wurde, ist dadurch vereitelt worden. Ebenso war das Resultat des dritten Kreuzzuges, an welchem Kaiser Friedrich Barbarossa,[1]) Philipp August, König von Frankreich, und Richard Löwenherz, König von England, sich betheiligten, keineswegs der Größe der Anstrengungen entsprechend; denn in dem christlichen Lager vor Ptolomais, dieser stärksten Festung an der syrischen Küste, lähmte die entstandene Uneinigkeit die Fortschritte und Erfolge der Christen. Dies war die Ursache, daß der beleidigte Heerführer, Leopold von Oesterreich, wie auch König Philipp August mißvergnügt sich zurückzogen.

Ein weiterer, schädlicher Faktor war die Art der Kriegsausrüstung auf Seiten der Kreuzfahrer. Den Hauptkern der Heere bildeten die Barone und Ritter, mit stählernem Helme, Panzer und Schild ausgerüstet. Selbst die Pferde waren theilweise gepanzert. Diese Bewaffnung hatte auf dem asiatischen Kriegsschauplatze, in Syrien und Palästina, die traurige Folge, daß die Krieger unter den glühenden Strahlen der syrischen Sonne vor Hitze verschmachteten; ferner, daß die Pferde unter demselben Einflusse, verbunden mit empfindlichem Wassermangel, fast alle unterwegs zu Grunde gingen. Während beim Ausmarsch die Mehrzahl

[1]) Nach dem Tode des Kaisers Friedrich Barbarossa 10. Juni 1190 übernahm sein Sohn Herzog Friedrich von Schwaben die Führung der Deutschen und vereinigte diese vor Ptolomais mit den Truppen der Belagerer, fiel aber als Opfer der Seuche.

beritten erschien, blieben am Ende vor dem Feinde nur Fußgänger übrig. Die Hauptmacht des Feindes aber bestand in der Ueberzahl einer leichten und beweglichen Reiterschaar. In den Kämpfen vor und um Antiochia 1098 verfügte das christliche Heer nur noch über einige hundert Reiter, während die Saracenen 50000 Berittene zählten. Denselben Verlust an Reiterei hatten Kaiser Konrad III. auf dem zweiten und Friedrich Barbarossa auf dem dritten Kreuzzug zu beklagen. Ein anschauliches Bild von diesem Mißgeschicke giebt uns S. L. Uhland in seiner „Schwäbischen Kunde":

„Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth:
Viel Steine gab's und wenig Brod,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen."

In dieser Hinsicht war es keine glückliche Wahl in den drei ersten Kreuzzügen vorzugsweise den Landweg zu wählen, bei solchen Heeresmassen und bei solch weiter Entfernung von dem Kriegsschauplatze. Es kam noch hinzu der Mangel aller Verkehrsmittel, der Straßen, Wege und Brücken, der nöthigen Heeresbedürfnisse, Proviant, Wasser und dgl., was zur Genüge erklärt, daß die Kreuzfahrer oft der äußersten Noth preisgegeben waren. Der Anmarsch im ersten Kreuzzuge bis an die Grenzen Palästinas dauerte über 2 Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit war das christliche Heer decimirt, nur der zehnte Theil erschien vor den Mauern Jerusalems und nahm an der Belagerung und Eroberung Jerusalems am 15. Juli 1099 theil. Wenn nun trotzdem das Resultat des ersten Kreuzzuges als ein glückliches zu betrachten ist und von keinem der nachfolgenden darin übertroffen wird, so verdankt er diesen Erfolg der militärischen Ordnung, welche ihm die Einsicht der vornehmsten Führer verlieh. Als sie ihren Fuß auf Kleinasiens Boden gesetzt hatten, fühlten sie die Nothwendigkeit der Unterordnung unter einen gemeinsamen obersten Führer, als welchen sie den Herzog Gottfried von Bouillon erkoren, während die übrigen Fürsten seinen Kriegsrath bildeten. In Folge dieser Organisation wird man unwillkürlich an die homerische Ilias und den trojanischen Krieg erinnert; auch hier sind die einzelnen Stammesfürsten die aus-

schlaggebenden Personen, welche Agamemnon mit Geschick aber mit Mühe zusammenhält, weil sie mehrfach durch kleinlichen Egoismus oder durch ehrgeizige Rivalität oder durch particularistisches Interesse sich als Gegner gegenüberstehen. Auch im Heere der Kreuzfahrer spielen sich Scenen ab, wie im Lager der Griechen vor Troja, und wenn die Geschichte in Boemund den christlichen Odysseus gefunden haben will, so wäre es nicht schwer in Tankred den Ajax und in Balduin den Achill zu sehen. So hat auch Tasso in seinem „Befreiten Jerusalem“ solche Scenen der sich bekämpfenden Interessen einzelner Führer nicht vergessen. Es erfuhr zum Beispiel das Projekt des Grafen Balduin von Flandern, des Bruders Gottfrieds von Bouillon, bei den anderen Fürsten keinen Widerspruch, als er mit Tankred von Tarent sich von ihnen trennte, um in Edessa, der Hauptstadt von Mesopotamien, ein eigenes Fürstenthum für sich zu gründen. Der kühne Handstreich gelang; noch ehe das Hauptheer den Taurus überschritten hatte, war das christliche Fürstenthum gegründet. Die blutige Schlacht bei Doryläum hatte jenem den Übergang über dieses schwierige Gebirg geöffnet; hier aber traten Hindernisse der Natur im größten Umfange ihnen entgegen. Keine Lebensmittel, kein Wasser, kein Futter; die eisenbepanzerten Ritter in glühendster Sonnenhitze. Nach vielen Verlusten trafen sie am 18. Oktober vor den Mauern Antiochiens am Orontes ein. Diese ehemalige dritte Hauptstadt des römischen Reiches mit ihren 360 Thürmen leistete einen Widerstand, der nicht durch Tapferkeit, sondern nur durch List oder Verrath überwunden werden konnte. Man wählte das letztere Mittel, und so kam die unüberwindlich scheinende Stadt in die Hände der Christen. Kaum im Besitze der Stadt, wurden sie einerseits durch ein doppelt starkes Heer des Sultans Korboga in derselben belagert, und andererseits durch die Schrecken einer Hungersnoth gefoltert. Diese Noth und die Freude über die Auffindung der hl. Lanze spornte sie zur äußersten Anstrengung. Ihr Ausfall und Angriff war unwiderstehlich, ihr Sieg war vollständig. Der Weg nach Jerusalem stand offen. Boemund erhält Antiochia als Fürstenthum, und das Heer setzte seinen Vormarsch gegen Jerusalem fort, wo dasselbe am 10. Juni 1099 unter unbeschreiblichem Jubel, mit dem Ausrufe: „Jerusalem! Jerusalem!“ eintraf. Das Heer war bis auf 50 000 Krieger zusammengeschmolzen, während die Stadt von 40 000 Muselmännern aufs tapferste vertheidigt wurde. Wassermangel und Hitze steigerten auch hier wiederum die Leiden der Krieger aufs äußerste; doch gelang es ihnen, mit Aufgebot aller

Kräfte und Anwendung rollender Holzthürme die feste Stadt am 14. Juli zu erobern. Als nächste That folgte die Errichtung eines Königreiches Jerusalem und wurde Gottfried von Bouillon zum König erwählt. Derselbe schlug Titel und goldene Krone aus, begnügte sich damit, „Beschützer des hl. Grabes" zu heißen. Er gab seinem Königreiche eine ständische Verfassung, die „Assisen von Jerusalem" genannt, mit zweifacher Vertretung, der des Adels und jener der Bürger. Die siegreiche Schlacht bei Askalon sicherte den errungenen Besitz.

Unglücklicherweise starb Gottfried am 14. August 1100, ohne seinem Thron einen direkten Nachfolger zu hinterlassen. Dem Verluste Edessas 1144 folgte derjenige Jerusalems nach der unglücklichen Schlacht bei Tiberias 1187.[1]) Jener Verlust hatte den zweiten, dieser den dritten Kreuzzug zur Folge, ohne diese Verluste aufheben zu können. Das Schicksal des hl. Landes war eigentlich damit entschieden. Allein der Eifer des christlichen Abendlandes war trotzdem noch nicht erloschen. Im folgenden, dem 13. Jahrhundert wurden die heldenmüthigen jedoch fast fruchtlosen Versuche noch viermal erneuert. Man gab von nun an dem Seewege den Vorzug, aber es stellten sich andere Schwierigkeiten ein. Politische Interessen wurden von Seiten der obersten Leiter mit den religiösen verflochten, wie dieses namentlich der vierte Kreuzzug (1202—1204) zeigte. Als das Kreuzheer in Venedig versammelt war, gebrach es an Geld, um die Überfahrt zu bezahlen. Die Republik Venedig schlug vor, dasselbe durch Söldnerdienst bei der Belagerung der Stadt Zara zu verdienen. Nach Einnahme derselben verstand es der schlaue Doge Dandalo die Thronstreitigkeiten in Konstantinopel zur Eroberung dieser Stadt auszunützen und die Kreuzfahrer für die Belagerung und Eroberung dieser Stadt zu gewinnen, trotz der Einsprache des päpstlichen Stuhles. Der byzantinische Hof hatte dieses Schicksal durch sein perfides Verhalten gegenüber den Kreuzfahrern während der drei ersten Kreuzzüge wohl verdient. Der Erfolg wäre ein ganz anderer gewesen, wenn die oströmischen Kaiser in Byzanz als treue Alliirte den Kreuzfahrern zur Seite gestanden hätten. Ein lateinisches Kaiserthum wurde zu Konstantinopel errichtet, 1204—1261. Venedig verdankte

[1]) Diese wird auch die Schlacht von Hittin genannt und fand am 4. und 5. Juli statt, bei einer furchtbaren Sonnenhitze und starkem Wassermangel. Die Templer und Johanniter wurden fast alle aufgerieben, der König Guido von Lusignan wurde gefangen genommen.

diesem Unternehmen seine ausgedehnten Territorien am adriatischen Meer und in der griechischen Halbinsel.

Der fünfte Kreuzzug, unter Kaiser Friedrich II. 1228 unternommen, zeigte mehr den Charakter einer politischen Action, denn einer militärischen Operation. Dieser Kaiser trat in freundschaftliche Beziehungen zu dem Sultan Malek-Kamel von Ägypten und schloß mit demselben einen Vertrag 1229, demgemäß den Christen der Besitz von Jerusalem, Bethlehem und Nazareth, ferner die Freiheit des Cultus und des Besitzes garantirt wurde, ebenso blieb den Muselmanen der Besitz der Moschee Omars und die Ausübung ihres Cultus zu Jerusalem gewährleistet. Friedrich, wiewohl im Banne, setzte sich in der hl. Grabeskirche die Krone selbst aufs Haupt. Die an sich günstigen Verhältnisse versprachen keine lange Dauer, weil sie weder die Türken noch die Christen befriedigten. Sie fanden ein baldiges Ende durch die Eroberung und Plünderung Jerusalems durch die Chowaresmier.

Die beiden letzten Kreuzzüge wurden von dem hl. Ludwig, König von Frankreich, ausgeführt. Der von 1249 richtete sich gegen den Sultan von Ägypten, begann mit der Eroberung Damiettes, endigte aber mit der Niederlage des christlichen Heeres vor Kairo und der Gefangennehmung des Königs. Seine Freilassung erkaufte er mit einigen Tonnen Goldes und der Rückgabe Damiettes. Der siebente und letzte Kreuzzug war gegen Tunis gerichtet 1270, blieb aber durch den Tod des Königs Ludwig IX. ohne Resultat. Der letzte feste Platz der Christen, Ptolomais, fiel 1291 in die Gewalt der Türken. Nach 200jährigem Ringen war der Halbmond Sieger geblieben. Es scheint, daß es im Plan der göttlichen Vorsehung gelegen war, die hl. Orte im Besitze einer neutralen, nicht christlichen Macht zu belassen, welcher die Aufgabe zufiel, den friedlichen Verkehr der um die hl. Orte sich streitenden, christlichen Konfessionen aufrecht zu erhalten.

Es ist merkwürdig, daß trotz all dieser Mißerfolge und all der Opfer an Geld und Blut, der Enthusiasmus für das hl. Land während der 200 Jahre sich nicht vermindert hatte. Ein redendes Zeugniß für die Tiefe dieser Begeisterung legen ab die bedauernswerthen Kundgebungen der Kinder im sog. Kinderkreuzzug 1202—1205 und das Auftreten der Hirten und Bauern im nördlichen Frankreich 1242 und der Frauen in Genua 1291. Das treibende Motiv zu all diesen Opfern lag in der gläubigen Gesinnung der christlichen Völker, welche Gott dadurch ehren, den Brüdern helfen und die

eigene Sündenschuld zu büßen begehrten. Das spricht sich am schönsten in den geistigen Denkmälern der Zeit, in den Schöpfungen der Poesie während der Dauer der Kreuzzüge aus. Klassische Zeugen dafür liefern uns die deutschen Minnesänger, namentlich Hartmann von der Aue und Walther von der Vogelweide. Beide nahmen nicht blos am Kreuzzuge theil, jener 1197, dieser 1228, sondern haben auch durch ihre Kreuzlieder andere zur Theilnahme aufgemuntert. Hartmann von der Aue singt:

Dem Kreuze ziemt ein reiner Muth
Und keuscher Brauch,
Wodurch man Heil und alles Gut
Erwirbet auch.

. . . .

Nun gebt, ihr Ritter, euer Blut
Und eueren Sinn
Für den, der euch gab Leib und Blut,
Auch gern dahin!
Wer nur um hohen Lohn der Welt
Den Schild je trug
Und ihn jetzt Gott zum Dienst nicht stellt,
Der ist nicht klug.
Denn wem es ist gewährt,
Daß Recht er hier verfährt,
Erwirbt ein doppelt Theil, —
Der Menschen Lob, der Seele Heil.

Walther von der Vogelweide läßt sich in seinem Kreuzliede also hören:

Es ist wohl kund uns Allen,
Wie jämmerlich es steht,
Das heil'ge Land viel reine,
Gar hilflos und alleine;
Jerusalem, nun weine —
Wie dein vergessen ist!
Der Heiden Übermacht
Hat dich geschändet sehr.
Zu deines Namens Ehr
Laß dich erbarmen Christ;
Mit welcher Noth sie ringen,
Die dort den Fremden dienen.

Aus dem Klageliede „O Weh":

Daran denket, Ritter! es ist euer Ding;
Ihr tragt die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu die festen Schilte und das geweihte Schwert,
Wollte Gott, ich wär selbst solchen Sieges wert!
So wollt ich sünd'ger Mann verdienen reichen Sold,

Nicht mein' ich Huben Landes, noch der Herren Gold —
Die Krone ewigen Lebens wollt ich selig tragen.
Die mag ein Söldner wohl mit seinem Speer erjagen.
Dürft ich die liebe Reise fahren über See,
So wollt ich jubelnd singen: „Wohl"! und nimmermehr „O Weh"!
Nimmermehr „O Weh"!

Unser Dichter findet das Leben erst dann werthvoll, seit sein sündiges Auge das reine Land geschaut und die Erde, der man so viele Ehre zuerkannt. Es ist geschehen, um was er gebeten; er ist an die Stätte gekommen, da Gott menschlich wandelte. An Ehren übertrifft alle Länder jenes, wo so viele göttliche Wunder geschahen.[1]) Darum singt er nunmehr:

Jetzt zufrieden ich erst werde,
Da mein sündig Aug' das Land
Schauet und die heil'ge Erde,
Die stets preisend wird genannt.
Denn erfüllt ist, was ich bat,
Dahin kam ich, wo den Pfad
Gott als Mensch betreten hat.

In Torquato Tassos befreitem Jerusalem (I. 22,23.) spricht Gottfried von Bouillon:

Wohl darum nicht — wenn mich kein Wahn betrogen —
Flohn wir der Heimat und der Liebe Pfand,
Vertrauten uns des Meeres falschen Wogen,
Der Kriegsgefahr an so entferntem Strand,
Um einen kurzen Lohn, der leicht verflogen,
Um zu gewinnen der Babaren Land.
O schlechter Lohn! So vieles Blut vergeuden
Und Schaden noch an seiner Seele leiden!

Nur dieses Ziel konnt unsern Geist entzünden,
Die edlen Mauern Zions zu befrein
Dem niedern Joch die Christen zu entwinden
Aus einer so verhaßten Knechtschaft zu befrein,
Im heilgen Land ein neues Reich zu gründen,
Der Andacht sichre Wohnung zu verleihn,
Wo Keiner mehr dem frommen Pilger wehre,
Daß er in Ruh das hl. Grab verehre.[2])

Bei dem Überblick über diese wechselvollen Ereignisse kommt dem gläubigen Gemüte der Ausspruch der hl. Schrift in Erinnerung: „Wie unbegreiflich, o Herr, sind deine Wege!" Die drei geistlichen Ritterorden, diese Schutzwache des hl. Grabes, zogen sich nach dem Falle von Ptolomais aus dem hl. Lande zurück. Im Jahre 1217 war

[1]) Uhlands Schriften. Bd. V. 98.
[2]) Ausgabe von J. D. Gries Jena 1810.

aber der hl. Franziskus in Jerusalem erschienen und hatte zwei Jahre später seine Brüder zur Niederlassung im hl. Lande (Akkon) ausgeschickt. Diesen gelang es alsbald, auf dem Berge Sion ein Besitzthum zu erwerben. Papst Gregor IX. bestimmte sie 1230 zu Wächtern der hl. Stätten, welche sie mit mehrmaliger Unterbrechung bis auf den heutigen Tag mit Treue und Hingebung bewacht haben. Sowohl im Jahre 1244 wie 1333 wurde ihnen ihre Besitzung von Seiten der Sultane bestätigt. Nicht der bewaffneten Macht, sondern der betenden Schaar der Söhne des hl. Franziskus wurde der Schutz und die Wache am hl. Grabe des Herrn übertragen. Wenn demnach auch der eigentliche Zweck der Kreuzzüge im großen Ganzen nicht erreicht wurde, so haben sie doch nicht verfehlt, auf die christlichen Völker Europas die heilsamsten Wirkungen zu äußern.

III.

Die Folgen der Kreuzzüge.

Das Zeitalter der Kreuzzüge, welches zwei Jahrhunderte umfaßt, beginnt gegen den Ausgang des 11. und endigt am Schlusse des 13. Jahrhunderts (1096—1291). Es ist dies die glänzendste und fruchtbarste Periode des ganzen Mittelalters. Dem Historiker Heeren erscheint sie als die „Heldenperiode des Christianismus.“ Zwar hat sektirerisches Vorurtheil und blinder Haß des Christenthums, in Verbindung mit der ideallosen Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, Alles versucht, um diese Großthat der Christenheit herabzusetzen, sie zu verkleinern; aber trotz alledem werden die Kreuzzüge der Stolz und der Ruhm des ganzen christlichen Abendlandes bleiben. Daß übrigens auch hier, wie bei allen menschlichen Unternehmungen, Schattenseiten entdeckt werden können, wen kann das befremden? Aber die Lichtseiten sind so groß und mächtig, daß diese Mängel dagegen zurücktreten.

Die großen Vortheile, welche den Kreuzzügen zu verdanken sind, hat Heeren in seiner Abhandlung „Versuch einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge für Europa“, eine vom National-Institute Frankreichs gekrönte Preisschrift,[1]) systematisch zusammengestellt und beleuchtet Seitdem sind die Hauptanklagen gegen die Kreuzzüge verstummt. Diese Vortheile lassen sich unter vier Gesichtspunkten zusammenfassen.

---

[1]) Historische Werke. Göttingen 1824. II. Bd. S. 32—320.



1. Die Kreuzzüge erzielten nicht die geplante Befreiung des hl. Landes; aber sie befreiten Europa von dem drohenden Uebergewichte der Osmanen.

2. Sie entfesselten bei den Völkern des christlichen Abendlandes einen Strom religiöser Begeisterung, welcher zu der herrlichsten Entfaltung des menschlichen Geistes führte, in Kultur, Kunst, Wissenschaft und Poesie.

3. Sie beförderten das materielle Wohl des Abendlandes durch Hebung des Handels, der Gewerbe und der Industrie; sie gaben den Impuls zu Verbesserungen des Kriegswesens, der Schifffahrt und des Münzwesens.

4. Die Kreuzzüge legten den Grund zur Beseitigung des Feudalstaates, sie verbesserten die socialen Zustände der europäischen Gesellschaft, förderten die bürgerliche Freiheit in den Städten und auf dem Lande.

Unter diesen vier Gesichtspunkten des politischen Erfolges, des geistigen, materiellen und socialen Fortschrittes, sind die Vortheile der Kreuzzüge am leichtesten zu unterscheiden.

1. Durch die Kreuzzüge wurde die Frage entschieden, ob Asien oder Europa die Hegemonie erlangen sollte. Bezüglich Afrikas war diese Frage bereits durch die Römer gelöst worden. Die Eroberung und Zerstörung Karthagos hatte zu Gunsten Europas entschieden. Seitdem schwebte Europa mehrmals in Gefahr, von asiatischen Barbaren verschlungen zu werden. Durch die glücklichen Tage von Chalons s. M. 451, sowie bei Tours und Poitiers 732 war die augenblickliche Gefahr zwar beseitigt, aber die Entscheidung noch nicht gefallen. Die osmanischen Sultane glaubten an die ihnen von Gott übertragene Mission, Europa dem Halbmonde zu unterwerfen. Daher ihre beständige Offensive gegen die Iberische, wie gegen die Balkanhalbinsel. Demgegenüber konnte das christliche Europa nur gerettet werden durch eine feste Allianz der christlichen Völker des Abendlandes. Diese herbeigeführt und aufrecht erhalten zu haben ist das große Verdienst der Päpste: eines Gregor VII., Urban II., Innocenz III., Gregor IX., Innocenz IV., und selbst noch des späteren Pius II. In die Fußstapfen seiner Vorfahren trat noch ein Innocenz XI., welchem das große Verdienst zukommt, 1683 Wien gerettet zu haben durch die Stiftung der Allianz zwischen Leopold von Oesterreich und Johann Sobiesky von Polen, unter Hinzutritt von Venedig.

Nach dem militärischen Axiom, „die rechtzeitige Offensive ist

die beste Defensive" hat der christliche Occident mit Beginn des 11. Jahrhunderts die Defensive mit der Offensive vertauscht. Die unmittelbare Folge davon war, daß der Islam in der inneren Entfaltung seiner Kräfte lahmgelegt und in seinen Expansionsgelüsten auf die Dauer von zwei Jahrhunderten aufgehalten wurde. Der Fall Konstantinopels wurde eben so lange hinausgeschoben, während den Völkern Europas Zeit und Raum gegeben wurde zu erstarken, sich zu consolidiren und widerstandsfähiger zu werden. Wie hätte Europa mitten in den Wirren zwischen Papst und Kaiser, den Kämpfen der Welfen und Gibellinen, in der Periode von 1100—1300, den Angriffen der ungeschwächten Türken widerstehen sollen? Daß die große Entscheidungsschlacht bei Navos di Tolosa 1212 zu Gunsten der Christen ausfiel, war einzig dem Impulse der Kreuzzüge zuzuschreiben. Auch hier kämpften verschiedene Völkerstämme und die Ritterorden als Kreuzfahrer; Innocenz III. hatte sie unter die Fahne des Kreuzes gerufen. So haben die Kreuzzüge die abendländische Kultur und die Freiheit Europas gerettet vor der drohenden Invasion türkischer Barbarei. Wenn es, so lange Oesterreich einen festen Fuß in Italien besaß, als unumstößlicher Grundsatz galt: „Der Rhein wird am Po vertheidigt," so konnte man auch im Mittelalter sagen: „Die Donau wird am Jordan vertheidigt." Und wie, nach Oesterreichs Vertreibung aus Italien, der Rhein nur noch am Rhein vertheidigt werden konnte, so ist nach Aufgebung des hl. Landes die Donau zum beständigen Zankapfel und zum Kriegsschauplatze für mehrere Jahrhunderte geworden. Dieser Kampf dauerte mit verschiedenen Unterbrechungen von 1300—1700. Die Rettung der politischen Selbstständigkeit und der christlichen Civilisation Europas kommt auf Rechnung der Kreuzzüge. Ihre Idee entsprang dem hellsehenden Geiste eines Gregor VII., der eben so groß als Staatsmann und Politiker dasteht, wie als Kirchenfürst. Eben weil das byzantinische Kaiserreich der Bewegung gegen den Islam sich nicht anschloß, die Allianz der abendländischen Völker nicht annahm, deshalb ist es dem Halbmond zur Beute geworden, und bieten die herrlichsten Provinzen der Balkanhalbinsel das Schauspiel asiatischer Zustände. Daß das übrige Europa diesem Schicksal entging, ist die Wirkung der Kreuzzüge und das Verdienst des Papstthums. Daß das Ansehen der Päpste dadurch gewann, ist nur zu natürlich. Sie hatten sich um das Wohl der Christenheit unendlich verdient gemacht. Hierin aber eine kluge, politische Speculation, oder aber eine selbstsüchtige Ausbeute der Unternehmungen gegen den Islam zu erblicken,

wie viele Protestanten, z. B. Dittmar, Geschichte der Welt 3, 456; Becker, Weltgeschichte 5, 198 und auch selbst Heeren nicht ausgenommen, es versuchen, ist tendenziöse Verkennung der edlen Aufgaben, welche die Päpste jener Periode sich gestellt hatten. Es geht klar daraus hervor, daß auch in späterer Zeit unter Pius II. und Innocenz XI. dieselben Bestrebungen ihren Nachfolgern eigen waren, als längst eine päpstliche Weltherrschaft oder Uebermacht zum Traume geworden war.

2. Goethe's Ausspruch: „Das einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte, dem alle andern sich unterordnen, ist der Conflikt des Glaubens und Unglaubens“, findet in den Kreuzzügen einen klassischen Beleg. In keiner Periode der Weltgeschichte tritt Religion und Glaube mehr in den Vordergrund als im Zeitraum der Kreuzzüge. Der religiöse Glaube bewaffnet die Völker dreier Welttheile, läßt sie alles hintansetzen: Besitz, Wohlleben, Familie, Vaterland, Freiheit, Gesundheit, Leben. Dabei zeigt sich ein großer Unterschied zwischen christlicher Begeisterung und türkischem Fanatismus. Den Christen galt der Heereszug nach dem gelobten Lande als eine Art Gottesdienst, als eine Bußübung, als eine Vorschule für das Himmelreich. Bei den Saracenen war es das wilde Feuer der zur Eroberungslust und zur Befriedigung irdischer Genüsse entflammten Moslemen. Die christlichen Heere waren internationale Freiwilligen-Corps, ihre Parole lautete: „Gott will es.“ Ein stehendes Berufsheer wurde erst durch die Gründung der drei geistlichen Ritterorden: Johanniter, Templer, Deutschordensritter eingeführt. Dieses christliche Ritterthum ist eine der schönsten Blüthen und herrlichsten Früchte der Kreuzzüge.

Es galt aber auch die Feinde des Glaubens mit den Waffen des Geistes zu bekämpfen. Die Araber hatten, besonders in Spanien, es zu einer Blüthe in der Cultur und Wissenschaft gebracht, welche bewunderungswürdig war. Die Werke des Aristoteles hatten dazu Anstoß und Bewegung gegeben, auch Mittel und Ziel aufgeschlossen.

Demgegenüber mußte eine christliche Wissenschaft Gefechtstellung nehmen. Sie wurde ausgeführt von dem größten Scholastiker, von dem Doctor angelicus, dem hl. T h o m a s v o n A q u i n. Um ihn gruppiren sich die anderen Geistesheroen, ein Albertus Magnus, Petrus Lombardus, Dun Scotus u. a.

Die Begeisterung für das Ideale ist die Mutter der P o e s i e. Von jener ergriffen, sangen ihre Lieder Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Hart-

mann von der Aue in Deutschland, in Italien Petrarka und Dante; selbst der spätere Tasso schöpfte aus derselben Quelle und schuf sein christliches Epos: „Das befreite Jerusalem". Auch das Drama finden wir bereits in den Volksschauspielen, welche die Passion des Herrn zum Gegenstande hatten, eine Wirkung der Kreuzzüge. Die Bekanntschaft der Abendländer mit den byzantinischen Kunstwerken erzeugte in ihnen den Trieb der Nachahmung und des Wetteifers. So erhielt die christliche Kunst ihren Impuls aus dem Oriente: die Baukunst, die Sculptur, die Malerei. Es erhoben sich die herrlichen Baudenkmale der Gothik in Spanien, Frankreich, England und Deutschland, unter ihnen als Meisterwerk der Dom zu Köln am Rhein. Der Vortritt gebührt den Italienern Nicola Pisano und Cimabue, jenem in der Architektur, diesem in der Malerei, in welcher er aber bald übertroffen wurde durch seinen Schüler Giotto. Von Italien aus nahm die Kunst ihren Weg durch ganz Europa. Es sei hier noch speziell auf die Baukunst verwiesen. Die Bekanntschaft, welche der Pilger mit den Kirchenbauten des Orients, namentlich Jerusalems, machte, hatte zur Folge, daß man deren Styl im Abendlande nachahmte. So wurde schon durch Karl den Großen, nach dem Muster der hl. Grabkirche, der Münster in Aachen gebaut, mit Anlage eines Doppelchors. Derselbe Einfluß machte sich geltend bei den Bauten der Cathedralkirchen zu St. Gallen, Speyer, Worms, Mainz, Fulda und bei St. Sebaldus in Nürnberg.

Auch verdanken wir dem Geiste der Kreuzzüge die Gründung jener beiden Orden, welche den inneren Feind des Christenthums bekämpfen und die „wankende Kirche" stützen sollten: der Franziskaner und Dominikaner. Waren die drei Ritterorden ein mönchisches Ritterthum, welches, durch drei Gelübde verbunden, mit dem Schwerte in der Hand den äußern Feind bekriegte, so waren die beiden Bettelorden ein ritterliches Mönchthum, eine geistige Miliz, welche mit dem Schwerte des Geistes, welches ist „das Wort Gottes", die Häresie, das Schisma und die Sünde bekämpfte.

3. Was die materiellen Interessen anlangt, so bestand deren Förderung vorzüglich in der Wiederherstellung der alten, durch Völkerwanderung und Untergang des weströmischen Reiches verloren gegangenen Handelswege nach dem Oriente und nach Indien. Die Besetzung der Inseln am Mittelmeere, die Anlegung fester Plätze an der Küste, besonders die Erwerbung Konstantinopels verschafften dem Handel ebenso viele Märkte, als sichere und feste Stützpunkte. Bald gelangten die Seestädte Italiens zu einer niegesehenen Blüthe.

Venedig, Genua, Pisa, Amalfi konnten mit den Städten des alten Griechenlandes verglichen werden. Vorzugsweise war es Venedig, welches sich zur Beherrscherin der Adria machte und in der Veranstaltung und Leitung des vierten Kreuzzuges gegen Konstantinopel zur Genüge bewies, wie sehr es sein materielles Interesse im Auge hatte. Auch die übrigen Seestädte Italiens betheiligten sich am Ueberfahren und an der Verproviantierung der Kreuzfahrer, deren Schiffe mit Handelsartikeln beladen zurückkehrten. Als hauptsächlichste Importartikel galten orientalische Luxusartikel in Gold- und Seidewaaren, Perlen, Waffen; ferner neue, in Europa noch unbekannte Produkte z. B. Zuckerrohr, Maulbeerbaum, Indigo, Alaun, Zwiebeln, Pflaumen rc. Der Aufschwung des Handels in italienischen Seestädten theilte sich auch jenen Frankreichs, Spaniens, Englands, Hollands und Norddeutschlands mit. Denn auch der Norden wie der Westen Europas sandte seine Krieger zum hl. Lande. Auch die Binnenstädte betheiligten sich an dem Verkehr. So datirt das Emporblühen der Donaustädte: Wien, Regensburg, Ulm, selbst Basel nicht ausgeschlossen, aus jener Zeit. Sie brachten die Handelsartikel aus den südlichen Seestädten über die Alpen. Seit dem 11. Jahrhundert erlangen die vier Alpenpässe ihre Bedeutung für den Verkehr und zählen zu den Hauptadern des Transithandels. Mit den Donaustädten standen in engster Verbindung die Handelsemporien Mittel-Deutschlands: Prag, Nürnberg, Frankfurt, Straßburg, Mainz, Köln und Erfurt. In Norddeutschland wurde alsbald der Hansabund gegründet zum erfolgreichen Schutze des Binnen- und Seehandels. Daß bei dieser Entwicklung des Handels die Schifffahrt verbessert, die Kriegswissenschaft gefördert wurde, besonders in Anlage und Vertheidigung fester Plätze, ist sonnenklar. So haben die Kreuzzüge dazu gedient, die Superiorität Europas über die beiden andern Continente auf allen Gebieten der Kultur durchzuführen.

4. Von unberechenbarer Tragweite waren die Folgen der Kreuzzüge für die sociale Entwickelung und politische Gestaltung Europas: „Sie haben der Freiheit eine Gasse gebrochen." Sie haben nicht nur die Macht der Päpste gehoben, sondern auch das Ansehen und die Geltung des Individuums, des Bürgers vermehrt. Sie gaben dem Feudalstaate und dem Feudalwesen den Todesstoß. Jeder Kreuzfahrer, ob Leibeigener oder Höriger, wurde durch Annahme des Kreuzes ein freier Bürger. Die Verbrüderung der Kreuzfahrer als Soldaten Christi hob allen Standesunterschied auf.

Ritter und Bürger theilten Gefahr, Anstrengung und Noth, nahmen gleichen Antheil an der Ehre des Sieges. — Die inneren Verhältnisse der Staaten nahmen einen friedlicheren Charakter an; der deutsche protestantische Historiker Luden (9,283.290) führt die ruhigere Lebenslage Heinrich des IV. 1096, auf den friedlichen Einfluß der Kreuzzüge zurück. „Der Krieg der sächsischen Fürsten wider die Slaven und Wenden war milder. Früher waren Raub und Knechtung der eigentliche Zweck des Kampfes gewesen und der Name des Gekreuzigten mißbraucht worden. Nunmehr aber wirkte der Geist der Kreuzzüge ein, und scheinen die sächsischen Fürsten mehr die Begründung des Christentums als Raub, Gewaltthat und Knechtung vor Augen gehabt zu haben." Die thatdurstigen Ritter finden ein einladendes Feld für ihren Waffenruhm; die Treuga Dei, der Gottesfrieden, welcher für die ganze christliche Welt eingeführt wurde, steuerte dem Fehdewesen. Fruchtbar wirkte die Idee der Kreuzzüge: sie erzeugte den Corporationsgeist des Mittelalters, die Verbrüderung zu gemeinsamem Schutz gemeinsamer Interessen. — So entstehen die Verbände der Berufsklassen: Innungen, Zünfte; Verbände der Bürger gegen Patricier — der Städte gegen Territoralherrn, der Adeligen gegen Reichs-Fürsten. Auf diesem Wege gelangte man zu den Zunft-, Bürger- und Städte-Freiheiten, welche im Bauernkriege und im dreißigjährigen Kriege wieder verloren gingen. Nur die Reichsfürsten hatten es in diesen Krisen verstanden ihre Rechte und Freiheiten nicht bloß zu erhalten, sondern sogar zu vermehren, auf Kosten der bürgerlichen Freiheit und der kaiserlichen Gewalt, welch letztere von da ab dem Siechthum verfiel und daran 1806 erstarb.

Das sind die Kreuzzüge und ihre Folgen für das Abendland. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge (Vorrede S. VI) kann dieselben „nicht als einen Ausbruch des größten Unsinns oder der lächerlichsten Narrheit betrachten", sondern nach den gründlichsten Forschungen fragt er: „Welche Begebenheiten waren von so ausgezeichneten Folgen? Die Kreuzzüge wirkten nicht bloß auf die Völker im Ganzen, ihre Wirkungen drangen auch bis in die Familien; die Masse der Kenntnisse wurde vermehrt, der Umkreis der Begriffe erweitert. Dies wirkte wohlthätig auf Lebensgenuß, auf Handel, auf Gewerbe und Künste. Durch die Kreuzzüge änderte sich die Gestalt von Europa" (Bd. 1, 1 f.). Der ebenfalls protestantische Historiker Heeren (Bd. 2, 42), für welchen die

Kreuzzüge „die Frucht des erwachten Heldengeistes und der Religiosität der germanisch-fränkischen Nationen, die Heldenperiode des Christenthums sind“, weist den Vorwurf „sinnloser Unternehmungen als Folge des Aberglaubens und der Bigotterie, der ihnen so oft gemacht wurde“, entschieden zurück. „Aus dem Gesichtspunkte ihres Zeitalters betrachtet, erhalten die Kreuzzüge jenen erhabenen Charakter, der ihrem Umfange und ihrer Größe gebührt; aber das hohe historische Interesse, welches ihre Geschichte für alle Jahrhunderte wichtig macht, erreichen sie weniger durch sich selbst, als durch ihre Folgen.“

Die Kreuzzüge wurden veranlaßt, nach unserer Darstellung, durch die fortgesetzten Hemmnisse und Beschwerungen, welche die Pilger zu den hl. Stätten seitens der Türken und Ungläubigen erlitten. Zu ihrem Schutze entbrannte der 200jährige blutige Kampf zwischen Kreuz und Halbmond. Klar und bestimmt spricht sich der defensive Charakter des Kampfes aus in der eidlich übernommenen Verpflichtung der Mitglieder der Ritterorden:

> im Kampfe für das hl. Land ihr Leben daran zu setzen, die Pilger, denen auf den unsicheren Wegen durch Saracenen oder Straßenräuber vielfache Gefahren drohten, nach den hl. Stätten zu geleiten und gegen Ueberfall zu schützen.

Die Pilgerfahrten finden, Jahr aus, Jahr ein, seit den letzten Jahrhunderten frei und ungehindert statt. Um ihretwillen sind keine Kreuzzüge mehr nöthig. Doch ist es tief zu beklagen, daß die Lebendigkeit und Tiefe des christlichen Glaubens im Abendlande so weit geschwunden ist, daß nicht einmal die vom türkischen Fanatismus in Armenien ausgegangenen Metzeleien von 90,000 Christen weder eine Sühne, geschweige denn eine rechtzeitige Abwehr finden konnten! So weit ist das christliche Europa von dem Pflichtbewußtsein seiner christlichen Mission im Zeitalter der Kreuzzüge abgewichen! Ist das nicht auch eine Folge der sogenannten Reformation, welche die Christenheit gespalten und die Solidarität der christlichen Völker Europas untergraben hat?



Seeber's Ewiger Jude.

Studie über die neueste Ahasver-Dichtung

von

Josef Gaßner,

k. k. Professor in Salzburg.

„Bonum carmen decies repetitum placebit."

Durch sein episches Gedicht „Der ewige Jude" hat Prof. Josef Seeber sich zum unbedingt bedeutendsten unter den katholischen Dichtern der Gegenwart aufgeschwungen und die gewaltige Lücke zu gutem Theile wieder ausgefüllt, die der Tod F. W. Webers, des Schöpfers des unsterblichen „Dreizehnlinden" und des anmuthig-herben „Goliath", in den Reihen unserer zeitgenössischen Sänger gerissen.

Josef Seeber wurde geboren den 4. März 1856 zu Bruneck im Pusterthale, zum Priester geweiht in Brixen den 21. Juli 1878, studierte in Innsbruck unter Professor Ignaz Zingerle deutsche Sprache und Literatur, wurde dann Professor am fürstbischöflichen Knabenseminar Vincentinum in Brixen und erhielt 1887 eine Berufung als Professor an die Militärrealschule zu Mährisch-Weißkirchen.

Seeber veröffentlichte zuerst das epische Gedicht „St. Elisabeth" (1883), verfaßte ein Bändchen lyrischer Gedichte „Ein fliegend Blatt" (1885), eine markige Tragödie „Judas", und bearbeitete in trefflicher Weise W. Lindemanns weitbekannte und berühmte Geschichte der deutschen Literatur. In neuester Zeit veröffentlichte er ein dramatisches Festspiel „Spinges", verfaßte das „Bundeslied" zur Säkularfeier des Bundes Tirols mit dem göttlichen Herzen Jesu und gab soeben mit Dr. Karl Domanig, A. Heyl, Bruder Norbert und „Bruder Willram" (Anton Müller) eine Festgabe zu dieser Feier heraus, in die auch „Spinges" eingereiht ist.

Sein „Ewiger Jude“, den wir hier besprechen wollen, erschien auf Ostern 1894 in erster, 1895 in zweiter Auflage und liegt seit einigen Monaten bereits in vierter und fünfter Auflage vor (Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagshandlung 8⁰. VIII. u. 216 S.) Dieses Gedicht ist als eine ganz hervorragende Leistung der poetischen Production der Gegenwart von der Kritik allseitig anerkannt. In Seemanns „Literarischem Jahresbericht“ (Leipzig 1894) wird es als „eine der schönsten Blüten der epischen Dichtung unserer Tage“ bezeichnet. „Eine dichterische That von größter Bedeutung“ nennt es der Kritiker im „Augustinus“ (Wien 1814. Nr. 14), und in den bekannten, gewiß nicht auf katholischem Standpunkte stehenden „Blättern für literarische Unterhaltung“ (Leipzig 1895. Nr. 16) heißt es darüber u. a.: „Ich muß mir versagen, besonders gelungene Einzelheiten aus dieser gewaltigen Dichtung hervorzuheben. Man lese den vierten Gesang, den Ueberblick über die Weltgeschichte in der Beleuchtung Ahasvers, ... oder Gesänge, wo die Massen in Bewegung kommen ... Gut vorgetragen, müssen einzelne Gesänge dieser Dichtung dem Hörer Mark und Bein erschüttern.“

Heinrich Keiter, der feinsinnige Schriftsteller und bestverdiente Redacteur des deutschen Hausschatzes, urtheilt in seiner Recension über das Seeber'sche Epos (Literarischer Handweiser. Münster 1894. Nr. 594) u. a. folgendermaßen: „Seeber hat sich einen gigantischen Stoff gewählt, an dessen poetischer Ausgestaltung große Dichter sich schon versucht haben — einen Stoff, der in seiner wirklichen und symbolischen Bedeutung der dichterischen Phantasie Gelegenheit zu ihrem höchsten Fluge bietet, aber auch der Bewältigung große Hindernisse entgegenstellt. Seeber hat sie alle spielend überwunden, und mit der sichern Hand des erfahrenen Künstlers, mit der Gestaltungskraft des echten Dichters eine epische Dichtung aufgebaut, die unserer katholischen Literatur zur Zierde gereicht“. „Die Sprache“, heißt es im „Universum“ (Dresden 1895/96. 3. Heft), „ist groß, schön, dem Stoffe entsprechend wuchtig, die Form durchgearbeitet und abgeklärt. Die Darstellung ist gefüllt mit Bildern, deren gewaltige Pracht den Leser hinreißt“.

Dies nur vereinzelte Stimmen aus dem Chorus der literarischen Kritik. Es bedarf daher wohl keiner besonderen Rechtfertigung, wenn wir Seebers Ahasver zum Gegenstand einer eingehenden Würdigung machen. Denn eine solche ist unseres Wissens bisher noch nirgends

erschienen, einer so bedeutenden künstlerischen Leistung gegenüber aber, katholischerseits wenigstens, nachgerade zu einer Ehrenschuld geworden.

Eine französische und polnische Uebersetzung des Ewigen Juden unseres zweiten Fr. W. Weber ist, wie wir hören, in Vorbereitung, eine böhmische bereits vollendet.

Und nun zur Sache!

Unsere Arbeit gliedert sich äußerlich in drei Abschnitte. Der erste derselben führt die Entwicklung der epischen Handlung vor durch eine Inhaltsangabe der Dichtung nach deren einzelnen Gesängen. Im zweiten geben wir Andeutungen über den Standpunkt des Dichters, über die dem Ganzen zugrunde liegenden Ideen, über die Zeichnung der Charaktere rc., kurz über die Wahrheit des Dargestellten. Der dritte Abschnitt handelt über die sprachliche Form und die Anlage des Gedichts oder über die Schönheit der Darstellung. Bei Einhaltung dieses Verfahrens glauben wir zugleich der bekannten Forderung gerecht zu werden, daß ein Kunstwerk betrachtet werden müsse sowohl nach seinem Stoffe (I.) als nach seinem Gehalte (II.) und nach seiner Form (III.), und es wird uns hoffentlich gelingen, ein ziemlich allseitiges Verständnis des Seeber'schen Epos zu vermitteln, auch für solche, welche die herrliche Dichtung noch nicht oder schon vor längerer Zeit und nur flüchtig gelesen.

I.

1. Der Zeiger der Weltenuhr weist auf die letzte Stunde. Jerusalem ist zur glanzvollen Millionen- und ausgedehnten Fabrikstadt geworden. Es ist die Residenz des Antichrists, der sich Sotér nennt[1]) und dem fast der gesammte Erdkreis bezwungen und huldigend zu Füßen liegt. Eines Abends zieht ein „einsamer Reiter“ in die Weltstadt ein. Es ist Ahasver, der ruhmgekrönte Feldherr Sotérs, der diesem soeben die letzten Feinde in Europa besiegt hat. Ein jüdischer Waffenhändler, Kaleb, begrüßt den heimkehrenden Triumphator, und das Herz Ahasvers schwelgt im Anblicke der herrlichen Stadt, „der Schöpfung seines Geistes“, in stolzen Erwartungen; denn endlich glaubt er sich am Ziele seiner tausendjährigen Hoffnungen, Leiden und Thaten: die Errichtung der jüdischen Weltherrschaft unter dem gewaltigen Scepter des längst und heiß ersehnten Messias-Sotér ist zur That, zur Wirklichkeit geworden.

[1]) „Sotér“ bedeutet im Hebräischen „den sich Verbergenden“, im Aramäischen den „Zerstörer“, im Griechischen den „Heiland“. Seeber in Anmerkung 5.

Ahasver, der Tausendjährige, hat nicht umsonst gelebt, gearbeitet und gelitten.

Nichtsdestoweniger muß der ewige Jude bei seinem Einreiten in Jerusalem Zeuge einer eigenthümlichen Scene sein. Eine Schar von Christensclaven, die von ihren Treibern durch die Straßen gepeitscht werden, wird von plötzlich auftauchenden, von einem hehren Greise geführten Rittern befreit Kaleb erklärt dem staunenden Ahasver, daß der erhabene Alte sich Elias nenne; unlängst sei er mit Henoch in die Stadt gekommen; sie hätten erklärt, Sotér sei der Antichrist, und zur Bestätigung der Wahrheit ihrer Worte hätten sie einen Blitz vom Himmel gerufen, der das Standbild Sotérs auf dem Markte zertrümmerte; vergebens habe man bisher nach ihnen gefahndet; Teitan, des Königs sonst alles sich zutrauender Kanzler, sei den beiden geheimnisvollen Alten und den Kreuzesrittern gegenüber rath- und machtlos.

2. Der Talmudrabbi Laban ruft den Fluch des Himmels herab auf das Haupt Teitans, der sich zwischen Sotér und die strenggläubigen Juden gedrängt und der unbedingt gestürzt werden muß; denn der Talmud lehrt:

Kein Fremdling darf am Tisch des Königs sitzen,
Der Akum[1]) sei der Schemel seiner Füße.

Anders als der alte Rabbi denkt seine Tochter Sara: sie ist durch die hohe Stellung und die Verführungskünste Teitans geblendet und hofft die auserwählte Gemahlin des höchsten Beamten des neuen Weltreiches zu werden. Von Kaleb, „dem Krämer", den Laban zum Gatten für sie ausersehen, will sie nichts wissen.

3. Kaum hat Sara ihren alten Vater verlassen, da tritt Ahasver in Begleitung Kalebs über die Schwelle des Talmudrabbi. Nach kurzer Begrüßung schüttet dieser seinem Hausfreund Ahasver sein Herz aus über die Besorgnisse, die seine Sara ihm einflößt und über den seit der Abwesenheit des letzteren eingetretenen Umschwung der Dinge. Vor Jahren, als Sotér noch in Noth und Bedrängnis war, da hätten die Juden alles gegolten; sie seien die Stützen und Säulen seines Thrones, die ausschließlichen Räthe und Minister ihres Königs und Messias gewesen; jetzt aber sei das anders geworden; die orthodoxen Juden würden immer mehr zurückgedrängt, des Königs Leibgarde sei „aus der Drusen wildem Stamm gebildet",

[1]) Akum, aus den Anfangsbuchstaben von vier hebräischen Worten gebildet, bedeutet einen „Diener der Sterne und Planeten", allgemein einen Götzendiener, Nichtjuden, Christen. Dr. Ecker, der Judenspiegel. Paderb. 1884 S. XIV.

die Kammerherrn, Veziere und Räthe Sotérs seien meist Freunde und abgefallene Christen, der Kanzler Teitan, der abgefallene Christenbischof und Scheinjude, sei allmächtig.

Ahasver ist über diese Änderung zwar nicht erfreut, doch glaubt er deswegen noch nichts verloren. Er will alles aufbieten, um die beiden „Propheten" sammt ihrem Anhang zu fangen und zu vernichten und zum Lohne für diese Heldenthat werde er vom Könige nichts Geringeres fordern als die Entfernung Teitans, die ihm, dem thaten- und verdienstreichen Feldherrn, Sotér unmöglich verweigern könne. — Während Rabbi Laban, nachdem sein Gast zu Bett gegangen, matt und fieberkrank aufs Lager sinkt, wird seine Tochter Sara durch die Handlanger Teitans aus dem Hause ihres Vaters entführt.

4. Auf Sions Höhen ragt ein Wunder der profanen Baukunst, die Burg Sotérs. Ein gewaltiges Volksgedränge belebt heute ihre Hallen. Die Leibgarde des Königs bahnt eine Gasse zum Portale. Trommeln wirbeln und Trompeten schmettern, Truppen ziehen auf. Vor dem Palaste hält ein stolzer Reiter: Ahasver. Der Jubelruf: „Dem Sieger Heil!" tönt ihm aus tausend Kehlen entgegen, die Höflingsschar verneigt sich tief vor ihm, da er sie durchschreitet; nur einer naht vertraulich und streckt ihm die Hand zum Gruße entgegen: Teitan, Ahasvers größter und bestgehaßter Feind. Knirschend vor Wuth und Haß bemerkt Ahasver die dargebotene Rechte des Kanzlers nicht; dieser zischt: „Das wirst du büßen, Jude!" und schreitet dem Triumphator trotzig voran. Im Königssaal stehen des Königs Würdenträger und die Fürsten des Reichs: alle beugen sich tief vor dem Kanzler, tiefer noch vor Ahasver. Sotér erscheint in der Begleitung von Königen. Alles huldigt ihm. Ahasver naht sich stolzerhobenen Haupts dem Throne und meldet, Europa sei unterworfen, das Christenthum daselbst ausgerottet, der letzte Papst gefangen. Sotér heißt Ahasver zu seiner Rechten Platz nehmen und schmückt ihn mit dem goldenen Stern, der bislang seine eigene Brust geziert. Ahasver bedankt sich im Namen seines Volkes für diese Auszeichnungen, „nach denen er selber nie gegeizt." Sotér stellt aber noch einen neuen Huldbeweis für Ahasver in Aussicht bei der demnächst stattfindenden Einweihung des neuen Tempels auf Moria. Für jetzt ersucht er ihn um einen Bericht über seine Siegeslaufbahn. Die Höflinge, Fürsten und Könige, auch der Kanzler entfernen sich auf Sotérs Geheiß.

Ahasver giebt nun dem Könige eine weit ausholende Schilderung

der ganzen nachchristlichen Geschichte als eines Kampfes des Judenthums gegen Christenthum und Kirche im Dienste des stets erwarteten Messias, der in Sotér endlich erschienen sei und der es lediglich dem Einflusse des Judenthums zu verdanken habe, daß er aus verachteten und geringen Anfängen zu immer größerer Macht und schließlich zum Beherrscher der Welt emporgestiegen. Sotér erwidert, die Juden seien für ihre Verdienste reich bezahlt; sie können sich an den Christen nach Herzenslust rächen; was sie mehr wollen. Ahasver antwortet, sein Volk wolle die volle Huld des Königs; es könne sich nicht gefallen lassen, daß der Akum (Teitan) es vom Herzen seines Messias verdränge. Doch Sotér entgegnet, er wolle nicht der Sclave der Juden sein, er sei gekommen, alle Völker zu beglücken, sein Haß richte sich nur gegen das Christenthum, und nicht die Juden, sondern Teitan sei es gewesen, der ihn zuerst als Messias begrüßte. Nunmehr erhebt Ahasver die Anklage, daß Teitan nur ein Phrasendrescher, ein Schmeichler, Heuchler und Verführer sei, der das Christenthum nicht einmal in Jerusalem völlig zu unterdrücken vermöge. Er selber macht sich anheischig zur Einbringung des Elias und Henoch und ihrer Anhänger. Daran möge dann Sotér erkennen, daß seine Herrschaft in der Juden Kraft und Treue wurzele. Sotér erwidert unbestimmt und zweideutig: an einer Erprobung ihrer Treue solle es den Juden nicht fehlen; wer diese Probe siegreich bestehe, werde mit ihm Macht und Herrschaft theilen.

Nur halb zufrieden, halb des Zweifels Beute,
Der ihm das Herz verwirrte, schied der Jude.

Sofort erscheint Teitan, der hinter einem Vorhange der ganzen Unterredung zwischen Sotér und Ahasver zugehört. Er macht Sotér die heftigsten Vorwürfe, daß er den Juden eine so kecke Sprache habe führen lassen, und bemerkt, sobald die Juden wüßten, daß Sotér nicht von David, sondern nur von einem Christen und einer Jüdin aus dem Stamme Dan abstamme, würden sie ihm heute noch ihr bischen Treue künden. Schon jetzt witterten sie Verrath. Ein Diener Rabbi Labans habe ihm bereits hinterbracht, was gestern Abend in dessen Hause beschlossen worden sei, und Labans Tochter habe er heute früh auf sein Felsenschloß bringen lassen. Sotér erwidert, es müsse Teitans Aufgabe sein, das Giftgewächs, „das ekle Judenpack", gänzlich auszurotten, und seien dann auch die letzten Christen sammt dem Papste und den beiden Propheten vernichtet,

Dann mag die Maske fallen, die wir hassen,
Und meines Namens Räthsel sich enthüllen:

Es soll dies Volk, das mich Messias nennt,
Es soll die Welt vor ihrem Gott sich beugen;
Zum Himmel will ich steigen, über Sternen
Den Thron errichten und vom morschen Sitze
Den alten Wahngott in die Tiefe schleudern.
Der Himmel soll, die Welt im Staube sich
Vor meinen Augen winden und vergehn,
Und wehe dem, der mir zu trotzen wagt!

Des Königs Stimme gellt, Teitan selbst erbleicht; denn vor ihm steht
Stolz aufgerichtet, feuerüberfluthet
In düstrer Majestät der Geist der Tiefe.

5. Der Dichter führt uns nun in die „Katakomben" bei Jerusalem d. h. in eine Höhlenstadt, die einst ein Priesterkönig Jerusalems in die Felsen hatte graben lassen, als Kanaan von Heiden verheerend überflutet wurde. Jetzt hat sie Elias, von Gott belehrt, den Christen erschlossen, und diese finden hier eine sichere Zufluchtsstätte vor den Verfolgungen Sotérs. Henoch schlägt gerade einen Jüngling, den letzten Sohn einer Heldenmutter, zum Ordensritter, als ein Mann hereingeführt wird, der scheinbar vor den ihn verfolgenden Sclavenjägern hierher geflohen war. Doch Henoch entlarvt den Heuchler als Kosoff, den schlimmsten der Sclavenjäger, der noch das blutige Mal auf der Stirne trage, das ihm jüngst des Elias Geißel geschlagen, und der nur gekommen sei, durch seine List das bisher geheim gebliebene Versteck der Christen an deren Feinde zu verrathen. Als Kosoff, der zuerst eine Änderung seiner Gesinnung heuchelt, sich durchschaut sieht, gebärdet er sich als wüthender Christenhasser und verlangt trotzig seinen Tod, den Sotér blutig rächen werde. Henoch hindert jedoch die zornentflammten Keuzesritter an dessen Ermordung und läßt ihn vorläufig gefangen halten. Der Comthur der Ritter fragt den Patriarchen, wo sie, wenn er Kosoff freizulassen gedenke und dieser sie an Sotér verrathe, noch ein Asyl vor den Verfolgern finden würden. Für Henoch antwortet der eintretende Elias: die Erlösung sei nahe, die Christenverfolgungen hören auf und der Rest des Judenvolkes werde sich zum Christenthum bekehren; die Ritter müßten heute noch den Papst aus der Gefangenschaft Sotérs befreien. Die Verfolger würden ihnen bis zum Thore von Hinnom nachsetzen; zwölf der Kreuzesritter mögen, um den Gegner zu täuschen, auf dasselbe loseilen und in die Katakomben flüchten, die andern aber sollen mit dem befreiten Papste auf geheimen Pfaden nach dem „Labyrinthe" ziehen, in dem schon David vor Saul sich verborgen und das Gott zur letzten Zufluchtsstätte der verfolgten Kirche bestimmt habe.

Henoch und Elias selbst würden in den Katakomben zurückbleiben, um sich von Ahasver freiwillig fangen zu lassen und des langersehnten Martyrertodes zu sterben:

Wir müssen sterben, daß die Kirche lebt:
Aus unserm Blute sproßt und blüht die Freiheit.

Doch nur jenen zwölfen, die der Herr selbst durch's Los bestimmen werde, durch ihre Flucht nach den Katakomben die Verfolger zu täuschen, sei es vergönnt, mit Henoch und Elias in den Tod zu gehen. Unter den Glücklichen, auf welche das Los sodann entfällt, befindet sich auch der soeben zum Ordensritter geschlagene jüngste Sohn jener christlichen Matrone, die schon elf ihrer Söhne dem Herrn geopfert. Dieselbe beschließt, mit ihrem Benjamin die Glorie des Martyriums zu theilen. Nur sie und die beiden Patriarchen bleiben zurück. Die Ritter ziehen aus, Henoch birgt das Kreuz sorgfältig in einer Seitengrotte und zur festgesetzten Stunde wird Kosoff aus seiner Haft entlassen.

6. Trotz der Gluthitze des tropischen Mittags schleicht ein finstrer Mann durch die Straßen Jerusalems und um das Haus des Rabbi Laban. Es ist der unglückliche Kaleb, Saras Liebhaber. Als Wahnsinnige findet er die Angebetete seines Herzens im Hofe ihres Hauses und tief erschüttert über das Schicksal der vom Verführer Teitan arg Hintergegangenen, schwört er, Sara zu rächen und bittet Laban, seiner Tochter sich zu erbarmen und sie wieder in sein Haus aufzunehmen. Doch Rabbi Laban, dem Teitan seine Tochter sammt einem höhnischen Briefe und dreißig Golddenaren zurückgeschickt und der Sara zuerst eigenhändig zu tödten vorhatte, will von Mitleid und Erbarmen gegen „die fremde Dirne" nichts hören. Von Kalebs ohnmächtiger Rachbegier hofft er nichts; nur Ahasver könnte ihm vielleicht noch Genugthuung verschaffen, und selbst bezüglich dieses äußert er:

Wer weiß, ob nicht der König
Mit ihm und unserm Volk sein Spiel nur treibt,
Wie jetzt sein Kanzler mit der Tochter Labans?

7. Sotér weilt in seinem Harem. Der Kislar-Aga meldet, daß das Volk bereits auf die Verurtheilung des von Ahasver gefangen herbeigeschleppten Papstes warte. Sotér läßt sich von seinen Buhlerinnen die königlichen Gewänder reichen und eilt mit dem Rufe:

Auf offnem Markte soll der Hund verenden!

zur Audienz in den großen Königssaal. Hier tritt vorläufig der Gouverneur der Ostprovinzen auf, „ein freier Mann", der den

Stern Sotérs auf Buddhas letztes Heiligthum gepflanzt, aber mit dem Mongolenfürsten, den er bekriegte, sich gütlich verglich, statt ihn lebend oder todt vor Sotér zu bringen, wie dieser es befohlen. Für seinen Ungehorsam läßt ihm der König eiserne Fesseln anlegen, und als Ahasver für den so verdienstvollen Mann sich einsetzen will, weist er dessen Einmischung barsch zurück. Ahasver meldet sodann, daß er zehntausend abendländische Christen als Sclaven verkauft und mit dem Erlös des Königs Kasse gefüllt, den abgesetzten Papst aber führe er ihm zur Augenweide und persönlichen Verurtheilung vor. Der letzte Papst, Petrus II., wird nunmehr vor den König gestellt. Sein rauhes Wollkleid ist beschmutzt, zerrissen und mit Blut befleckt; sein Haupt trägt einen Dornenkranz, aus dem ein Kreuz aus Stroh hervorragt; seine Hand ist gefesselt; Entbehrung und Seelenqual hat an dem Lebensmark des greisen Oberhirten gezehrt. Sotér fragt ihn spöttisch:

Was macht dein Gott, der Sohn des Zimmermanns?

Mit ernster Würde erwidert der Priestergreis:

Er mißt die Bretter ab zum Sarg für dich.

Da bricht Sotér in ein höhnisches Lachen aus und ruft:

Nicht übel! . . . Der Mann hat Mutterwitz.

Und Teitan fällt spöttisch ein:

Er sprach ex cathedra!

Teitan meint weiter, es lebe sich gut mit dem Bannfluche des Papstes belastet, und fragt den Gefangenen:

Wann wirst du Feuer auf mich regnen lassen?

Das auf diese Frage plötzlich losbrechende Gewitter erklärt der Papst als den letzten Mahnruf Gottes an das Gewissen des Apostaten Teitan. — Sotér seinerseits verspricht dem Papste das Leben, wenn er „des Nazareners Maske“ abwerfe und seinem Sterne sich beuge. Als nun der Papst mit apostolischem Freimuth dem sich als die Wahrheit ausgebenden Antichrist dessen wahren Charakter ins Antlitz sagt und dessen ganze psychologische Entwicklungsgeschichte vor den Ohren der Anwesenden enthüllt, ruft Teitan:

Die Lästerzunge reißt ihm aus dem Munde!

und die Höflinge fallen mit dem Losungsworte ein:

An's Kreuz mit ihm, an's Kreuz mit dem Verruchten!

Da nun Petrus II. auch Teitan in seiner ganzen innerlichen Abscheulichkeit entlarvt und auf seine furchtbare Verantwortung als abgefallener Bischof hinweist, stürzt der Kanzler wie rasend auf ihn und schlägt ihm mit der Faust ins Angesicht; Ahasver aber umschlingt den Papst mit starkem Arm, hält ihn aufrecht und schaut

dabei Teitan scharf und eisig an. Sotér schenkt dem Papste vorläufig das Leben und übergiebt ihn dem Kanzler, damit dieser ihn langsam, gleichsam tropfenweise, sterben lasse. Als Ahasver einwendet, daß **er** das erste Recht auf diesen Mann habe, da **er** ihn gefangen, ruft der König stolz:

Was ich gesagt,
Das bleibt bestehn. Ihr seid entlassen. Geht!

8. Umringt von Teitans Schergen erscheint der Papst vor dem Palaste Sotérs. Er wird vom Pöbel verhöhnt, angespieen und mit Koth beworfen. Teitan reizt die rohe Menge zu neuen Mißhandlungen gegen den wehrlosen Greis, und als Ahasver voll Ingrimm den Kanzler fragt:

Was soll die Scene noch? Sind das die Lorbeern,
Mit denen du vor unserm König prunkst?

wendet sich dieser verächtlich von ihm mit den Worten:

Was kümmert's dich? Mein eigen ist der Alte!

Da schleicht plötzlich Kaleb heran und stößt mit seinem Dolch nach dem Herzen Teitans; doch der Stoß prallt an des Kanzlers Schuppenpanzer ab, der Attentäter, von hundert Stichen durchbohrt, fällt und stirbt. Plötzlich erschallt der Ruf der Kreuzesritter, die mitten unter der Menge zerstreut gestanden. Rasch entreißen sie den Papst den Händen der lässigen Schergen und entfliehen, während Ahasver ruhig zuschaut und Teitan mit Kalebs Dolche und seinen Leuten den Fliehenden nachsetzt. Ein Dutzend Ritter hält den ersten Anprall der Verfolger löwenmuthig aus, die übrigen entkommen sammt dem befreiten Papste glücklich.

Daß ist dein Anschlag, Jude! zischelt Teitan,
Du hast des frechen Buben Hand bewaffnet
Und rührst dich nicht, da mir die Christenhunde
Den alten Schurken aus der Faust gerissen:
Ich werd' es dir gedenken, bald und bitter!

Doch Ahasver zuckt nur hämisch mit den Schultern und spricht:

Was kümmert's mich? Dein eigen ist der Alte.

Bezüglich Kalebs werde er später mit Teitan abrechnen, wenn seine Ahnung ihn nicht täusche; die Christenhunde aber werde er dem König noch heute sammt dem Papste, der ihm zwar leid thue, einfangen; dann möge aber auch Sotér seine Thaten und des Kanzlers „Wunder" mit gerechtem Maße messen. Ahasver winkt Kosoff, und die besten Sclavenjäger sammeln sich unter ihrer Führung zur Verfolgung der Kreuzesritter. Kosoff kommt bei der Erklimmung des Felsenthores von Hinnom ums Leben, Ahasver dringt in das Versteck der Christen und glaubt, „die ganze Brut" aus dem Neste

nehmen zu können, ist aber bitter enttäuscht, als er nur die zwei Alten, die Matrone und die zwölf Ritter findet und hören muß, daß alle übrigen sammt dem Papste sich gerettet; doch freut er sich wieder, als ihm ein Sclavenjäger ins Ohr raunt, wer die beiden Alten seien.

> Der Fang hat höhern Wert, als ich gedacht:
> Ich hab mein Wort gelöst, mir wird der König
> Den höchsten Preis nicht vorenthalten dürfen.

Die kleine Dulderschar wird aus ihrem bisherigen Asyle hinausgepeitscht und bei Vollmondschein nach Jerusalem gebracht.

9. Des andern Tags werden die Blutzeugen auf offenem Markte von Sotér gerichtet. Elias und Henoch werden gekreuzigt, nachdem sie dem Antichrist und seinem Anhange prophezeit, daß nach drei Tagen schon Gottes Gericht über sie hereinbrechen werde. Die zwölf Ritter und die Matrone werden durch verschiedene Martern gleichfalls getödtet. Elias opfert die Qualen der Kreuzigung für die Bekehrung Ahasvers und der Juden auf. Als die Heiligen geendet, begrüßt Teitan den König als den „sieggekrönten" Herrn der Welt. Sotér redet das Volk an: die Wahrheit habe gesiegt, die Erde habe das Blut der letzten Unterdrücker getrunken, das Morgenroth der Freiheit sei endlich angebrochen; morgen sollen die Fürsten und das Volk in dem auf Moria vollendeten Tempel erscheinen, um ihren Gott anzubeten. Morgen werde auch Ahasver, der ruhm- und sieggekrönte, stets getreue Feldherr, den Lohn für seine Thaten erhalten. Bei den letzten Worten des Königs erhellt sich plötzlich wieder das Angesicht Ahasvers, dessen Gemüth sich beim Anblicke der Kreuzigung der beiden Propheten verdüstert hatte. Er faßt neue Hoffnungen und blickt triumphierend auf Teitan, der spöttisch lächelt. Während der König unter dem Jubelruf der Menge sich entfernt, beginnen Brunnen Wein zu sprudeln, Musik und Gesang ertönt und es beginnt ein tolles Treiben, das bald zum eklen Bacchanal ausartet. Ahasver steht noch lange im Hochgefühl des nahen Sieges wie träumend auf der Tribüne. Da endlich weckt ihn das wüste Gejohle und trunkene Lallen der Berauschten und, angeekelt bis zum Grund des Herzens, geht er nach Labans Wohnung.

10. Ein wunderschöner Morgen geht auf über Jerusalem. Stolz ragt der neue Tempel auf Moria empor, die Pracht des alten Judentempels zur Zeit Christi und die Herrlichkeit des St. Peterdoms in Rom weit hinter sich lassend. Der Freude und Erwartung voll lustwandelt Ahasver mit seinen Freunden durch dessen

Hallen. Hier, meint er, werde der Gottesdienst der Juden in seiner alten Form von neuem aufleben. Hier werde der wahre Gott nach altem Brauche durch Gebet und Opfer wieder geehrt werden; hier werde auch die ihn begleitende unglückliche Sara die Ruhe ihres Herzens wieder finden. — Sotér naht sich dem Heiligthume mit königlichem Gepränge, aber ohne Teitan, was Ahasver sich als bereits errungenen Sieg über den letzteren auslegt. Ahasver erhält den nächsten Platz zur Rechten des Königs. Sotér hält eine lange Anrede, die in dem Satze gipfelt:

Es giebt nur einen Gott, und der bin ich;

das von Meisterhand gefertigte Elfenbeinbild Sotérs steht, plötzlich enthüllt, auf hohem, goldenem Altare und unheimlich wie aus den Tiefen des Abgrunds klingt es von dessen Lippen:

Ich bin dein Gott, du sollst vor mir allein
Anbetend knieen, mir dienen und gehorchen.

Teitan erscheint und schwingt vor Sotér das Weihrauchbecken; die Menge ruft:

Sei hochgepriesen, unser Herr und Gott!

Ahasver steht starr. Plötzlich stürzt er auf Teitan, schleudert ihm das Weihrauchfaß aus der Hand und schilt in gewaltiger Erregung und mit furchtbarem Pathos auf Sotér als den falschen Gott. Sotér spricht: „Wir sind quitt!“ und blendet Ahasver durch ein dämonisches Wunder; den übrigen Juden läßt er Frist zur Huldigung bis morgen. Ahasver wird von Sara fortgeführt. Teitan, das Volk und die Fürsten huldigen dem Antichrist neuerdings; dieser verheißt seinen Getreuen ein Leben ununterbrochenen Sinnengenusses.

11. Die Juden gelangen, von Teitans Schergen begleitet, vom Tempelberge herab über den Marktplatz von Jerusalem, wo der Pöbel im Angesicht der Prophetenleichen ein neues Bacchanal beginnt, an dem auch die Schergen theilnehmen wollen, die deshalb die Juden in ihre Wohnungen entlassen. Der greise Baruch mahnt seine Stammesgenossen, trotzdem Ahasver und sie in Sotér sich geirrt, das Gottvertrauen nicht zu verlieren, zu beten und zu dulden und den Verfolgungen des neuen Antiochus (Sotérs) gegenüber standhaft zu bleiben. Den Händler Ben Isaak, der kurz zuvor noch Makkabäermuth zu empfinden glaubte, hat im Anblicke der Martyrerleichen kaltes Grausen gepackt; er eilt „wie das vom Tod geritt'ne Pferd“ nach Hause, entschlossen, sein Hab und Gut um jeden Preis zu retten; Samuel und Abiron verhöhnen Baruchs Gottvertrauen und dessen Aufforderung zum Gebete. — Die wahnsinnige Sara führt den geblendeten Ahasver hinaus in die Wüste

und ins Gebirge: er folgt ihr planlos, voll Todessehnsucht. Bei einem „Riesenkrater" angelangt stößt Sara den Alten plötzlich von sich und stürzt sich jauchzend in die Tiefe. Ahasver will sich emporrichten, aber sein Fuß ist zwischen Felsblöcke eingeklemmt; er ruft nach Sara, dann nach dem Tod als seinem Erlöser; er bejammert sich und sein Volk; er wünscht sich das Augenlicht zurück, um an Sotér sich rächen zu können. Nach langem Toben und Wüthen fällt er endlich in einen langen Schlummer. So finden ihn Christen, die vorher seine Hilferufe vernommen. Sie bringen ihn ins Labyrinth, wo er auf Moos gebettet und liebevoll gepflegt wird. Der Papst tritt zu Ahasver und betet inbrünstig für seine und seines Volkes Bekehrung.

12. Ahasver erwacht, doch Finsternis umgiebt ihn. Er fragt, wo er sei und erhält die Antwort:

Du bist bei Freunden und im Schutz des Friedens.

Da glaubt Ahasver, von seiner Blendung durch Sotér bloß geträumt zu haben, aber der Papst klärt ihn, ohne sich zu erkennen zu geben, über seinen Irrthum auf und beschwichtigt zugleich den Ausbruch seiner Verzweiflung: auch das schwerste Leid komme von oben und Ahasver müsse noch leben für sein Volk; viele Juden würden auch jetzt ihrem Glauben treu bleiben und für denselben muthig in den Tod gehen. Sodann berichtet Petrus II. über die seit Ahasvers Blendung eingetretenen Ereignisse. Die Juden hätten sich aus Furcht zuerst in ihre Paläste verkrochen, die Drusen seien mit dem Pöbel erschienen und hätten die Judenhäuser umstellt und deren Thore erbrochen, doch die Inwohner seien nicht zu finden gewesen, nur Rabbi Laban, der wahnsinnig geworden, habe sich willenlos fangen lassen und den König und dessen Kanzler gehöhnt; unter den Streichen der Drusen sei der Greis gefallen und seinen Kopf habe man als Siegestrophäe auf den Marktplatz getragen. Jetzt erst erinnert sich Ahasver Saras und fragt nach ihrem Verbleib. Die Antwort lautet:

Wir fanden sie zerschmettert in der Tiefe.

Ben Isaak, erzählt der Papst weiter, habe dem Drusenführer ein Versteck der Juden verrathen, „einen Felsendom, der unter Sions Höhe sich erschließt"; es seien daselbst Weiber und Kinder, aber nur wenig Männer gefunden und, da sie sämmtlich standhaft blieben, auf dem Markte hingerichtet worden; den Verräther Ben Isaak habe der Drusenführer, weil er ihn nicht in das Hauptversteck der Juden geführt, eigenhändig erdolcht. Nun fragt Ahasver, der wähnt, sich

bei seinen Leuten zu befinden: „Wann kommen wir daran?“ Der Papst antwortet: Wir sind sicher und geborgen im Labyrinth, du, Ahasver, bist bei Christen und der Mann,

Der an deinem Lager sitzt
Und der dich Bruder heißt aus Herzensgrund,
Es ist der Papst, den du gehaßt, verfolgt!

Da fährt Ahasver vom Lager wild empor und bittet seinen Feind, ihn zu tödten: er sei es ja, der ihn um seinen Thron gebracht, und das Blut von Millionen Christen klebe an seiner Hand. Doch Petrus II. erinnert ihn an das christliche Gebot der Feindesliebe und verkündet ihm, daß er nicht sterben werde, ehe er den Heiland geschaut und die hl. Taufe empfangen. Ahasver versinkt endlich in wirre Träume:

Erkenntnis stritt und Haß in wilder Fehde
Die lange Nacht; ein steuerloses Schiff,
Bald himmelhoch, bald abgrundtief geschleudert,
Erbebt sein Herz; da träufelt Feindesliebe
Ihr rettend Oel auf Wogendrang und Brandung:
Die Wellen glätten sich und friedlich grüßt
Ein Sternenaug' durch die zerriss'nen Wolken.

(Zusatz zur 4. und 5. Auflage.)

13. Am Morgen wacht Ahasver auf — christusgläubig und zugleich wieder sehend. Christus, der Herr, war ihm im Traum erschienen und hatte traut und warm zu ihm gesprochen:

O blinder Mann, warum verfolgst du mich?
O komm zu mir mit deinem armen Volke!

Der Papst berichtet ihm über die soeben wunderbar aufgefundene Bundeslade, führt ihn zu ihr und tauft ihn auf den Namen Paulus; er überreicht ihm den Stab des Aaron; derselbe wird blühend. Ahasver zieht als Apostel seiner Brüder aus dem Labyrinth.

14. Auf dem Marktplatz hangen noch die Leichen des Henoch und Elias am Kreuz. Teitan hat wieder eine Anzahl gefangener Juden hinrichten lassen und reitet langsam von der Richtstätte. Da entsteht plötzlich ein gewaltiges Erdbeben und binnen wenigen Augenblicken ist die stolze Residenzstadt Sotérs ein Trümmerhaufen: ein tausendstimmiges Angstgeschrei erfüllt die Luft. Ein Blitzstrahl fährt aus den Wolken und es ertönt der Ruf: „Erwacht zum Leben, ihr treuen Zeugen und steigt vom Kreuz!“ Die Leichen der beiden Propheten beleben sich, ihre Wundmale werden strahlend wie Purpurrosen, ihr Antlitz leuchtet sonnenklar, und selig schweben beide gen Himmel. Ahasver kommt in die zerstörte Stadt; auf der Suche nach seinen Brüdern gelangt er weiter und immer weiter bis zu den

Trümmern der Königsburg: dort findet er Teitan, von einer eingestürzten Mauer halb verschüttet. Zuerst regt sich die Rachsucht im Herzen des Neubekehrten; doch dann ermahnt er den Sterbenden zu Reue und Buße und will ihn aus seiner qualvollen Lage befreien. Teitan jedoch stirbt unter einer gräßlichen Gotteslästerung und versinkt in einen Feuerpfuhl. Der hereinbrechende Abend findet Ahasver allein betend auf dem Oelberg.

> Und dunkler wird's, kein lichter Stern erglänzt,
> Nur einsam flammt am Firmamente hoch
> Ein blutig Kreuz durch schwarze Wetterwolken.

15. Der fünfzehnte Gesang gliedert sich in zwei Scenen. Die erste zeigt uns Ahasver im Verstecke der bisher noch nicht aufgefundenen Juden, das in der Nähe jenes unter Sions Höhe sich erstreckenden Felsendomes lag, in welchen Ben Isaak die Drusen verrätherischer Weise geführt hatte.

> Der Schein der Lampe fiel auf abgehärmte,
> Vom Druck der Sorge früh gebeugte Männer.
> Vor ihnen ragte mächtig in der Kraft
> Der unverwelkten Jugend Ahasver.

Er verkündet seinen Stammgenossen seine Bekehrung sowie die Auffindung der Bundeslade und fordert sie auf, das Christenthum anzunehmen. Im Namen der meisten Anwesenden antwortet der greise Baruch; nicht nur sein Wort bewege sie, auch die neue Trübsal habe ihr Herz geläutert; das gestern abends am Himmel flammende Kreuz, die wunderbare Erhöhung der Zeugen Christi und die Demüthigung Sotérs durch das Erdbeben sprächen ebenfalls für die von Ahasver vertretene Sache. Er schließt mit den Worten:

> Ich war ein Christ, bevor du kamst, geworden.

Die Großzahl der Juden ist gewillt sich zu bekehren; doch manche halten zaudernd sich zurück und Abiron erhebt sogar die Faust gegen Ahasver.

In der zweiten Scene sehen wir den neuen Paulus an der Spitze der Bekehrten auf dem Marktplatze. Er verkündet allem Volke Gott und Christus. Die Menge sondert sich alsbald in zwei feindliche Lager: Hie Christus! Hie Sotér! Da verbreitet sich die Kunde: „Der König kommt!“ Ahasver und Sotér treten einander als Führer der beiden Parteien gegenüber. Sotér behauptet, nur das Judenpack sei gegen ihn. Doch Ahasver erwidert, er trete *im Namen Christi* vor ihn hin und verkünde ihm den nahen Untergang. Er möge, wenn er der wahre Gott sei, gleich Christi heiligen Zeugen vor aller Augen gen Himmel fahren und die Menge ruft:

„Er steig empor!“ Sotér giebt schließlich nach und verspricht, die ihm zugemuthete Himmelfahrt am folgenden Tage vor aller Augen auf dem Oelberg auszuführen.

16. Sotér hält sein Versprechen: durch ein Höllenwunder erhebt er sich bis in die Wolken. Schon jauchzen seine Anhänger in tollem Jubel, die Juden stehen sinnverwirrt, furchtvoll, betäubt, nur die Christen schauen vertrauensvoll auf das Kreuz, das Ahasver als Banner seinen Getreuen voraussträgt. Nun ruft Ahasver flehend zum Himmel: da entsteht plötzlich ein Rauschen in den Lüften, Posaunenklänge und starke Stimmen ertönen, der Wolkenvorhang reißt entzwei, Christus, der Herr, erscheint auf weißem Rosse und mit ihm ein starkes Heer in weißen, wallenden Gewändern. Sotér schreit furchtbar auf und fällt zu Boden: ein Feuerpfuhl verschlingt ihn. Neuerdings erbebt die Erde, der letzte Rest der Schöpfungen Sotérs wird vernichtet und todtbeschwingte Pfeile fahren nieder auf die Massen.

> Und tausend Adler setzen sich zum Mahl,
> Das Gottes Zorn den gierigen bereitet. —
> Im Windeshauch erstirbt der letzte Seufzer.

17. Auf dem Tempelberg ragt aus Schutt und Trümmern jugendfrisch das Kreuz. Am Fuße des Berges hebt sich Psalmensang. Knaben und Mädchen steigen den Berg hinan, Priester mit der Lade des neuen Gottesbundes folgen, dann der Papst, dann Ahasver und das Volk. Jetzt steht die Bundeslade als Altar vor dem Kreuz: der Papst feiert nach langer Unterbrechung zum erstenmale wieder das geheimnisvolle Opfer des Neuen Bundes, bei dem Gott Vater mit dem Sohne und dem hl. Geiste sichtbar auf Sternenwolken sich zeigen. Nach dem hl. Segen tritt Petrus II. zu Ahasver und umarmt ihn. Dieser verkündet das nahe Weltende und fordert die Anwesenden auf, sein Bekehrungswerk in der ganzen Welt zu vollenden; er selber sei am Ziel und lege gern den Wanderstab beiseite. Anbetend wirft er sich auf sein Antlitz, ein feierlicher Siegessang wogt zum Himmel; der Papst ertheilt nochmals den Segen, auf das Ite missa est! und Pax vobis! erhebt sich das Volk . . .

> — Nur einer bleibt von allen
> Im Staube regungslos, das Haupt gesenkt
> Zum Fuß des Kreuzes: Ahasver, der Alte;
> Sein Herz ist still, der müde Pilger schläft,
> Und sel'ger Friede ruht auf seinem Antlitz.

Dies ist in gedrängten Umrissen der Inhalt des Seeber'schen Epos. Doch soll und kann unsere Inhaltsangabe nur eine matte

Vorstellung geben von dem reichen Begebenheits-, Gedanken- und Stimmungsleben, das der Dichter in die siebzehn Gesänge zusammengedrängt.

II.

1. Wie Vergil in seiner „Aeneide" das epische Begebenheitsleben seines, des Augusteischen, Zeitalters nach rückwärts projicierte und auf dem soliden Untergrunde der italischen Stammsagen idealisierend zum poetischen Ausdrucke brachte, so projiciert Seeber die großen treibenden Ideen, Gegensätze und Kämpfe unserer Zeit, des Zeitalters seit 1789, nach vorwärts in die letzten Zeiten der Menschengeschichte und bringt sie idealisierend und individualisierend zu künstlerischer Darstellung.

Wie das poetische Verdienst Vergils nicht darin bestand, die italischen Stammsagen als solche künstlerisch verwerthet und die Anknüpfung der Geschichte des julischen Hauses an die sagenumsponnene Zerstörung von Troja glücklich bewerkstelligt zu haben, sondern darin, daß er im Rahmen dieses altehrwürdigen Stoffes seinem Zeitalter ein ideales Reflex- und Ergänzungsbild seiner eigenen Thaten, Kämpfe, Ideen und Ideale entgegenhielt, so liegt auch der poetische Werth des Seeber'schen „Ewigen Juden" nicht so sehr darin, daß er die über das Erscheinen des Antichrists bestehenden Prophezeiungen darstellt und dieselben mit der Ahasversage in organischen Zusammenhang bringt, als vielmehr darin, daß er uns im Rahmen dieses eng begrenzten Stoffes ein künstlerisch idealisiertes und individualisiertes Bild unseres eigenen Zeitalters vor Augen hält. Mit andern Worten: Sowohl Vergils „Aeneis" als Seebers „Ewiger Jude" sind voll zeitgenössischen Gehaltes und eben darum echte Epen. Denn „den echten Dichter", sagt mit Recht H. Theodor Plüß (Vergil und die epische Kunst. Leipzig 1884. S. 337), „erkennt man daran, daß er im formschönen Bilde das Leben seiner Zeit abzubilden vermag und daß er durch die zeitgemäße Wahrheit des Lebensstoffes, den er darstellt, und die zeitgemäße Schönheit der Composition und des Ausdrucks seine Hörer zur lebhaften Reproduction seines Bildes und zur wohlthuenden rhythmischen Mitbewegung zwingt."

Nicht ein bloßes „Epos der Zukunft" also ist Seebers Ahasver, wie die meisten Kritiker es nannten; nicht bloß Zukunft und Vergangenheit, sondern vor allem auch das Thun und Treiben der Gegenwart, allerdings in idealer Projection auf

die Zukunft und gleichsam in seinen letzten Consequenzen, zu einem kurzen, großartigen Finale zusammenfaßt und gesteigert, kommt darin zu poetischer Gestaltung.

Es gelangen zur Darstellung alle großen ringenden Mächte der Gegenwart, der welthistorische, die ganze Menschheit und Menschengeschichte umspannende Riesenkampf des Theismus gegen Atheismus, Pantheismus und Naturalismus, des Lichtes und der Wahrheit gegen Finsterniß und Lüge, des Geistes gegen das Fleisch, des Christenthums gegen das Antichristenthum, Christi gegen Belial.

Es wird dargestellt das Christenthum nach seiner idealen Seite. Wir sehen in Petrus II., dem letzten Papste mit der Dornenkrone auf dem Haupte, die ein Kreuz aus Stroh trägt, die Verkörperung des unfehlbaren Papstthums in der tiefsten äußeren Erniedrigung, aber anerkannt und geehrt als oberste Instanz der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Wir sehen in Henoch und Elias das alte Patriarchen- und Prophetenthum vereinigt mit der Würde des neutestamentlichen Priesterthums, des christlichen Feldherrnamts und der Glorie des Martyriums. Wir finden den ritterlich-romantischen Zug innerhalb der Laienwelt der christlichen Gesellschaft im Gedichte vertreten durch die Kreuzesritter, das weibliche Element in der christlichen Makkabäerin, die christliche Charitas in der liebevollen Pflege, die der geblendete Ahasver bei den Christen, besonders von Seite des Papstes, erfährt; wir finden den christlichen Cultus in der Verehrung des hl. Kreuzes durch Henoch, Elias und die Ritter, in der Feier des hl. Meßopfers durch den Papst im letzten Gesange. Auch das katholische Dogma erscheint gleichsam verkörpert, indem Gott Vater, Seinen Sohn tragend, und der hl. Geist bei der Feier dieses Meßopfers sichtbar sich zeigen. Es wird aber auch das morsche und abgefallene Christenthum geschildert in dem Servilismus der apostasierten Fürsten und Hofschranzen des Antichrists, und vor allem in Teitan, dem Apostaten der schlimmsten Sorte, dem aus dem christlichen Heiligthum hervorgegangenen Heuchler, Streber und Wollüstling.

Wir sehen weiterhin dargestellt das Antichristenthum, die zum Weltstaate erstarkte, stramm organisierte Satanskirche, die Loge mit ihrem Sotér als Antipapst und Universalkönig an der Spitze, die heutige Weltmacht der Freimauerei in ihrem höchsten und letzten Entwicklungsstadium, als Vertreterin der falschen Wissenschaft und als die Macht, die die schönen Künste und die modernen Erfindungen in ihre Dienste zwingt, als den Ausdruck des in der

Selbstvergötterung des Menschen gipfelnden modernen Heidenthums und des damit gepaarten Palladismus oder Satanscultus.

Zwischen diesen beiden sich schroff gegenüberstehenden weltbewegenden Mächten steht wie in der Wirklichkeit so auch im Gedichte gleichsam vermittelnd und verknüpfend als weiteres weltbewegendes Element das Judenthum und zwar gleichfalls sowohl nach seiner schlimmen als nach seiner edlen Seite. Von der letzteren aus erscheint es als der Träger des alten Glaubens an den Einen wahren Gott, als Vertreter des starren, aber auch antinaturalistischen Monotheismus. Es tritt uns aber ebenso auch entgegen in seiner christus- und christenthumsfeindlichen Tendenz, in seinem uralten, unausrottbaren Hange zum Mammon, in seiner national-religiösen Engherzigkeit und Ausschließlichkeit, vermöge welcher es sich allein noch immer als das „auserwählte Volk" betrachtet, alles Nichtjüdische als tief unter sich stehend und wesentlich anders geartet ansieht und trotz seines Strebens nach der Weltherrschaft, als der angeblichen Verwirklichung seiner Messiashoffnungen, im allgemeinen einen gänzlichen Mangel an Sinn für das bekundet, was der Nichtjude mit Kosmopolitismus, allgemeiner Nächstenliebe u. s. w. bezeichnet. Scheinbar spielt es die führende und ausschlaggebende Rolle im Kampfe zwischen Christenthum und Antichristenthum; schließlich aber wird es vom letzteren doch genarrt und betrogen, weil es seiner idealeren und bessern Seite nach mit dem Wesen des Antichristenthums innerlich unvereinbar ist. Es ist schließlich der genarrte und betrogene Theil, trotz der gewaltigen Dienste, die es der Sache des Antichrists in seinem blinden Hasse gegen das Christenthum Jahrtausende lang geleistet, und trotzdem es dieser Sache durch seinen alles beherrschenden und alles zersetzenden Einfluß zum Siege über die Anhänger Christi und zur Weltherrschaft verholfen hat.

Der Hauptvertreter des Judenthums, die eigentliche Hauptperson des ganzen Gedichts, ist Ahasver, voll Haß gegen das Christenthum und Teitans Feind, stolz, tapfer, thatendurstig und auf dem Wege der That und des Verdienstes für sich und sein Volk die Weltherrschaft unter dem Scepter Sotérs anstrebend, ein strenggläubiger Jude, aber nicht ohne Humanität und Gerechtigkeitsgefühl und deshalb z. B. des ungerecht verurtheilten, „mildgesinnten Großveziers des Ostens" sich annehmend. Neben Ahasver erscheint Rabbi Laban, der Vertreter des jüdischen Schriftgelehrtenthums, der echte Talmudjude, der die Akum mit der gründlichsten Verachtung verachtet, behauptet, daß die Christenweiber keine Seele haben, und

die eigene Tochter tödten will wegen des in seinen, des Strenggläubigen, Augen alle Begriffe übersteigenden Verbrechens der Buhlschaft mit einem Nichtjuden. Ben Isaak, der Händler, der „täglich um das Seine kämpfen muß", ist der goldgierige, speculierende Wucherjude, die feige Krämerseele, die im materiellen Erwerb gänzlich aufgeht, eine religiöse Ueberzeugung bloß heuchelt und zum Verräther wird an seinem eigenen Volke „aus heißer Sorge ums Leben und um sein Gold." Sein Gegenstück ist unter den Nebenfiguren der weise, greise Baruch, der für seine religiöse Ueberzeugung alles erduldet und sein Gottvertrauen auch in der verzweifeltsten Lage nicht verliert. Anfänglich voll Begeisterung für Ahasver und voll Anhänglichkeit an ihn, erkennt er rechtzeitig dessen großen Irrthum und bekehrt sich aus eigenem Antriebe zum Christenthum. Neben den Genannten erscheinen noch als männliche Vertreter des Judenthums Kaleb, der Waffenhändler, Saras Liebhaber, endlich der junge Zweifler Abiron und der Pessimist Samuel, die auch nach der Bekehrung Ahasvers und trotzdem sie selber Sotér als den falschen Messias erkannt haben, von einem Uebertritt zum Christenthum nichts wissen wollen[1]).

2. Der principielle Standpunkt unseres Dichters ist, wie sich aus dem Gesagten ergiebt, weder der philosemitische im Sinne der „blitzblauen, nationalsäurefreien Humanitätsduselei" und des religiösen Indifferentismus, wie er in Lessings „Nathan" dem Jahrhunderte der Humanität gepredigt wurde, noch der antisemitische im Sinne der Deutschnationalen und der Racenantisemiten unserer Tage, sondern einfach der katholische. Auf diesen Standpunkt mußte sich Seeber stellen, nicht bloß als katholischer Priester, sondern vor allem auch als Künstler. Sein Held ist allerdings die Verkörperung des tausendjährigen Hasses des Judenthums gegen das Kreuz, aber er repräsentiert trotzdem das Judenthum mehr nach seiner natürlichedlen und auf das Ideale gerichteten, als nach seiner verkommenen und gemeinen Seite, und nur so konnte er sich zum Hauptträger einer ideal gehaltvollen Handlung eignen. Die Abkehr des besseren Theils der reliquiae domus Jsraël vom tausendjährigen Dienste des falschen Messias, dieses Erwachen aus tausendjähriger Verblendung zur Erkenntniß der Wahrheit und die

[1]) „Das ist die Geschichte der Gnade allezeit: Die edlern Elemente zieht sie zu sich heran, die widerstrebenden müssen im Bösen sich verhärten; sie wirkt, wie die Sonne, schmelzend und verhärtend zu gleicher Zeit." Apologie des Christenthums von Dr. Fr. Hettinger, 7. Aufl. II. S. 370, A. 2.

Umwandlung des tausendjährigen Hasses in christliche Liebe durch die Macht göttlicher Gnade und der alles besiegenden Charitas: dies war ein Problem, dessen künstlerische Lösung dem Dichter mit Recht als eine seiner Kunst würdige Aufgabe erschien. Die Ausgestaltung eines Ahasver im Sinne des rohen Racenantisemitismus jedoch mußte er ebenso sehr aus künstlerischen als religiösen Rücksichten den Aposteln des Hasses überlassen, die zusehen mögen, wie sie bei einer Auffassung des Ahasver-Themas in *ihrem* Geiste mit den Forderungen der Kunst und des gesunden Geschmacks sich abfinden.

Gerade die Thatsache, daß Seeber es wagte, der racenantisemitischen Strömung unserer Tage zum Trotz mit einer die Juden nicht ganz ungünstig behandelnden, in einem gewissen Sinne „philosemitischen" Dichtung auf den Plan zu treten, ist uns ein sicheres Zeugniß dafür, daß er ausgestattet ist mit dem Muthe jener Selbständigkeit, der den Künstler von Gottes Gnaden von jeher vom schwächlichen, allen Richtungen des Zeitgeschmacks ängstlich Rechnung tragenden Dilettanten unterschieden hat.

Andererseits wäre eine unbedingte Verhimmelung des Judenthums im Sinne des Humanismus des vorigen und der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in schreiendem Widerspruche gestanden mit den geschichtlichen Thatsachen, mit der welthistorischen und *zeitgenössischen* Stellung des nachchristlichen Judenthums und hätte seinem Werke den Stempel widerlichster Parteinahme ebenso unfehlbar aufgedrückt, wie dem „Nathan" Lessings oder wie die Wahl des racenantisemitischen Standpunkts.

3. „Aber", so hören wir einwenden, „ist die Auffassung des Themas dadurch, daß das Judenthum in das Centrum des Ganzen gerückt wurde, trotz des principiell und künstlerisch correcten Standpunktes unseres Dichters nicht schief und die Ausführung nicht höchst einseitig geworden, wenn, wie oben behauptet wurde, das Gedicht uns als ein Idealbild der Zustände und Kämpfe der *Gegenwart* entgegentreten soll? Oder sind denn die Juden wirklich schon heute der bewegende Hebel, das ausschlaggebende Agens der Weltgeschichte? Kommt es in dem Kampfe zwischen christlicher und antichristlicher Weltanschauung und Gesellschaftsordnung wirklich heute schon in erster Linie darauf an, auf wessen Seite sich die Juden stellen?"

Auf diesen an sich gewiß nicht unberechtigten Einwurf ist zu erwidern:

a) Unser Epos ist nicht schlechtweg eine Wiedergabe zeitge-

nössischer Vorgänge, Thatsachen und Zustände, sondern, wie bereits bemerkt, bloß ein idealer Reflex derselben. Es ist ein Epos voll zeitgenössischen Gehalts und actuellen Interesses, aber kein zeitgenössisches Gedicht, das in der Gegenwart spielte und leibhaftige Zeitgenossen uns vorführte.

b) Für die innere (philosophische) Wahrheit der Darstellung genügt es vollkommen, wenn die Stellung des Judenthums innerhalb des welthistorischen Treibens schon jetzt eine so hervorragende ist, daß es nicht unwahrscheinlich erscheint, dieselbe werde im weiteren Verlaufe der Geschichte einmal von geradezu ausschlaggebender Bedeutung werden, ungefähr in der Weise, wie Seeber es schildert. Nun wird niemand, der nicht ganz blind ist, leugnen können, wenn er es auch noch so gerne leugnen möchte, daß das Judenthum in seiner financiellen Allmacht, mit seiner die öffentliche Meinung entweder einfach schaffenden oder wesentlich mitschaffenden internationalen Presse und in seiner führenden Stellung innerhalb der Loge und der Socialdemokratie schon heute ein den großen Geister- und Principienkampf der Gegenwart und Zukunft ganz wesentlich mitbeeinflussender Factor geworden ist. Bis zu einem gewissen Grade kommt es wirklich in dem genannten Kampfe schon heutzutage darauf an, auf wessen Seite die Juden stehen, und gerade deswegen scheint schon jetzt das Antichristenthum fast allenthalben Oberwasser gewonnen zu haben, weil „Ahasver" auf Seite der Dreipunktebrüder und der Socialdemokraten steht. Das ist auch der Grund, warum Seeber Ahasver nicht eine passive, sondern eine active und aggressive Rolle zugewiesen hat. Er ist ja die Verkörperung des Judenthums, und dieses ist längst nicht mehr die leidende Jammergestalt der ursprünglichen Volkssage, die nirgends Ruhe, Rast und Frieden finden kann, sondern es ist der besitzende, herrschende, triumphierende Theil geworden, und trotz alles Geschreis der jüdischen und judenfreundlichen Presse über „die Schmach des Jahrhunderts", den Antisemitismus, ist seines Glaubens wegen einem Juden seit langem kein Haar mehr gekrümmt worden[1]) und steht auch für die nächste Zukunft ein jüdischer „Culturkampf" kaum zu erwarten. Es ist wirklich so, wie P. W. Kreiten in den „Stimmen aus Maria Laach" (1894. Bd. 47, S. 610) in seiner Besprechung des Seeber'schen Epos bemerkt, daß

[1]) Vgl. die höchst interessante Schrift: Confessionelle Brunnenvergiftung. Die wahre Schmach des Jahrhunderts. Von Heinrich Keiter. Regensburg und Leipzig 1896. S. 1 ff.

„die Idee eines Ahasver mit Helm und Degen," obwohl „sie anfänglich etwas Befremdendes" habe, doch „durch die Oekonomie des Gedichts" — und wir möchten hinzufügen auch durch dessen Gehalt — „durchaus gerechtfertigt erscheint."

c) Ahasver ist von Seeber in erster Linie allerdings als Jude gezeichnet und gerade hiedurch unterscheidet sich Seebers Auffassung z. B. von derjenigen Rob. Hamerlings, der im Vorworte zu seinem „Ahasver in Rom" ausdrücklich erklärt, daß er mit Ahasver dem Juden nichts anzufangen gewußt und sich daher an Ahasver den Menschen gehalten habe. Aber dadurch, daß Seeber der individualistischen Auffassung der alten Volkssage den Vorzug gab vor der allgemein menschlichen, hat sein Werk an poetischem Werth keineswegs etwa eingebüßt, sondern nur gewonnen. Es läßt, wie alles echt Poetische, trotz der individuellen Fassung und Gestaltung des Vorwurfs doch auch eine allgemein menschliche Ausdeutung zu.

Und in der That! Der Seeber'schen Ahasvere, der Männer, die aus (mehr oder weniger verschuldetem) Irrthum ankämpfen gegen die Lehre und die Einrichtungen des wahren, des katholischen Christenthums, ohne dabei den Adel ihrer besseren Natur ganz verleugnen zu können, solcher Männer giebt es auch außerhalb des Judenthums gar viele. Mancher liberale Beamte, mancher biedere Officier, mancher wackere Geschäftsmann, kurz mancher Anhänger der Ideen des Jahres 1848, stand und steht, ohne es vielleicht deutlich zu erkennen und direct zu wollen, gleich Ahasver im Dienste der Loge und der antichristlichen Weltanschauung, und wohl ihm, wenn er in seinen stolzesten Hoffnungen und berechtigtsten Ansprüchen von den bewußten Jüngern des Antichrists ebenso grausam und bitter enttäuscht wird wie Ahasver von Sotér! Wohl ihm, wenn die Gnade Gottes auch ihn aus einem Ahasver-Saulus zu einem Paulus macht und in rechter Stunde noch zur Erkenntniß seiner Verblendung und zum Dienste der Wahrheit beruft!

Wem also die von Seeber beliebte Auffassung und Durchführung des Themas zu stark individualisierend, zu specifisch jüdisch und aus letzterem Grunde nicht recht sympathisch ist, der mag sich die Sache immerhin etwa folgendermaßen verallgemeinern: Seebers Ahasver ist die Tragödie all derjenigen Individuen, Classen und geistigen Strömungen, die in mehr oder weniger schuldbarer Verblendung gegen das wahre Christenthum Krieg führen und dabei den Feinden desselben die wichtigsten Dienste leisten, um schließlich von diesen trotzdem auf das schmählichste in den Staub getreten zu

werden und im aufrichtigen Anschluß an die von ihnen früher bekämpfte Kirche ihren letzten Rettungsanker, die reine Wahrheit und den vollen Frieden zu finden.

Haben wir da, wenn wir die Sache so auffassen, im Seeber'schen Ahasver nicht das Idealbild gar mancher Convertiten, nicht nur edler Juden, wie eines P. Ratisbonne, P. Libermann, eines Dompredigers Veith u. a., sondern auch von Protestanten, wie Daumer, Zacharias Werner u. s. w., und von gar manchen in der katholischen Religion geborenen „Convertiten"? Haben wir da nicht die idealisierte und künstlerisch individualisierte Genesis der zu großem Theil aus altliberalen Elementen hervorgegangenen christlich-socialen Partei unserer Tage? Ist Teitan, der abgefallene, christliche Bischof, nicht das wohlgelungene poetische Conterfei der Döllinger, Reinkens, u. a., auch jener ungarischen Magnaten, die den Abfall vom Christenthum zum Atheismus und Judenthum in jüngster Vergangenheit gesetzlich ermöglicht haben? Sind Stellen wie die folgende nicht sozusagen direct an die Adresse aller inneren und äußeren Priester-Apostaten auch der Gegenwart gerichtet und für alle Zeiten giltig?

Du Frevler hast . . .
Noch zehnmal größre Schuld auf dich geladen:
An deiner Seele flammt, ein bleibend Merkmal,
Das Kreuz des Herrn, der Name des Dreieinen,
In welchem du getauft; es flammt an ihr
Das heilige, geheimnißvolle Zeichen,
Mit dem der Herr zum Hirten dich gesalbt;
Ein tapfrer Feldherr Christi, solltest du
Die Schlachten deines Gottes siegreich schlagen
Und mit dem letzten Tropfen deines Blutes
Den Schwur der Treue gegen ihn besiegeln;
Doch warst du todt vor Gott und seinem Engel,
Es ging dein Sinn nach Lust nur und Genuß,
Zum Sklaven deines Körpers ward der Geist;
Du hast den Fluch geliebt und Gottes Gnaden,
Die Diamanten, gleich unnützem Staub
Von dir gefegt: da fing der Herr, dein Gott,
Dich auszuspeien an aus seinem Mund;
Ein Judas ward aus dir, der Mensch der Sünde
Dein Busenfreund, das Laster deine Nahrung;
Vom Wein der Wollust trunken, rennst du blind
Dem Abgrund zu, der dich verschlingen wird.

(S. 101 f.)

4. „Alles Unheil," pflegte ein alter Tiroler Pfarrer zu sagen, „alles Unheil in der Welt rührt von den schlechten Weibern und den schlechten Geistlichen her." Er hätte ebensogut auch behaupten

können: Alles Gute in der Welt ist von den guten Frauen und den guten Priestern ausgegangen. Der Einfluß zumal des Weibes auf alles welthistorische Geschehen ist in der That unberechenbar groß und nachhaltig und mußte daher von einem Dichter, der es unternahm, den großen Principienkampf der Weltgeschichte in einer der letzten Entwicklungsphasen darzustellen, nothwendig beachtet werden. Es treten, um die Stellung des weiblichen Geschlechts innerhalb dieses Kampfes wenigstens einigermaßen zu kennzeichnen, auf: 1. eine christliche Matrone, die schon elf ihrer Söhne im Kampfe gegen den Antichrist fallen sah und mit dem zwölften, ihrem Benjamin, selber des Martyrertodes stirbt, 2. die Buhlerinnen Sotérs, 3. die Jüdin Sara, die Tochter des Rabbi Laban.

Bezüglich der christlichen Makkabäerin will es uns bedünken, daß ihre zwar erhabene, aber doch nur ganz nebensächlich episodische Erscheinung nicht auslange, um den Einfluß des Weibes nach seiner edlen Seite innerhalb des Christenthums ausreichend und allseitig zu beleuchten und typisch darzustellen. Analoges gilt wohl auch hinsichtlich der Buhlerinnen Sotérs: aber in der Darstellung dieser letzteren hat sich Seeber offenbar absichtlich große Reserve auferlegt und wir können das nur loben, um so mehr als ein anderer, hochbegabter katholischer Sänger in seiner letzten Dichtung zu unserm und vieler lebhaftem Bedauern sich nicht die gleiche Maßhaltung auferlegen zu müssen glaubte. Auf Seeber möchten wir mit Rücksicht auf die glückliche Abstinenz bezüglich der Darstellung der sinnlichgemeinen Weiblichkeit und in Bezug auf seine künstlerische Maßhaltung überhaupt das Wort Grillparzers über Mozart anwenden:

„Was er gethan, und was er sich versagt,
Wiegt gleich schwer in der Wage seines Ruhms.“[1])

Wir kommen zu Sara, der unzweifelhaft am schwersten zu erklärenden Figur im ganzen Epos.

Ein sehr allseitig gebildeter Herr, der als feiner Kunst- und Literaturkenner gilt, erklärte mir, daß ihm diese Figur des Seeber'schen Gedichts einfach ein Räthsel geblieben sei.

Wir wollen versuchen, die Stellung und Bedeutung dieser räthselhaften Sara klarzulegen, und glauben nicht ganz fehlzugehen durch folgende Deutung.

Um die Anlage der epischen Handlung und die episch-dramatische Verwickelung nicht gar zu einfach zu gestalten, verflocht Seeber, wie

[1]) Bei Gelegenheit der Enthüllung von Mozarts Standbild in Salzburg. September 1842. Z. 63 f.

fast jeder Dichter eines größeren Werkes, die Haupthandlung mit einer Nebenhandlung. Da die Haupthandlung religiös-politischer Natur ist, so mußte, damit neben dem öffentlichen auch das Privatleben seine ihm gebührende Berücksichtigung finde, zum Gegenstande der Nebenhandlung fast nothwendig eine Familienepisode gewählt werden. Das Gesetz der Analogie und die Rücksicht auf strenge Einheitlichkeit des epischen Ganzen erforderte es weiterhin, daß die Träger auch der Nebenhandlung Juden seien, und so wählte der Dichter zur Illustration des Familienlebens in seinem Gegensatze zum öffentlichen das Verhältniß eines verwittweten Talmudrabbi zu seiner Tochter. Er wollte uns, wie in Ahasver die Stellung des jüdischen Monotheismus zu den großen welthistorischen Problemen, so in Sara zunächst die Stellung und Bedeutung des Weibes innerhalb der strenggläubigen jüdischen Familie und die Auffassung des Talmudismus vom Weibe überhaupt in kurzen Strichen kennzeichnen (2. u. 3. Gesang). Die Rücksicht auf die strenge Einheit des Ganzen erheischte ferner eine möglichst enge und mannigfache, innere und äußere Verknüpfung der Nebenhandlung mit der Haupthandlung: der Hauptrepräsentant des Familienlebens mußte eine Persönlichkeit sein, die sich in einfacher, natürlich ungezwungener Weise in mehrfache Beziehungen setzen ließ sowohl zu den sog. Spielern als zu den Gegenspielern. So erklärt es sich, daß die Hauptperson der Nebenhandlung 1. dem Judenvolke angehört, 2. im Gegensatze zum Helden der Haupthandlung ein weibliches Wesen und 3. eine Tochter und nicht eine Gattin ist. Der Figur einer jüdischen Gattin hätte sich überhaupt nur schwer ein originelles Gepräge geben lassen und es dürfte sich eine solche vor allem weniger geeignet haben zur Herstellung einfacher und einleuchtender Beziehungen zu den Trägern der Haupthandlung. Bei der Wahl einer jüdischen Tochter als Hauptfigur der Nebenhandlung hingegen ergaben sich diese Beziehungen sozusagen von selbst. Der Dichter läßt diese Tochter einfach in einen Gegensatz treten zu ihrem unter seinen vergilbten Pergamenten ergrauten und strenggläubigen Vater, er theilt Vater und Tochter verschiedene Anschauungen über Liebe und Lebensglück zu, — und welcher Gegensatz wäre naheliegender und allgemein menschlicher? — läßt die Verschiedenheit dieser Anschauungen greifbare Gestalt annehmen, und die innigste Verknüpfung zwischen Haupt- und Nebenhandlung, zwischen der Darstellung des öffentlichen und derjenigen des Familienlebens, ist hergestellt. Allerdings war der Dichter damit auch bei

dem Problem eines (in gewissem Sinne doppelten) Liebesverhältnisses angelangt und konnte aus künstlerischen, weil in der innern Anlage und Oekonomie des Gedichts liegenden Gründen einer etwas breiteren Darstellung desselben kaum mehr aus dem Wege gehen. Aber er brauchte das auch nicht mehr; denn die Darstellung der „Liebe" erscheint jetzt keineswegs als bloße Effekthascherei und als schwächliche Nachgiebigkeit gegen das Publikum, d. h. als Ausfluß einer etwaigen Furcht des Dichters, daß der verwöhnte Geschmack seiner Leser ein Gedicht ohne Erotik nicht zu goutieren vermöchte, sondern als eine künstlerische Nothwendigkeit.

Vor allem also ist Sara nach unserem Dafürhalten nicht „eine Verkörperung Sions, d. h. des gläubigen, irregeleiteten Judenthums", und das frivole Spiel, das Teitan mit ihr treibt, ist nicht die bloße Symbolisierung des Spiels, das Sotér mit Ahasver und den Juden treibt, wie P. Kreiten (a. a. O. S. 604) anzunehmen scheint[1]).

Denn die Verkörperung der strengen Anhänger und Verfechter des alten Jehova-Glaubens sind Ahasver und neben ihm Baruch und Laban. Sara aber tritt ja in einen Gegensatz zu diesen *echten* Juden: sie ist eine über die Vorurtheile und Engherzigkeit des Talmudismus erhabene Persönlichkeit, eine Jüdin, welcher der jüdische „Krämer" Kaleb viel zu niedrig und zu wenig nobel und repräsentationsfähig ist; darum ist denn auch folgerichtig ihr Schicksal ein ganz anderes als das des strenggläubigen, edleren Judenthums.

Sara ist ferner in erster Linie überhaupt nicht eine bloße Allegorie, sondern ein Individuum mit Fleisch und Blut und höchst eigenartigem, bis ins Detail gezeichnetem physisch-geistigem Gepräge. Ihre Herzensgeschichte ist vom Dichter mit tiefer psychologischer Wahrheit dargestellt und namentlich sind die Ausbrüche ihres Wahnsinns im 6. Gesange, einem der gelungensten, mit solch packender Realistik und ergreifender Naturwahrheit geschildert, daß ein mit den Lebensverhältnissen des Dichters nicht vertrauter Leser auf die Vermuthung kommen könnte, Seeber habe etwa als Seelsorger einer Irrenanstalt Jahre lang Gelegenheit gehabt, die bedauernswerthesten aller Kranken aus eigenster Anschauung kennen zu lernen. Die

[1]) Die Worte Labans: . . . „Wer weiß, ob nicht der König
Mit ihm [Ahasver] und unserm Volk sein Spiel nur treibt,
Wie jetzt sein Kanzler mit der Tochter Labans?"
welche Kreiten zum Beweise für diese vermeintliche Symbolisierung anführt, enthalten nach unserm Dafürhalten nur einen vorgreifenden Hinweis auf den tragischen Umschwung im Geschicke Ahasvers und seines Volkes.



Vorführung der Beziehungen Saras zu ihrem Vater, zu Teitan, Kaleb und Ahasver, deren der Dichter zur strengen Verknüpfung der Haupt- und Nebenhandlung bedurfte, diente selbstverständlich auch dazu, die Charakteristik der genannten Persönlichkeiten als solcher zu vervollständigen und zu vertiefen. Sara steht in gewissem Sinne im Centrum des ganzen ersten Haupttheiles des Epos, um dann allerdings zu verschwinden und ungleich wichtigeren, noch der Lösung harrenden Aufgaben des Dichters Platz zu machen.

Endlich sticht die Darstellung der Liebe in Seebers Ahasver nicht nur durch ihre erschütternde Tragik, sondern auch durch eine Reihe höchst origineller, aber nicht von außen mühsam herbeigezogener, sondern wiederum innerlich begründeter Züge von den gewöhnlichen ritterlich-romantischen Liebestiraden sehr zu ihrem Vortheile ab. Selbst die sentimentalste Dame, der sonst kein Roman gefällt, wenn „die Zwei am Ende sich nicht kriegen", wird es bei Seeber begreiflich und natürlich finden, daß aus Kaleb und Sara kein glückliches Paar wird.

In erster Linie, sagten wir soeben, sei Sara nicht bloßes Symbol, nicht Allegorie und Typus, sondern eine durchaus real und individuell aufgefaßte Person des Seeber'schen Epos. In zweiter Linie aber dürfte allerdings auch hier aus dem Individuellen ein Allgemeines, aus dem Persönlichen etwas Typisches und bis zu einem gewissen Grade Symbolisches naturnothwendig resultieren.

Unsere unmaßgebliche Vermuthung hierüber ist folgende:

In den Buhlerinnen Sotérs wollte uns der Dichter, wie bemerkt, die Weiblichkeit von ihrer gemeinsten Seite vorführen, die weibliche Internationale im Dienste der Wollust und damit der Hölle. Diese Dirnen sind denn auch die echten, ihres Meisters würdigen „Damen des Großmeisters der Dreipunktebrüder", um uns zeitgemäß auszudrücken. Unvergleichlich höher als sie steht Sara, das schöne, von Natur aus nicht unedel geartete, arglose, aber ehrgeizige, eitle und durch eine verkehrte, einseitige Erziehung lebensdurstig und genußsüchtig gewordene Ding. Ihrem Ehrgeize, ihrer Eitelkeit und Genußsucht opfert sie, von leidenschaftlicher Neigung zum hochmögenden Kanzler Teitan ergriffen, die Pietät gegen ihren Vater, gegen ihre Religion und Nationalität. So wird sie der Typus der von Hause aus zwar nicht gemein gesinnten, aber ihrer leidenschaftlichen Liebe und ihrer Genußsucht alles andere preisgebenden Weltdame. An Sara wollte Seeber in dichterischer

Weise zeigen, wohin das Weib gerathen kann, wenn es in unseliger Verblendung dem Dienste der bösen Welt sich in die Arme wirft.

5. Dieser Gedanke führt uns zu einer Vergleichung des männlichen und des weiblichen Haupttypus im Seeber'schen Gedichte.

Das Weib hat gar oft nur eine Herzens-, keine Geistesgeschichte; auch seine religiösen Ueberzeugungen wurzeln mehr im Gefühle als im Verstande. Kommt das Weib, gleichviel ob Jüdin oder Nichtjüdin, einmal dahin, die „Liebe" zu einem bestimmten Manne als ihr einziges und oberstes Lebensprincip hinzustellen und von diesem Princip ausschließlich sich leiten zu lassen, dann geht sie in dieser Liebe ganz auf, dann hat Religion und Nationalität in ihren Augen keine Bedeutung mehr, dann setzt sie schließlich an diese Liebe ihr Höchstes und Bestes, Ehre und guten Namen; dann ist sie aber auch, falls sie in ihrer einzigen und höchsten Daseinsfrage sich so schmählich irregeführt sieht wie Sara von Teitan, in ihrer ganzen inneren Existenz einfach vernichtet, und es winkt ihr meist kein anderes Los, als die Beute der Verzweiflung und der Geistesumnachtung zu werden und als solche auch physisch unterzugehen.

Der Mann hingegen hat neben seiner Herzensgeschichte auch eine Geschichte seines Geistes. Er lebt nicht nur für sich, sondern auch für sein Volk, seinen Stamm, seine Partei: durch seinen etwaigen Anschluß an das Antichristenthum will er selber groß und mächtig werden, seine hochfliegenden Pläne von Macht und Herrschaft realisieren, seinem Stolze und Hasse den Feinden gegenüber genugthun. Begegnet es ihm nun, daß er, wie Ahasver, seine Gegner auf einmal da antrifft, wo er sie zeitlebens nicht gesucht, bei seinen eigenen Bundesgenossen, ja sind es vielleicht gerade diese, die ihm, an Verdiensten zwar weit nachstehend, an diplomatischen Ränken und diabolischer Bosheit aber gewaltig überlegen, eine gefährliche Falle zu stellen und ihn so zu stürzen wissen, ja begegnet es ihm vielleicht sogar, daß er sich nach so jähem Herabstürzen von der erträumten Höhe auf einmal seinen bisherigen Feinden überantwortet sieht: wie sollte ihn da nicht gleichfalls die Verzweiflung packen? Wie sollte er nicht in echt moderner Todessehnsucht und Selbstmordmanie sein „Heil" gleichfalls in der Vernichtung suchen? Er sucht es thatsächlich nur zu oft darin, um es — nicht zu finden, sondern statt dessen ewige Verwerfung und ewige Ver-

zweiflung! Doch wenn, wie bei Ahasver, die bessere, angestammte religiöse Ueberzeugung es war, die den Anlaß zu seinem Zerwürfnisse mit seinen Bundesbrüdern und zu seinem Sturze bot, wenn er in mannhaftem Kampfe und in namenloser Seelenqual sich losgerissen von seinem bisherigen Ideale, das plötzlich als ein schmähliches Idol sich entpuppt: dann verdient ein solcher Mann wohl, daß Gottes Barmherzigkeit sich seiner annimmt und daß er statt der gesuchten Selbstvernichtung das Leben findet und die Wahrheit und den Frieden dort, wo er ihn am allerwenigsten gesucht, ja daß Gottes Güte ihm vielleicht noch ein neues positives Wirkungsfeld anweist im Dienste der Wahrheit, damit er als Paulus wenigstens zum Theile noch gut mache, was er als Saulus an der Sache Gottes verbrochen.

Mit dem Gesagten dürfte vor allem der gewaltige Unterschied in dem Endschicksale Saras und Ahasvers als psychologisch begründet und damit als poetisch gerechtfertigt dargethan und dem etwaigen Vorwurfe begegnet sein, daß es auffallen müsse, daß Sara unbekehrt ein so trauriges Ende nehme, während Ahasver trotz weit größerer Schuld schließlich doch begnadigt und sogar zum Apostolate berufen werde. Die Schuld Saras ist eben eine in ihrer Natur als Weib begründete Schuld ihres ganzen Wesens, die Schuld Ahasvers hingegen eine bloß einseitige Verstandesschuld. Sara geht unter, weil sie ihrer angestammten Religion und Nationalität zum Trotze dem Helfershelfer Sotérs blindlings sich überantwortet, weil sie weltlichen Glanz und irdische Ehren über Religion und kindliche Pietät stellt. Ahasver wird gerettet, weil er dem in Sotér verkörperten dämonischen Princip nur seinem Glauben und seiner Nation zuliebe in entschuldbarem Irrthum gedient, im entscheidenden Momente aber in grandiosem Heroismus von diesem Dienste feierlich sich lossagt.

Außerdem dürfte sich aus der Gegeneinanderstellung der männlichen und weiblichen Hauptfigur des Epos noch Folgendes ergeben:

Sara ist zu Ahasver nicht als Parallel- sondern vielmehr als Contrastfigur gedacht, also nicht, à la Eugen Sue, als ewige Jüdin neben dem ewigen Juden.

Die Figur der Sara ist vom Dichter ganz aus Eigenem frei erfunden. Sie ist daher nicht nur ein durch und durch correct, individuell und greifbar-plastisch gehaltener, sondern auch ein mit strengster innerer Consequenz durchgeführter Charakter, eine Gestalt

wie aus einem Gusse, bei der das Typisch-Allgemeine als das Secundäre rein, voll und unvermittelt aus dem Persönlich-Individuellen als dem Primären herfließt, so zwar, daß Jenes ohne jeden störenden Rest in Diesem aufgeht und mit ihm sich deckt. Anders bei Ahasver. Hier war das Typisch-Allgemeine, ja, was mehr sagen will, das Symbolisch-Allegorische dem Dichter als das Ursprüngliche von der Volkssage bereits gegeben und es blieb ihm selbst nichts anderes übrig, als dieser gegebenen Allegorie durch organische Verknüpfung mit den Antichrist-Prophezeiungen eine persönliche Seele einzuhauchen und real-individuelles Leben zu geben. Eine Folge hiervon war, daß wir hier, stellenweise wenigstens, ein gewisses Ueberwuchern oder Ueberquellen des symbolisch-allegorischen Elementes über das persönlich-individuelle Moment wahrnehmen. So läßt der Dichter z. B. den geblendeten Ahasver zu dem an seinem Krankenlager weilenden Papste sagen:

„Ich bin der Haß, der ewig neugeborne
Jahrtausend alte Haß des Judenvolkes . . . (S. 172)
Sein Feuer hielt mich aufrecht bis zur Stunde. —
Was wider jenen Mann am Holz der Schmach
Und wider seine Jünger je geschah,
Ich war es, der mit haßgestärktem Athem
Den Sturm entfachte, dann das Feuer blies,
Der rastlos durch Jahrtausende mein Volk
Und alle Welt zum Riesenkampfe hetzte,
Bis endlich auch das letzte Bollwerk fiel
Und meine Faust der Kirche Felsen brach.
Sieh' diese Hand: es klebt das Blut daran
Von Millionen Christen; sieh' den Fuß:
Ich trat mit Wollust stets auf deine Brüder;
Mein Leben war und jeder Hauch des Mundes
Durchglüht von Haß und Ekel gegen sie . . . ." (S. 175f.)

Wenn der kritisch veranlagte Leser auf Stellen wie diese stößt, so ist er versucht, zu fragen: „Ist denn das, was der Papst hier vor sich hat, wirklich nur eine leere Allegorie, ein bloßes Schemen oder ein Individuum mit Fleisch und Blut? Sind es bloß die abstracten Vertreter zweier großer welthistorischer Mächte, die hier einander sich gegenüber befinden, oder zwei lebendige Persönlichkeiten, Petrus II. und sein Besieger, Sotérs siegreicher Feldherr?" Es schlägt hier der Ahasver der sogenannten Vorfabel dem Ahasver der eigentlichen Fabel gewissermaßen ins Genick oder, um ein anderes Bild zu brauchen, der Halskragen jenes ist für den letzteren etwas zu weit: es besteht zwischen dem symbolisch-

allegorischen und persönlich-individuellen, dem primären und secundären Moment in der Figur Ahasvers eine gewisse, für das aesthetische Gefühl nicht vollständig ausgefüllte Kluft, ein Zwiespalt, der nicht ganz ausgeglichen ist. Allerdings ist es ein solcher Zwiespalt, der vermöge seiner Natur nicht ausgeglichen werden konnte, und wir sind weit entfernt, dem Dichter daraus einen Vorwurf zu machen, daß es ihm nicht gelang, das Unmögliche fertig zu bringen.

6. Bot der Umstand, daß Ahasver und bis zu einem gewissen Grade auch Sotér und der Papst als die Vertreter der drei großen welthistorischen Mächte, des Christenthums, Antichristenthums und Judenthums, halb und halb symbolisch-allegorische Figuren sind, der individuell-poetischen Behandlung manche Schwierigkeiten, so eigneten andererseits dem von Seeber gewählten Sujet Vortheile, die nicht zu unterschätzen sind.

Wenn der Dichter in Ahasver eine Gestalt besaß, durch die er den Verlauf der ganzen nachchristlichen Geschichte und Culturentwicklung in den Rahmen seiner Darstellung einbeziehen konnte, so gewann er durch die Einführung Henochs sogar das Bild eines Mannes,

> Der die Vollendung aller Zeit verband
> Mit ihrem Anfang, der den ersten Vater
> Der Menschen sah und seinen letzten Enkel. (S. 69.)

Kaum dürfte sich ein Epos von so geringem Umfange und so strenger Einschränkung auf seinen eigentlichen Gegenstand finden, in dem trotzdem zeitlich so weit auseinander liegende Ereignisse, wie die Sündflut und der Weltbrand, die Kreuzigung Christi und die Kreuzigung des Henoch und Elias, die Zerstörung des Jerusalem der Aera Christi und des Jerusalem des Antichrists, die ersten und letzten Christenverfolgungen, die Katakomben Roms und die Felsengräber von Hinnom — teils in ausführlicher Darstellung teils in episodischer Erwähnung — in künstlerischen Zusammenhang gebracht erscheinen. Der Glanzpunkt des ganzen Gedichtes, was Heranziehung und Verwertung der Vergangenheit angehöriger culturhistorischer Elemente anbelangt, ist unzweifelhaft der allseitig bewunderte Bericht Ahasvers über die Verdienste des Judenthums um die Sache des Antichrists im vierten Gesange. Es ist dieser Ueberblick über die Weltgeschichte von den Tagen Christi an bis zur Gefangennahme des letzten Papstes, durchgeführt vom specifisch jüdischen Standpunkte, eine so geniale Leistung, daß diese Partie allein hinreichen würde, Seebers Gedicht

zu einer beachtenswerten Erscheinung zu machen. Prächtig macht es sich, daß Ahasver bei diesem Berichte als echter miles gloriosus den Mund ein Bißchen voll nimmt, und die Sache des Judentums ruhmredig aufputzt, so daß zum Schlusse Sotér mit feiner Ironie bemerkt:

Ein schlechter Anwalt bist du nicht, mein Freund,
. . . du weißt mit klugem Wort
Das weit Entlegne sinnreich zu verknüpfen,
Als Tugend selbst den Fehler aufzuputzen.
Mich dünkt, es war die Sehnsucht nicht allein
Nach dem Messias und der Wunsch, mein Werk
Von langer Hand zu rüsten, jetzt zu fördern,
Warum dein Volk nach Gunst und Reichtum strebte:
Der Tanz ums goldne Kalb ist alter Brauch. — (S. 54f.)

Bemerkenswert ist ferner die gesunde Realistik, womit der Dichter die Schäden und menschlichen Gebrechen innerhalb der Kirche den Juden malen läßt, trotzdem es eigentlich doch der katholische Priester Seeber ist und bleibt, der hinter Ahasver steckt. Fein und sinnig ist auch die Art, wie Seeber die Sage vom Birnbaum auf dem Walserfelde bei Salzburg in den Bericht über die letzte große Entscheidungsschlacht in Europa verwoben hat.

Aber abgesehen von diesem prächtigen historischen Excurse und den anderen gelegentlich erwähnten geschichtlichen Ereignissen ist das Gedicht reich an historischem Gehalte auch in dem Sinne, als Ereignisse der geschichtlichen Vergangenheit dem Dichter als Idealbild vorschwebten bei der Darstellung der Vorgänge, die den eigentlichen und engern Inhalt seiner Darstellung bilden.

Es zeigt sich dies besonders im neunten und siebenten Gesange.

Der neunte Gesang ist nämlich im Grunde nichts anderes als eine classische Darstellung der Christen- und Katholikenverfolgungen aller Jahrhunderte nach ihren charakteristischen und typisch gewordenen Zügen. Wir sehen die gemeine Neugier und Blutgier des Pöbels mit seinem Rufe nach Brot und Spielen (panem et circenses) und mit seinem hündischen Schweifwedeln gegen den jeweiligen Tyrannen. Dieser Tyrann, mag er nun Nero, Elisabeth von England oder Robespierre heißen oder ein chinesischer Mandarin, ein türkischer Pascha oder ein russisch-orthodoxer Machthaber oder endlich der Antichrist sein, immer ist er besessen von dem unaustilgbaren Wahn aller Verfolger, daß das Christenthum, beziehungsweise der Katholicismus, sich ausrotten lasse, durch Anwendung roher Gewaltmittel. Das raffiniert Ausgesuchte der Martern, die

behufs Hintanhaltung der Langweile notwendige Abwechslung darin, das Grausame ihrer Anwendung und ihre Erfolglosigkeit: all das ist typisch geworden in der Vergangenheit und es wird, so folgert der Dichter mit Recht, typisch bleiben auch für die letzte schwere Heimsuchung der Anhänger des Kreuzes gegen das Ende der Tage hin. — Die Schlußrede Sotérs ist die gelungene Blechpauke des echtesten und rechtesten, aber auch letzten Aufklärungsapostels, würdig des Robespierre und Adriano Lemmi der letzten Zeiten. Die Veranstaltung eines Bacchanals am Ende des Gesanges erscheint als eine Maßregel, die Sotér augenscheinlich ebenfalls den modernen Volks- und Weltbeglückern, den Veranstaltern der ewig dauernden Sänger-, Schützen- und Turnerfeste, abgeguckt hat; seine Heuchelei gegen Ahasver würde einem modernen Diplomaten auch des 19. Jahrhunderts alle Ehre machen. Die Verblendung Ahasvers endlich bei den glänzenden Versprechungen Sotérs ist gleichfals echt charakteristisch für den heutigen jüdischen Emporkömmling, der beim ersten gnädigen Lächeln von oben sofort wieder von Adelsgröße und Rachedurst träumt, mag er auch, wie Ahasver von Sotér und Teitan, vorher ein halbes Dutzendmal moralisch geohrfeigt und getreten worden sein.

Die Gegenüberstellung des Papstes und des Antichrists im siebenten Gesange erscheint als eine in großartigem Stile gehaltene Repristination einer der gewaltigsten Scenen der Geschichte: des Erscheinens Christi vor Pilatus mit seiner höhnischen Frage: Quid est veritas? Der Papst ist in seiner Erniedrigung und Verspottung eine Art poetisches Nachbild des Ecce homo. Der Pöbel zeigt sich auch hier als das, was er immer und überall war und bleibt, — als Pöbel.

7. In ergreifendem Gegensatz zu der aus Verzweiflung entspringenden Todessehnsucht Ahasvers erscheint bei Seeber die aus Liebe zu Christus erwachsene Todessehnsucht zweier anderer Ungestorbener, des Henoch und Elias: ein Gegensatz, der ebenfalls eine allgemein menschliche Deutung zuläßt und für die Lebensmüdigkeit der abgehetzten Kinder der Welt auf der einen, die stille Leidens- und Todesfreudigkeit der echten Jünger des Heilands auf der anderen Seite gerade in unsern Tagen sehr charakteristisch ist. Von dem durch Sotér so schmählich hintergangenen und des Augenlichts beraubten Ahasver sagt der Dichter (S. 156):

Da rang ein Schrei sich los aus seiner Brust,
Ein Schrei der Wuth, gesättigt mit Verzweiflung,
Und Ahasver zerraufte Haar und Bart,
Zerriß das Kleid und schlug den nackten Schädel
Am Steine dröhnend auf, der Geifer tropfte
Von seinem Mund, die Hände ballten sich,
Und schrecklich klang sein wilder Ruf ins Weite:
„Verflucht die Nacht, die mich zur Welt gebar,
Die sternenleere! Mein Gedächtniß sei
Für immerdar aus jeder Brust vertilgt!
Verflucht der Tag, an dem zum erstenmal
Des Himmels Sonne strahlend mir erglänzte!
Verflucht die Mutter, die mich großgezogen!
O daß ich in der Kindheit ersten Tagen
Des Lebens letzten Athem ausgehaucht!
Mich aber hat des Himmels Fluch verdammt,
Des Lebens ganzen Jammer auszukosten;
Wie von dem Strunk des Oelbaums immer wieder
In alter Kraft ein Sproß zum Himmel steigt,
So keimt' und trieb mein Leben unverwüstlich,
Und spurlos gieng an mir die Zeit vorüber.
Die Menschen starben, mich vergaß der Tod.
O dreimal glücklich, wer im Grabe schläft
Den langen Schlaf; vergessen, selbst vergißt,
Was ihn gequält! Was soll das Leben noch
Dem alten Thoren, der die letzte Hoffnung
Zu Grabe trug? der bei lebend'gem Leib
Beständig stirbt und ach, nicht sterben kann?
O Tod, ich rufe dich, du mein Erlöser,
Und kann ich Blinder nicht dein Antlitz schauen,
Du schwebst mir vor als Gottes lichter Engel!
O preß mit starker Faust mein Herz zusammen,
Damit es Ruhe finde, Frieden, Frieden!"

Und S. 171 f. läßt er den kranken, in die Hände des Papstes und der Christen gelangten Ahasver ausrufen:

„Ich hätte sterben können, schon berührte
Der Todesengel mich mit sanftem Fittich;
Ihr aber habt mit kalter Grausamkeit
Den Genius verscheucht und zwingt mich wieder
Zur Qual des Lebens, euren Haß zu kühlen
Und euch am Anblick meiner Noth zu weiden.
O tödtet mich, ich bitt' euch, meine Feinde,
Dann will ich euch mit letztem Athem segnen . . .
Ihr zögert noch? Ihr habt doch Dolche sonst
Und Scheiterhaufen uns bereit gehalten!
Ihr könnt den tiefen Brunnen eurer Rache

Nun bis zum letzten Tropfen gierig leeren:
Hier ist die nackte Brust, — so stoßt hinein
Und schaut mit trunk'nem Aug' den Todeskampf,
Die letzten Zuckungen des letzten Juden!"

Wie ganz anders lautet der Ausdruck der durch die Liebe zu Christus geweckten und genährten Todessehnsucht!

„O haltet nicht im Wahn der Kindesliebe
Die Seelen auf, die schon die Flügel regen
Zum freien Flug ins süße Heimatland!
O gönnt die Heimkehr uns: es krankt das Herz
Vor heißer Sehnsucht nach dem Tag der Freiheit,
Bis endlich fällt des Leibes morsche Hülle,
Bis unverhüllt das Aug' die Gottheit schaut!"

So ruft Elias (S. 77) den über sein bevorstehendes Martyrium trauernden Kreuzrittern zu und bald darauf (S. 79) wirft er sich mit Henoch vor dem Kreuze nieder und beide seufzen:

„Komme, Herr Jesu, komme bald!"

P. W. Kreiten (a. a. O. S. 610) meint, daß „ein gewisser poetischer Zauber, der den *wandernden* Juden in der Volksseele umgibt, dem *handelnd-thätigen* Ahasver" Seebers abgehe und daß „dieser Zauber erst wieder zu Tage" komme, „wo der Haß gebrochen, die Verzweiflung zum Durchbruch gekommen und schließlich die Bekehrung vollendet" sei.

Unseres Erachtens hat Seebers Werk durch den Umstand, daß er vermöge seiner eigenartigen Auffassung des Stoffes sich genötigt sah, in den *anfänglichen und mittleren* Partien uns statt des leidenden und wandernden, den thätigen und scheinbar triumphierenden Ahasver vorzuführen, an echt epischem Begebenheitsleben und an actuellem Interesse für die unmittelbare Gegenwart nur gewonnen, an packender Tragik nichts verloren und höchstens an lyrischem Stimmungsgehalt etwas eingebüßt. Diese Einbuße aber dürfte für ein *Epos* denn doch nicht allzuschwer in die Wagschale fallen und zum Theil wenigstens wieder wett gemacht werden dadurch, daß die Todessehnsucht des Seeber'schen Ahasver schließlich in christlichen Heroismus übergeht und in einem ergreifend schönen Tode am Fuße der alten Bundeslade und des hl. Kreuzes ihre endgiltige Befriedigung findet, sowie dadurch, daß sie durch ihren anfänglichen Contrast zur Todessehnsucht der beiden Propheten zu echt künstlerischer Grandiosität und ergreifendster Wirkung emporgehoben erscheint.

8. Wir kommen zusammenfassend und erweiternd zurück auf den Ausgangspunkt unserer Erörterungen.

Wie für die Römer der augusteischen Zeit „das Thun und Leiden, Streben und Entsagen eines edlen Mannes für die Zukunft seines Volkes“ (Plüß a. a. O. S. 347 f.) eine bedeutungsvolle epische Idee war, so dürfte, meinen wir, der ununterbrochene, täglich acuter auftretende und actueller sich zuspitzende Kampf zwischen Christentum und Antichristentum, Kirche und Loge, und die Stellung des täglich mächtiger und einflußreicher werdenden Judenthums innerhalb dieses Kampfes für unser Zeitalter eine nicht unwirksame epische Idee sein.

Jene epische Idee Vergils „ließ sich fast nicht glücklicher ausdrücken als in dem Stoffe des Ahnherrn (Aeneas), der von fernher unter gottverhängten Leiden nach Italien gekommen war, um dort unter schmerzlichen, entsagungsvollen Kämpfen die verheißungsreiche Nation der Zukunft zu stiften.“ Ebenso konnte die von Seeber als innerlich bewegendes Agens gewählte Idee kaum in prägnanterer und besserer Art und Weise dichterisch veranschaulicht werden, als durch kunstvolle Belebung und Ausgestaltung einer epischen Fabel, die durch einen wahrhaft genialen Wurf eine allbekannte und beliebte Volkssage mit Zukunftsweisagungen ehrwürdigster Beglaubigung zum erstenmal in organischen Zusammenhang bringt.

Wie endlich Vergil den Römern seiner Zeit unter dem Bilde der Irrfahrten und Kämpfe des Aeneas das epische Begebenheitsleben ihres eigenen Zeitalters in künstlerischer Zauberspiegelung vorführen wollte, so ist auch das, was Seeber in seinem Ewigen Juden uns vorführen will, nicht reine „Zukunftsmusik“, sondern der ideal-individualistische Reflex der treibenden Ideen, Gegensätze, Kämpfe und Niederlagen unserer Tage. Es ist zwar nicht der Inhalt, wohl aber der Gehalt dieses Gedichts, in dem der Typus eines Convertiten wie Ahasver, eines Apostaten wie Teitan, ein gefangener und dann befreiter Papst, der vom „Geist der Tiefe“ besessene Antichrist, christliche Ritter und Martyrer, eine Mutter, die ihr letztes Kind dem Dienste der Kirche weiht, ein lebensdurstiges Weltdämchen, das im Wahnsinn endet, in ergreifenden, lebenswarmen und farbensatten Bildern an unserem geistigen Auge vorüberziehen, gleichsam „Fleisch vom Fleische und Bein vom Beine“ unseres Zeitalters, des Zeitalters der auffallendsten Conversionen und Apostasien, des gefange-

nen Papstes, des scheinbaren Triumphes der alliance israélite, der Loge und ihres Antichristentums, des Zeitalters des ritterlichen deutschen Centrums, der heldenmüthigen Bekennerbischöfe des Culturkampfes und des — last not least — in die zwei Lager der christlichen Makkabäerinnen aller Grade und Schattierungen und der Dienerinnen der Leidenschaft und Genußsucht gespaltenen Frauengeschlechts. Jedem tiefer blickenden Auge wird es klar, daß der Dichter in künstlerisch-poetischer Weise uns zeigen wollte, wie das Zukunftsbild, das er zeichnet, in seinen Grundlinien schon heute vorhanden ist, wie jene ferne Zukunft am Baume der Weltgeschichte nur das weiter entwickeln und zur vollen Reife bringen kann, wozu wir die Knospen, Blüten und Fruchtknoten schon zur Stunde angesetzt sehen, so daß auch hier das Wort Goethes seine Anwendung findet:

> So ging es und geht es noch heute:
> Der Dichter nur rückt es ins Weite,

wenn wir in dem ersten dieser Verse das Wörtchen „noch" ersetzen durch „schon".

Ein Kritiker des Seeber'schen Gedichtes, J. Ranftl, (im Literarischen Anzeiger für das katholische Oesterreich. Graz, Styria, IX. Jahrgang, No. 1, Sp. 5) bemerkt: „Schwierig mußte für den Dichter die Frage sein, wie er die Ereignisse, die in einer dunkeln Zukunft liegen, sinnlich und greifbar lebendig machen sollte. Räumlich und zeitlich Fernes ist dunkel, verschwommen, zerfließend und darum für dichterische Darstellung, welche lebendige, sinnliche Gegenwart verlangt, nur ungünstig . . . . . Seeber thut bei seiner Technik den entscheidenden Schritt damit, daß er die ferne Zukunft ohne viel Federlesens zu unmittelbarer Gegenwart macht. Tag und Nacht, Schauplatz und Hintergrund werden klar und bestimmt vor das Auge gerückt, die handelnden Personen werden mit festem Griffe frisch und lebendig auf die Beine gestellt und wir wandeln mitten unter ihnen. Nachdem es geschehen, scheint es recht selbstverständlich, aber selbstverständlich wie die Geschichte vom Ei des Columbus".

Es ist vollkommen richtig: Die Anwendung zeitgenössischer Formen und Farben war ein geeignetes und höchst genial gewähltes Mittel, um der in einer fernen, verschwommenen Zukunft liegenden materia proxima der Seeber'schen Darstellung den Charakter des Realen, Sinnlich-Lebendigen und Plastisch-Greifbaren zu geben. Nur gehen wir weiter und meinen, daß eben nicht blos das sog. Costüm

und Colorit, sondern auch der eigentliche Gehalt, die Seele und Quintessenz, die tieferen Ideen des Seeber'schen Zukunftsbildes dem Leben unserer Zeit entnommen seien und daß die Darstellung dieser Ideen, daß die poetische Zauberspiegelung der Gegenwart der höhere künstlerische Zweck, die eigentliche causa finalis oder die sog. materia remota des Gedichtes sei.[1])

Wir meinen ferner, daß die Wahl der Ahasverlegende und der Antichrist-Pophezeihungen zur causa materialis oder materia proxima eines Epos nur deshalb eine glückliche zu nennen sei, weil im Rahmen dieser epischen Fabel jener höhere künstlerische Zweck, um dessen Realisierung es dem echten Dichter vor allem zu thun sein muß, in ausgezeichneter Weise sich erreichen ließ. Die Ahasversage ist zwar in hohem Grade populär und auch „das Weltende und was ihm vorausgeht", ist, wie P. Kreiten (a. a. O. S. 579) treffend bemerkt, „durch die jährlich wiederkehrenden Evangelien vom Gericht, durch Predigt und christlichen Unterricht, bildende und redende kirchliche Kunst dem Katholiken ein vertrauter Gegenstand der Betrachtung, der Phantasie und des Gemüthes." Indessen, was hiemit gegeben war, nämlich „das Vorhandensein des Stoffes im Volksbewußtsein", ist zwar notwendige Vorbedingung für ein wirklich volksthümliches Epos, aber eben doch nichts mehr als bloße Vorbedingung, und die Popularität einer Sage oder Geschichte allein macht die Stoffwahl noch nicht zur glücklichen, sondern „eine Sage oder Geschichte wird erst wahrhaft populär dadurch, daß in ihr sich zeitgemäße Ideen glücklich ausdrücken, und wie der Dramatiker so wählt der Epiker seinen Stoff glücklich, wenn er gerade in diesem Stoffe die epischen Ideen, die seiner Zeit entsprechen, wirksam ausdrücken kann" (Plüß, a. a. O. S. 347). Seebers Epos ist daher allerdings geeignet, „volksthümlich" zu werden unter all denjenigen, die Bildung und poetische Empfänglichkeit genug besitzen, um die zeitgemäße Wahrheit des Lebensgehaltes dieser Dichtung zu erfassen. „Volksthümlich" im engsten Sinne des Wortes kann sie, da so viel Bildung und poetischer Sinn selbst

[1]) Wir könnten für die Richtigkeit dieser unserer Auffassung in gewissem Sinne den Dichter selbst als Zeugen anführen, da er schon vor Jahren durch einen Artikel in der „Salzburger Kath. Kirchenzeitung" (1889 S. 60): „Ahasver in Wien" den Beweis erbracht hat, daß er in der Ahasversage ein treffliches Gefäß zur Aufnahme zeitgenössischer Ideen sieht. Der Artikel ist zwar nur mit —r gezeichnet, aber wir wissen aus sicherer Quelle, daß er von Seeber stammt.

unter den sog. Gebildeten nur spärlich anzutreffen sind, niemals werden und insofern muß und wird sie, wie H. Keiter bemerkt, „Caviar fürs Volk“ bleiben.

III.

Nicht nur durch die zeitgemäße Wahrheit des Lebensstoffes, den er darstellt, hörten wir H. Th. Plüß oben sagen, sondern auch durch die zeitgemäße Schönheit der Composition und des Ausdrucks soll der epische Dichter seine Hörer zur lebhaften Reproduction des von ihm entworfenen Lebensbildes und zur wohlthuenden rhythmischen Mitbewegung zwingen.

Sprechen wir hier nun zunächst vom sprachlichen Ausdruck in Seebers Ewigem Juden.

Da vermissen denn manche Leser vor allem den Endreim. Einem Gedicht ohne Reim vermögen sie keinen Geschmack abzugewinnen. Gewiß ist der Endreim eine besondere Schönheit der poetischen Rede. Aber liegt denn in ihm das Wesen der poetischen Form? Giebt es nicht zahllose echte Erzeugnisse der Poesie nicht nur ohne Endreim, sondern sogar ohne strenges Versmaß?

Eine zweite Classe von Lesern und Kritikern möchte nicht nur den Reim, sondern auch eine bestimmte Strophenform, sei es die Dreizehnlindenstrophe, sei es die Stanze oder gar die Terzine. Dieser Wunsch ist gleich dem ersten einem bereits vollendet vorliegenden Kunstwerke gegenüber einmal sehr müßig, sodann zeugt er ebenfalls von einer wenig gründlichen, fast naiven Auffassung vom Wesen der Dichtkunst und der Natur der dichterischen Production. Wußte denn nicht der Dichter selbst am besten, in welcher Form und Art der gebundenen Rede er den ihn beseelenden Gebilden zum adäquatesten, sichersten und vollendetsten Ausdruck verhelfen könnte? Mußte sich ihm die Wahl dieses oder jenes Versmaßes nicht mit Naturnothwendigkeit aus der Gestaltung des Stoffes selbst ergeben, weil sie sozusagen in innerem, geheimnisvollem und unlöslichem Zusammenhang mit dem ästhetischen Gehalt seiner Kunstgebilde stand?

Ferner, ist denn der reimlose fünffüßige Jambus bei uns, trotzdem er im Drama seit Lessings „Nathan“ das herrschende Versmaß ist, noch immer so unzeitgemäß, daß seine Anwendung in einem Epos ernstlich beanstandet werden könnte? Gewiß nicht. Entschied sich also Seeber einmal für den Blankvers, glaubte er nur in diesem oder doch in diesem Versmaß am besten und vol-

lendetsten all das auszudrücken und darstellen zu können, was ihn dichterisch beseelte, so haben wir wegen Reim und Strophe mit ihm nicht weiter zu rechten, sondern sein Werk zu nehmen, wie es nun einmal ist und in dieser fertig vorliegenden sprachlichen Form ihm Gerechtigkeit angedeihen zu lassen.

Und da ist es denn gewiß des Lobes genug, wenn man behaupten kann und bekennen muß: Die Diction ist bald voll körniger Einfachheit, bald von schwungvoller Erhabenheit, immer aber voll Plasticität, Bestimmtheit und kraftvoller Gediegenheit; kein Vers, fast kein Wort ist zu viel; alles fügt sich logisch wie stilistisch eng an- und ineinander, nirgends ein überflüssiger Zug, nirgends ein unsicheres Hin- und Herreden oder ein unkünstlerisches Abschweifen vom angeschlagenen Thema, nirgends ein weichlich-sentimentales Sichergehen auf blumigen Nebenpfaden, worin der Anfänger und der bloße Dilettant sich so sehr zu gefallen pflegen, sondern überall die Reife und Abgeklärtheit des vollendeten Meisters, die volle Herrschaft des classischen Sprachtechnikers über das gesammte sprachliche Kunstmaterial.

Dies der Eindruck der Diction Seebers im allgemeinen; im besonderen aber ist dieselbe reich an schönen orginellen Bildern, an prächtigen, kürzeren und längeren Vergleichen und Gleichnissen.

Wir heben hier einige schöne bildliche Redensarten heraus, nur einige aus den vielen, die an verschiedenen Stellen des Gedichtes in Anwendung auf die mannigfaltigsten Gegenstände sich finden.

Von der Burg Sotérs heißt es S. 31:

> Stolz ragt ein Wunderbau, die Burg Sotérs,
> Von Sions Höh'n zum blauen Himmel auf.
> Von ferne grüßt den Wandrer auf der Spitze
> Des höchsten Thurmes der goldne Stern des Königs.
> Und staunend streift sein Blick den leichten Giebel,
> Der Bogen kühnen Schwung, das reiche Sims;
> Er folgt dem heitern Spiel der Linien,
> Dem üppp'gen Lenzestrieb der Marmorsäulen[1])
> Und weilt gefesselt auf der Königsgarde
> Der Heldenbilder, die den Eingang schirmt.

Gar schön ist es, wenn der Dichter Henoch zu den zum Martyrertod sich drängenden Kreuzesrittern (S. 77) sagen läßt:

---

[1]) Aehnlich S. 129 .... „diesen Wald von Marmorstämmen."



Nur zwölf erwählt der Herr aus eurer Mitte,
Mit uns den Kelch zu trinken seiner Gnade;

denn der Leidenskelch wird in der christlichen Auffassung des Leidens ohneweiters zum Gnadenkelch.

Von Ahasver, dessen ehrgeizige Seele wieder aufthaut bei dem reichlichen Lobe, das Sotér ihm zollt, heißt es (S. 125):

Und lüstern sog sein Geist den Honig ein,
Der von des Königs Lippe niederthaute.

Was die Gleichnisse betrifft, die nach Goethe dem Epiker ungleich mehr geziemen als dem Dramatiker, so ergibt sich schon aus einer kurzen Aufzählung der Fundörter, denen Seeber dieselben entnimmt, daß er daran keineswegs arm ist. Fast kein ontologisches Gebiet giebt es, das ihm nicht Ausbeute böte für dieses treffliche Mittel der episch-dichterischen Veranschaulichung. Die Jünger des Herrn beim letzten Abendmahle (S. 76), der über das Schlachtfeld schreitende Todesengel (S. 207), die Circusspiele und das Martyrium des hl. Polycarp (S. 97), die Treiber, die das scheue Wild umstellen (S. 167), Jäger und Adler, der das Samenkorn ausstreuende Landmann (S. 68), der Löwenbändiger (S. 198), die antiken Faustkämpfer (S. 196), der Fuchs (S. 104), der Tiger (S. 183), die Hyäne (S. 37), die Bestien im Käfig (S. 146), die gereizten Bienen (S. 105), die Stimme des Löwen (S. 107), die Wölfe (S. 64), Vogel und Schlange (S. 80), die Viper (S. 188), der weisellose Bienenschwarm (S. 194), die Herde ohne Hirte (148), das Gold, eingesprengt in den Trachyt (S. 104), der Ausbruch eines Vulkans (S. 187) und die Lava des Aetna (S. 149), das Brodeln des Suds (S. 127), das Gewitter (S. 72), die Ueberschwemmung (S. 153), das brandende Meer (S. 113), das Wellenleuchten in den Kielgewässern (S. 113), der ausbrechende Bergsee (S. 126), der Bergbach (S. 153), der Nebel (S. 113), die Planeten (S. 94 f.), ein menschenfernes Eiland (S. 208), der jähe Blitz in dunkler Nacht (S. 154), die Meeresstille und die plötzlich sich erhebende Brise (S. 125): all diese mannigfaltigen Wesen und Erscheinungen der Menschenwelt, des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs und der Natur überhaupt werden von Seeber zu bald kürzeren bald längeren, immer aber höchst anschaulichen und passenden Vergleichen oder Gleichnissen herangezogen und legen so indirekt Zeugnis ab von seiner genauen Beobachtung und von dem weiten Umfange und dem seltenen Reichtum seiner poetischen Anschauung.

Wie meisterhaft durchgeführt ist z. B. folgendes Gleichnis, in welchem das plötzliche Zusammensinken der Hoffnungen Ahasvers mit der Enttäuschung des Wanderers in der Wüste durch eine fata morgana verglichen wird!

Ermattet schleppt der Mensch den müden Fuß
Im glühend heißen Sand der Wüste hin.
Die Tropensonne saugt an seinem Blute,
Nach einem Tropfen Wasser lechzt die Seele,
Doch schaut sein vorgequollnes Auge nur
Den unbegrenzten Ocean von Sand.
Schon bohrt sich die Verzweiflung in sein Hirn,
In seinen Ohren tönt wie Donnerschlag
Das ungestüme Brausen seines Blutes.
Ha, sieh, in letzter Stunde löst ein Wunder
Das Dunstgewebe vor dem Blick des Wandrers:
Vor dem entzückten Auge breitet sich
In jugendfrischem Grün die Landschaft aus,
Zu sanfter Ruhe lädt der Palme Schatten,
Und silberglänzend sprudelt eine Quelle,
Das weite Becken bis zum Rande füllend.
Ein Wonneruf, ein selig Jauchzen ringt
Sich aus dem Herzen, von der Lippe los;
Vergessen ist die lange Todesqual,
Verschwunden Noth und Mühe, freier hebt
Und weitet sich die Brust, von Muth geschwellt;
Es stählt die Hoffnung den beschwingten Fuß,
Das Auge trinkt in nimmer satten Zügen
Den nahen Anblick der ersehnten Labung. —
Doch wenig Schritte thut er hastig kaum,
Und schon zerrinnt vor dem entsetzten Blick
Das Wahngebilde rasch in leeres Nichts,
Nur höhnisch grinsend hebt sich aus dem Dunst
Die Truggestalt der Wüstenfee vor ihm;
Sein Herz steht still, und die Verzweiflung preßt
Mit doppelter Gewalt die Brust zusammen;
Er sinkt zu Boden in sein Grab von Sand.

So bricht mit einen Schlag die ganze Welt,
Der stolze Riesenbau der Phantasien
Im Herzen Ahasvers vermorscht zusammen,
Und der Verzweiflung Starrkrampf lähmt die Glieder;
Doch innen glüht und tost ein wildes Feuer,
Wie wohl in Aetnas Tiefen, wenn die Laven
Im Kraterschlunde bis zum Rand sich heben. (S. 139f.)

Ueberaus schön und manigfaltig ist auch die Art und Weise,

wie der Dichter die einzelnen Zeitabschnitte der Handlung seines Epos poetisch einführt. Gleich zu Beginn des Gedichtes heißt es:

Der Tag versinkt, und eine Nacht, so schwarz
Und sterneleer wie des Verbrechers Herz,
Entfaltet lautlos ihre Riesenschwingen.

Der 10. Gesang beginnt mit den Worten:

Der junge Morgen schlug die scharfen Krallen
Durchs Nachtgewölk und stieg, ein Sonnenadler,
Auf leichten Schwingen zum Zenith empor.
Neugierig haftete sein blitzend Aug'
Auf Moria, dem stolzen Marmortempel,
Und auf der Menschengruppe, die sich lebhaft
Mit frohem Staunen auf dem Hügel drängte.

Gewiß ein originelles Bild für den Morgen!

Ebenso lieblich als stimmungsvoll sind auch folgende zwei Bilder für die eben genannte Tageszeit:

Ein schöner Jüngling, Purpur auf den Wangen,
Erstieg der Morgen das Gebirg von Moab
Und schaute freundlich mit dem Sonnenaug'
Auf Berg und Thal, die friedlich wie ein Kind
In leichtem Schlummer ihm zu Füßen lagen. (S. 177)

Um die großartige Schlußkatastrophe, die Vernichtung des Antichrists, zu schauen —

Aus seinem Wellenbade steigt der Morgen,
Und fröstelnd hüllt er in des Nebels weiche,
Leicht wallende Gewänder seinen Leib;
Dann schaut er finster nach der Erde hin
Und auf die Stadt der Sünde, die noch dampft
Vom warmen Blut der Heiligen des Herrn,
Und fester gürtet er die Wetterwolken
Und ihren Zornesblick um seine Lenden. (S. 201)

Von packender Naturwahrheit und großer Anschaulichkeit ist auch die Schilderung der Gluthitze des Mittags:

Zuhöchst am Himmel flammt in weißer Lohe
Der Sonnenball, Gluthtropfen schäumen über
Und strömen dampfend wie geschmolzenes Erz
Zur Erde nieder; gierig leckt das Feuer
Das Lebensblut aus den geborstnen Adern —
Kein Hauch, kein Athemzug, nur Qualm und Dünste,
Die Herz und Geist betäuben und vergiften.

Der Markt ist leer, verödet sind die Straßen;
Ein Strom, so heiß, als sei die dumpfe Luft

In Aetnas tiefstem Schlunde durchgeglüht,
Erstickt die Neugier, die vors Thor sich wagt; —
Rings Todtenstille. (S. 80)

Reich und manigfaltig sind die Formen und Farben, womit Seebers leichtsprudelnde Dichterphantasie die Gegenstände seiner Darstellung zu umkleiden und über seine Diction den Glanz und Schimmer echter Poesie auszugießen versteht; nichtsdestoweniger aber springt er mit den Darstellungsmitteln des Künstlers nicht verschwenderisch um.

Treffend bemerkt in dieser Beziehung J. Ranftl (a. a. O. Sp. 6): „Bezeichnend für die künstlerische Reife unseres Dichters ist das feinfühlige Maßhalten in der Verwendung poetischer Mittel. Oft hätte er Gelegenheit gehabt, schreiende und bunteste Farben den Lesern in Kübeln über den Kopf zu schütten, wie manche neue Poeten es lieben; allein Seeber verschmäht jedes Gewaltmittel und bevorzugt eine fein abgetönte Zeichnung und Farbengebung und weiß mit dem maßvollen dichterischen Worte eine tiefere Wirkung zu erreichen als andere mit Häufung und Ueberschwang. Dies lernt man gerade bei öfterem, achtsamem Lesen würdigen."

Wir gehen über zu einer kurzen Besprechung der Anlage des Seeber'schen Epos.

Auch die Composition eines echten Kunstwerkes soll nach H. Th. Plüß zeitgemäß schön sein. Von einem modernen Epos wird man, damit es diese Forderung erfülle, vor allem strenge Einheit der Handlung und, soweit sie aus dieser wichtigsten der drei Einheiten sich mit innerer Nothwendigkeit ergibt, auch eine gewisse Einheitlichkeit der Zeit und des Schauplatzes fordern müssen; man wird im allgemeinen die Kunst der Anlage aber auch um so höher stellen können, je mehr bei Wahrung des epischen Grundcharakters des Ganzen diese Anlage dem Bau des Dramas sich nähert. Denn mit Recht gilt der aesthetischen Anschauung unserer Zeit im Gegensatz zum Zeitalter Breitingers und Klopstocks das Drama als die höchste und vollendetste Form der Poesie.

Bei Seeber sind nun nicht nur die sog. drei Einheiten mehr als ausreichend gewahrt, sondern das Ganze macht durch die Straffheit, Klarheit und Regelmäßigkeit des Aufbaues fast den Eindruck, als sei der Stoff vom Dichter ursprünglich für eine dramatische Behandlung in Aussicht genommen gewesen. Ein gerade für das Drama und die Schauspielkunst so hervorragend veranlag-

ter Geist, wie die größte deutsche Dichterin unserer Tage, Emilie Ringseis, es war, nennt in einer Besprechung (Kath. Warte, Salzburg. X. Jahrgang. S. 220) das Seeber'sche Gedicht gleich eingangs „ein Epos voll dramatischer Spannkraft“ und schreibt weiter: „Besäßen wir eine deutsche Bühne, welche Sinn hätte für geistliche Dichtungen und mit den nötigen Geldmitteln die scenischen Schwierigkeiten bewältigte, wie dies einst in Spanien für die Autos sacramentales von Calderon und andern geschah und bei uns bezüglich der Schwierigkeiten für Meyerbeer'sche und Richard Wagner'sche Opern geschieht, wir lüden den Dichter ein, sein hochinteressantes Werk uns auch als Drama zu bescheeren; es müßte von schlagender Wirkung sein.“

Daß es einem Epos aus der Feder des Verfassers der Mark und Bein erschütternden Tragödie „Judas“ an „dramatischer Spannkraft“ und „schlagender Wirkung“ nicht fehlen dürfte, war für die Kenner dieses Trauerspiels zum vornherein wahrscheinlich und wurde durch die Lektüre des „Ewigen Juden“ vollauf bestätigt, dessen Totaleindruck, wenn man ihn in einem Zuge liest, demjenigen einer Shakespeareschen Tragödie nicht unähnlich ist. In der classischen Maßhaltung der Anlage und Ausführung aber, in dem sorgfältigen Fernhalten jeder zu großen Breite und Weitschweifigkeit erinnerte uns Seebers Epos lebhaft an die Tragödien des Sophokles. Der Höhepunkt, der Abfall Ahasvers von der Sache Sotérs, liegt so ziemlich in der Mitte des Ganzen und um diesen Höhepunkt gliedern sich wie um ein Krystallisationscentrum die einzelnen Theile und Stufen der fallenden wie der steigenden Handlung sammt dem sog. erregenden und tragischen Momente, alles am rechten Platze, organisch an. Zeigt uns die steigende Handlung die successiv bis zum völligen Bruche sich steigernde Entfremdung zwischen Ahasver und Sotér (beziehungsweise Teitan), so führt uns die fallende Handlung ebenso natürlich und psychologisch folgerichtig hinab zum Uebertritt Ahasvers zur Sache des Christentums, zu seinem pathosvollen Auftreten gegen Sotér und zu seinem rührenden Ende.

Wie das Ganze, so sind auch die einzelnen Gesänge vortrefflich durchcomponiert. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, gleich der erste Gesang das Muster einer Exposition. Der Dichter versetzt uns, der Vorschrift des Horaz gemäß, gleich medias in res. Wir erhalten vorerst eine Darstellung des Schauplatzes der Handlung, aber nicht in Form der Beschreibung von

etwas in sich Abgeschlossenem und Fertigem, sondern echt episch und so, wie Lessing im „Laokoon“ es verlangt, nämlich in der Art, daß die Weltstadt Jerusalem dem in sie einreitenden Ahasver successiv entgegentritt. (Vgl. in Goethes Hermann und Dorothea den Anfang des 4. Gesanges.) Sodann wird die Handlungssituation gekennzeichnet, welche kurz dahin zusammenzufassen ist, daß Ahasver nahe am letzten Ziel all seiner Wünsche, bei der Weltherrschaft des jüdischen Volkes unter dem Scepter des Sotér-Messias, angelangt zu sein vermeint. Auch die Gegenhandlung wird bereits hier eingeleitet und zwar dadurch, daß Ahasver mit eigenen Augen sehen muß, wie die Herrschaft Sotérs selbst in seiner Hauptstadt noch keine allgemeine und unbedingte ist (denn die von Kosoff geführten Christensclaven werden von Elias und den Kreuzrittern befreit). Dieser Beginn der Gegenhandlung ist zugleich das erregende Moment für die Fortführung der Haupthandlung und der Anknüpfungspunkt für die Nebenhandlung oder die Sara-Episode.

Sehr geschickt hat der Dichter, während er diese Exposition gibt, uns auch bereits mit sämmtlichen Personen des Gedichtes vorläufig bekannt gemacht.

Als einen Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit möchten wir es indessen bezeichnen, daß Ahasver, der ruhmgekrönte Feldherr des Antichrist, der kommt, um diesem ganz Europa und den gefangenen Papst besiegt zu Füßen zu legen, ohne jeden öffentlichen oder feierlichen Empfang die Welt- und Millionenstadt Jerusalem als einsamer Reiter betritt und nur von einem aus einem Kaufgewölbe tretenden Juden erkannt und als Triumphator begrüßt wird.

Worin aber weit mehr und in höherem Sinne als in schöner, selbst dramatisch strenger und regelrechter Disposition der äußeren Handlung die wahre Kunst der Composition eines echten Epos besteht, das ist „der Rhythmus der Idee, die reichwechselnde und doch vollkommen einheitliche, ebenmaßvolle Bewegung, in welcher das ganze Leben der idealen Welt mit seinen Begebenheiten voranschreitet und an welcher alles theilnimmt, was zu den idealen Begebenheiten gehört“ (Plüß, a. a. O. S. 348): menschliches Denken, Thun und Leiden und göttliches Lenken, Lieben und Erbarmen, Verheißung, Drohung und Erfüllung, Streben, Genießen und Entsagen, Hoffen, Fürchten, Verzweifeln und Beseligung. Diese alles bewegende, alles innerlich durchpulsende Rhythmik der Idee, an welcher das Seeber'sche Epos so reich und die im Grunde ge-

nommen mit dem tiefsten Lebensgehalte des Kunstwerkes identisch ist, kann allerdings durch aesthetisierende und kritische Auseinandersetzungen kaum wiedergegeben werden. Sie ist am Kunstwerk gerade das, was sich nicht zergliedern und erklären läßt, sondern was ein jeder Leser höchst persönlich und selbstthätig unmittelbar bei der Lectüre aesthetisch empfinden muß.

Tolle ergo et lege! Nimm und lies und lies wiederholt! Laß dich „zwingen“ zur lebhaften Reproduction des von des Dichters Kunst dir vorgezauberten, gehalt- und stimmungsvollen Handlungs- und Lebensbildes, laß dich tragen und schaukeln auf den Wellen und Wogen dieser herrlichen Sprach-, Gedanken- und Gefühlsrhythmik: fürchte und hoffe, liebe und hasse, traure und jauchze, bemitleide und verfluche, unterliege und siege mit dem Dichter und in ihm, laß dich niederschmettern, zertreten und zermalmen, erheben, stählen und läutern

„von dem großen, gigantischen Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“:

thue das alles und thue es oft, — wenn du es kannst, d. h. wenn ein neidisches Geschick dir Sinn und Empfänglichkeit für das dichterisch Schöne nicht versagt hat!

Noch möchten wir unsere zeichnenden Künstler auf Seebers Gedicht als auf eine Fundgrube für eine stattliche Reihe herrlicher Scenen aufmerksam machen, die es vollauf verdienten, auch im Bilde dargestellt zu werden, und den Wunsch aussprechen, daß die Hand tüchtiger Illustratoren uns bald mit einer der großen Dichtung würdigen illustrierten Ausgabe des Ewigen Juden erfreue.

Dem Schöpfer desselben aber rufen wir zu dem seltenen Erfolge seines bedeutendsten Werkes ein herzliches Prosit! zu und ein ebenso herzliches Glückauf! für seine weitere dichterische Thätigkeit. Wem gleich ihm das Poetentum von Gottes Gnaden zutheil geworden, der thut nach unserem Dafürhalten besser daran, die wissenschaftliche Thätigkeit andern, minder Glücklichen zu überlassen. An Gelehrten haben wir deutsche Katholiken entschieden weniger Mangel als an echten Dichtern, und ein einziges Kunstwerk wie Seebers Ewiger Jude wiegt in meinen Augen an Wert und Verdienstlichkeit die dicksten Bände des gelehrtesten und wissenschaftlichsten Zeugs auf.

Daher muthig vorwärts auf der so ruhmreich betretenen Dichterlaufbahn!

Ueber die Stift- und Klosterschulen Sachsens im Mittelalter.

Von **Georg von Detten**,
Landgerichtsrath in Paderborn.

Während des ganzen Mittelalters fast war Bildung und Wissenschaft auf das engste mit der Kirche und ihren Repräsentanten verknüpft, ja ein ausschließliches Feld ihrer Thätigkeit, weil der klerikale Stand den Lehrstand damals bildete und vollständig deckte. Keiner aber hat der Kirche in diesen ihrer culturellen Wirksamkeit größere Dienste und treuere Förderung gewidmet, als Kaiser Karl der Große, jener vom tiefsten Glaubensbewußtsein durchdrungene, mit dem Oberhaupte der ganzen Kirche in stetem Wechselverkehr stehende Begründer der mittelalterlichen Ordnungen. An seiner Palastschule, welche unter Leitung des berühmten Alcuin stand, waren die größten Gelehrten und alle Bildungszweige vertreten. Wir finden hier neben Alcuin, ohne dessen Rath und Mitwirkung der Kaiser keine seiner heilsamen Verordnungen erließ, z. B. als erste Größe Eginhard, den Liebling des Kaisers, der — bei einem Laien damals ungewöhnlich — auf dem ganzen Gebiete der artes liberales außerordentlich bewandert war. Der Kaiser selbst auch ließ es sich angelegen sein, Bildung und Wissen die möglichst weite Verbreitung zu verschaffen. Sein unausgesetztes Streben für die Ausbildung der Muttersprache und seine Verordnung, daß von den Geistlichen in der Sprache ihrer Zuhörer gepredigt werden solle,

ist bekannt. Die alten Volkslieder, welche im Munde des Volkes lebten und die Großthaten der heidnischen Vorfahren besangen, ließ er sammlen und in die Mundart der Gebildeten übertragen. Er gab sich sogar an die Ausarbeitung einer Grammatik der Muttersprache, von deren Vollendung ihn die Schwierigkeit der Aufgabe abgeschreckt zu haben scheint. Durch Gesetz machte er es endlich zur allgemeinen Vorschrift, daß in allen Bisthümern Knabenschulen errichtet und daß in denselben neben den Kindern der Freien auch die der Unfreien gesammelt und solange im Lesen, Schreiben und Psalmengesang, in Aritmethik und Geometrie unterrichtet würden, bis sie hinreichend ausgebildet seien. Das deutsche National-Concil zu Mainz vom Jahre 813 machte es sogar allen Eltern zur strengen Pflicht, ihre Kinder zur Schule oder zu den Klöstern oder auswärts zu den Priestern zu schicken, damit dieselben den Glauben recht lernen und das Gebet des Herrn, auf daß sie auch zu Hause unterrichten könnten. Wer sich gegen die Schulpflicht verging, sollte eine angemessene Strafe erleiden. Als Strafe war das Fasten oder eine andere Züchtigung bestimmt. Leuchtet aus diesen Verordnungen nicht hervor, daß im Geiste des großen Kaisers bereits der Gedanke eines allgemeinen Volksunterrichts mit Schulzwang aufgetaucht war? Nach einem Rundschreiben an alle Aebte und Bischöfe, das der Kaiser in Anschluß an das Aachener Capitular vom Jahre 789 erläßt, erklärt er, daß die Klöster zweckdienliche Anstalten nicht bloß für Diejenigen sein, welche sich dem canonischen Leben widmen wollten, sondern daß sie auch Denen, welchen Gott Talent, Wissensdurst und Lehrerberuf geschenkt habe, Gelegenheit bieten sollen, nützliche Kenntnisse zu erwerben und besonders für die Ausbildung in der Sprache zu sorgen.

Die Mittel für die Schulanstalten schaffte Kaiser Karl an, indem er den Ertrag der von ihm eingeführten Zehntabgabe nicht bloß kirchlichen Zwecken, sondern auch dem Bau und der Unterhaltung von Schulen überwies.

Jedem Bischofe wurde ein Collegium Canonicorum als Beirath zur Seite gestellt, welches mit ihm in einer Behausung ein gemeinschaftliches, canonisches Leben führen sollte. Ueber die innern Verhältnisse dieses den Klöstern nachgebildeten Zusammenlebens (vita communis) gibt die von Karl dem Großen wegen ihrer Zweckmäßigkeit angenommene und durchgeführte Regula canonicorum

des Bischofs Chrodegang von Metz aus dem Jahre 762, welche sich im Wesentlichen der des Benedictiner-Ordens anschließt, nähere Auskunft. Danach soll das Leben in den Domklöstern ein gemeinsames, durchaus abgeschlossenes sein und durch Wahrnehmung der Betstunden, Betrachtung und Beschäftigung mit den Wissenschaften seine Würze bekommen. Innerhalb strenger Clausur war Unterhalt und Lebensweise gemeinschaftlich. Man speiste an einer Tafel und schlief in gemeisamen Dormitorien. Unter den „Brüdern" wurde Einer, durch Sittenreinheit und bewährte Lehrgabe ausgezeichnet, als Scholaster bestellt. Dieser hatte die Schule des Klosters, die sog. Domschule, d. h. die Bildungsanstalt der jüngern Canoniker, aber auch sonstiger Cleriker und Laien von auswärts, welche sich als Schüler einfanden, zu leiten. Nicht selten verschrieb man sich aber auch einen berühmten Mann aus der Ferne, auf was immer für Bedingungen es geschehen konnte. Würzburg ließ sich z. B. einen Scholastikus aus Schottland kommen, und was für große Mühe man in Bamberg es sich darum kosten ließ, das ersieht man aus einigen noch vorhandenen Schreiben dortiger Canoniker.

Während der Scholastikus in der ersten Zeit keinen besonderen Rang vor den übrigen Canonikern hatte, gehörte er seit dem 12. Jahrhundert zu den Hauptwürdeträgern des Capitels und nahm den Rang unmittelbar nach dem Probste und Dechanten ein. Seiner Aufsicht unterstanden meistens auch die in den Bischofsstädten an Canonikatskirchen und sonst entstandenen Stiftsschulen und erhielt seine Stellung dadurch eine centrale und öffentliche Bedeutung und Wichtigkeit. Für die Seminaria puerorum in den Domklöstern enthält die Chrodegang'sche Regel in Bezug auf die Erziehung und Bildung der Alumnen zu künftigen Geistlichen die gemessensten Weisungen. Sie sollen mit peinlicher Sorgfalt überwacht und durch die möglichst größte äußere Beschränkung zum Gehorsam gegen die Kirche und ihre Gebote und zu einem eingezogenen, den Studien gewidmeten Leben herangebildet werden. Die Schüler waren daher bei Tag und Nacht beständig unter Zucht und Leitung (sub virga et jurisdictione) des Frater Scholasticus und wurden mit Tagesanbruch unausgesetzt bis gegen Mittag hin in Schule und Unterricht genommen. Ferien in unserm Sinne gab es nicht; dagegen ging es an den Sonn- und Feiertagen besonders fröhlich und lustig zu. Man ergötzte sich an den verschiedensten Spielen, an Kreiselschlagen, Ballspiel, Schießen mit Holzpfeilen u. s. w. Manchmal waren

sogar priesterliche oder pädagogische Functionen der ausgelassenen Jugend nicht heilig genug und bildeten die Gegenstände ihrer Scherze. Gemeinsame Ausflüge oder pomphafte Umzüge waren an den Dom- und Stiftsschulen, wo die Knaben eine weit größere Freiheit als in den Klöstern genossen, häufig und sehr beliebt. Als besondere Festtage in diesem Sinne kommen der Unschuldige Kindertag gleich nach Weihnachten, im Kloster St. Gallen König Konrads Feiertage, dem Andenken des Besuchs des Königs im Kloster gewidmet, an der Domschule in Münster der Maitag des Bischofs Hermann, der St. Nikolaus- und St. Gregoriustag in Betracht.

Karl der Große stellte diesen Schulen des Clerus in dem berühmten Capitulare vom Jahre 789, in welchem er allen Stiftern und Klöstern die Anlegung solcher Unterrichtsanstalten zur Pflicht macht, die Aufgabe, alle freien Künste zu lehren und verlangte von ihnen besonders, daß sie jeden Geistlichen soweit in Aritmethik und Astronomie voranbrächten, daß derselbe ohne fremde Hülfe die Feste der Kirche im Voraus berechnen könne.

Die Dom- wie die Klosterschule theilte sich in eine niedere und höhere; jene befaßte sich mit den Elementar-Gegenständen, diese mit den Wissenschaften. Unter den letztern stand die Kenntniß Gottes und seiner Offenbarungen oben an, also die Theologie, als Dogmatik und Moral, und diese wurde geschöpft aus der hl. Schrift und den Kirchenvätern. Um diese Quellen aber zu verstehen, betrieb man mit Gründlichkeit die Sprachen und zwar nicht allein das Lateinische, sondern auch Griechisch und als fernere Hülfswissenschaften Mathematik, Logik und Philosophie. Auch die Heilkunde sollte ein Bestandtheil dieser höhern allgemeinen Bildung sein. Karl der Große hatte in seinem in Diedenhofen erlassenen Capitulare vom Jahre 805 befohlen, daß in allen Dom- und Klosterschulen die Medizin als eigens für sich bestehendes Fach gelehrt werde und so wurde die Arzneikunde noch im 12. Jahrhundert an den bedeutendern Schulen als obligates Pensum des höhern Unterrichts angesehen und behandelt. Ueber die Uebung des Gesanges handelten die zahlreichen Capitularien von 789, 802, 803 und 805. Sie ordneten für das ganze Reich den römischen Gesang an und legten den größten Werth auf die Correctheit in den Abschriften der Psalmen, der Noten und Gesangestexte.

Von den mechanischen Fertigkeiten wurde besonders die

Schreibkunst, welche man im Mittelalter mit Auszeichnung die ars clericalis nannte, wegen ihrer großen Wichtigkeit fleißig geübt und betrieben. Von den Schreibstuben (scriptorium) der Stifter und Klöster ging nicht bloß die Verbreitung von Litteratur und Wissenschaft aus, sondern in ihnen fand auch die Kunst der bildnerischen Darstellung liebevolle Heim- und Pflegstatt. Sie erhielten der Welt die unsterblichen Werke Roms und Griechenlands, indem sie die Abschriften davon vervielfältigten und den Austausch der Bücher in den Stiften und Klöstern ermöglichten.

Kaiser Karl liebte es, Dom- und Klosterschulen zu besuchen und sich von den Zöglingen ihre Arbeiten vorlegen zu lassen, stellte die besten zu seiner Rechten, die andern, mochten sie auch von noch so hoher Geburt sein, zu seiner Linken und strafte sie mit ernster Zurechtweisung und strengem Tadel. Zu Osnabrück gründete er selbst die Domschule und bestimmte, daß nicht allein die lateinische, sondern auch die griechische Sprache dort gelehrt werde. Sein besonderes Interesse für die Aufgaben dieser Anstalt bekundete er, indem er in dem Privilegium von 804, welches er dieser Schule verlieh, die feste Zuversicht aussprach, daß sich in Osnabrück jeder Zeit beider Sprachen mächtige Lehrer finden würden. „Wundere dich nicht, schrieb ein Mönch des 9. Jahrhunderts, daß der Abt Hermann immer ein griechisches Testament bei sich trug. Denn dieser gelehrte und fromme Mann war im Griechischen recht bewandert. Er hatte es in der carolingischen Schule (das jetzige Gymnasium Carolinum) zu Osnabrück gelernt.“ So wurde die griechische Sprache im sächsischen Lande zuerst eingeführt.

Auch unter Ludwig des Frommen mildem Scepter wurde noch auf die Einrichtung und Ausgestaltung der Domschulen großes Gewicht gelegt. Die Synode von Attigny z. B. spricht sich dahin aus:

„Die Schulen wollen wir eifrigst verbessern. Wer lernen will, soll darin tüchtige Lehrer finden und in größern Diöcesen sollen mehrere Schulen eingerichtet werden.“

Auf dem Reichstage zu Tribur im Februar 825, an welchem unter anderm auch der Bischof Badurad von Paderborn als Missus regis Theil nimmt, ermahnt der Kaiser am Schlusse seines Capitulare:

„Habet Acht auf Eure Priester, lehret sie und ermuntert sie,

wie sie dem ihrer Sorge anvertrautem Volke nützlich sind; bestrafet sie, wenn begründete Klagen gegen sie vorgebracht werden. Stiftet überall Schulen, wo deren keine sind, für die Jugend, wie auch für die Diener der Kirchen."

Doch schon bald nach dem Heimgange des großen Karl,

Der die Leuchte holder Bildung
Trug in unsere finstern Wälder,
Segensreiche Körner streute
Doch in blutgetränkte Felder,

durchtobten die unnatürlichen Kämpfe seiner Nachfolger das kaum zusammengefügte Reich und wirkten mit den stets sich mehrenden Barbaren-Einfällen der Ungarn, Slaven und Normannen wie ein giftiger Mehlthau auf das so hoffnungsvoll erblühte Leben in Schule und Wissenschaft. Der Adel, der auf diesem Gebiete schon glänzende Erfolge verzeichnen konnte, ließ nach und nach Feder und Griffel ruhen und griff wiederum zu Speer und Schild. Die Hof- und Palastschule des Kaisers, für das höhere wissenschaftliche Streben bislang der leitende Mittelpunkt, erstarb allmälig bei den deutschen Karolingern und jetzt traten die eifervollen Bemühungen der Kirche und des geistlichen Standes um so glänzender hervor. Im Papste Gregor VII. erscheint eine Morgenröthe für die sittliche und geistige Hebung des Volkes. Auf der von ihm im Jahr 1078 zu Rom abgehaltenen Synode wurde wiederum allen Bischöfen aufgegeben, mit ihren Kirchen Schulen zu verbinden. Auch das 6. römische Concil 1079, wie ein Jahrhundert später das 11. allgemeine Concil unter Alexander III. beschäftigten sorgsamst sich mit der Einrichtung und Ausstattung von Schulen an Kirchen und Klöstern. Als die treusten Träger und Verbreiter gelehrter Bildung in Deutschland ragen aber in dieser Periode die Söhne des heiligen Benedict hervor. Denn wo immer wir im 9. Jahrhundert von gelehrten Leistungen an den Bischofssitzen hören, gehen die meisten immer mehr aus den Klöstern dieses Ordens, als aus Domstiften hervor und mehr jenen als diesen verdankten die Bischöfe, welche sich durch Wissen und Gelehrsamkeit hervorthaten, ihre eigene Ausbildung. Bei den Mönchen in den Abteien auf der Reichenau, in Hirsau, in St. Gallen, in Fulda und Hersfeld, im Sachsenlande sodann in Corvey entbrannte die Schule zu einer hellleuchtenden Flamme und zündete nach allen Seiten hin. Bald

standen auch die Schulen der Domklöster den klösterlichen Anstalten ebenbürtig gegenüber, mit jenen wetteifernd in wissenschaftlicher Tüchtigkeit und Betriebsamkeit.

Keiner hatte an diesem Aufschwunge größeren Antheil als Rabanus Maurus, der Mönch von Fulda, der spätere Erzbischof von Mainz und Primas von Deutschland (822—856). Die Grundsätze dieses großen Scholarchen wurden maßgebend für die Schule des deutschen Mittelalters. In seinem Werke über die Bildung der Geistlichen (de institutione clericorum) legte er dar, wie die vorchristliche heidnische Wissenschaft nicht bloß als allgemeines Bildungsmittel, sondern sogar zur leichtern und bessern Auslegung der hl. Schrift herangezogen werden müsse und wie es deshalb dem Geistlichen zu seiner Ausbildung nothwendig und nützlich sei, die Wissenschaften überhaupt, d. h. die sieben freien Künste zu pflegen. Unter diesen freien Künsten verstand man damals: Grammatik, Rhetorik, Dialectik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie und nannte drei davon, den ersten Bildungsabschnitt umfassend, das Trivium, die übrigen das Quadrivium. Die höchste Stufe in Letzterm bildete daher die Astronomie (astra). Und da war es denn ein ermunterndes Wort für die Anfänger: Per aspera ad astra d. h. arbeite dich fleißig und muthig durch alle rauhen Stufen des Bildungsganges bis zur Sternkunde, ad astra, hindurch; steige von Sexta bis zur Prima.

Ueber den Geist, den Zweck und die Weise dieser Studien spricht sich Rabanus selbst aus und wir müssen zum Verständniß dieses ganzen mittelalterlichen Bildungsganges näher darauf eingehen.

Während die Kinder in der dreijährigen Vorbereitungsschule den Psalter als Lern- und Lesebuch in den Händen hatten, bildeten beim Uebergang zum Trivium zunächst Spruch und Fabel in practischer Form nach den römischen Schriftstellern Cato, Aesop und Avian den Tummelplatz für die lehrfrohe Jugend. Das aus dieser Autorentrias gebildete Triviallehrbuch, welches nach Gelegenheit und Bedürfniß durch eine Blumenlese aus den Schriften der Alten, aus der Bibel und den Kirchenvätern und namentlich auch aus der ein-

heimischen Spruch- und Beispiels-Poesie erweitert und ergänzt wurde, vermochte nach Form und Inhalt, durch die Jahrhunderte hindurch vom frühen Mittelalter bis zum Durchbruch des Humanismus alle Fortschritte des Geschmackes und der Wissenschaft in sich aufzunehmen und wiederzuspiegeln. Denn es bot in der die Jugend anregenden und weckenden bildlichen Einkleidung einen reichen Schatz von Regeln der Sittenlehre und vor allem der Lebensklugheit und Weltweisheit, der auch auf die Characterbildung und die ganze Lebensauffassung einen weitreichenden Einfluß üben mußte. Diese Sprüche und Fabeln waren dem Zöglinge zudem nicht nur eine leicht verdauliche und schmackhafte Nahrung, sondern eiferten sie auch allmälig an zu selbstständigen Schaffensversuchen. Demgemäß sollten nach dem Studienplane des Triviums in der Grammatik, welche auch die Syntax inbegriff, jene alten Autoren ausgedeutet und die Herrschaft über die Sprache in gebundener und ungebundener Form erlangt werden. Die Grammatik galt als die Ahnfrau aller Erkenntniß, als die Königin, welche in der Hand statt des Scepters die Ruthe schwang. Zur Grammatik gehörte sowohl die schriftliche Uebung im Ausdruck als die Lectüre classischer Schriftsteller. Unter ihnen bevorzugte man vielfach den Virgil, einmal weil er der anständigste und reinste aller römischen Dichter war und ferner weil man seine vierte Ekloge nicht so ganz mit Unrecht als eine Prophezeiung auf Christus auffaßte. Neben ihm wurden auch Lucan, Plautus, Terenz Seneca, Donatus und alle jene gelesen, welche noch heute dem classischen Unterricht zu Grunde gelegt werden (Cicero, Livius, Tacitus u. s. w.) jedoch mit Beschränkung in der Auswahl. Man scheute sich gar nicht, christliche Dichter neuern Datums in die Schule einzuführen, wie z. B. Prudentius, Sedulius und Venantius Fortunatus, eine Methode, welche unseren modernen, oft sehr wenig wählerischen Gymnasien ebenfalls keinen Nachtheil bringen würde. Merkwürdig ist der Eifer, welcher von Seiten der Mönche schon frühzeitig dem Studium der griechischen Sprache zugewendet wurde. Im 9. und 10. Jahrhundert verstanden, lasen und schrieben die Mönche von St. Gallen nicht allein deutsch und lateinisch, sondern auch griechisch und man nannte diejenigen, welche das Griechische am besten verstanden, wohl die griechischen Brüder. Rabanus Maurus aber war es, der zuerst Deutschland mit der griechischen Litteratur bekannt machte.

Die Rhetorik, als die Kunst der Beredsamkeit und des guten Stils, beschäftigte sich nicht blos mit den Werken Ciceros

als Vorbild und Muster, sondern sollte auch in die Hermeneutik und in die Gesetzeskunde einführen. Sie machte daher auch Gesetzsammlungen, an welchen es in den Bibliotheken (Capitulare, Constitutionen, Rescripte) nicht fehlte, und römische Rechtsquellen, welche mit der alten Litteratur herüber gekommen waren, zum Gegenstande des Studiums.

Mit der Rhetorik zusammengehörig betrachtete man die Dialectik und definirte dieselbe als die Wissenschaft, durch welche man Untersuchungen vornehme, Begriffe bestimme und Erörterungen anstelle, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Rabanus rühmt diese Kunst als den Geistlichen unentbehrlich, als die Wissenschaft der Wissenschaften, disciplina disciplinarum. Die erforderlichen Grundsätze schöpfte man aus den Werken des Martianus Capella, Boëtius, Cassiodor und Augustinus, deren Schriften man las, übersetzte, das darin gebotene Material zu kurzen Compendien verarbeitete oder commentirte. Von der Dialeltik und Rhetorik sagt Cassiodor, daß sie dasselbe seien, was in der Hand des Menschen die Faust und die geöffnete Handfläche, die Dialectik operire mit knapper Beweisführung, die Rhetorik aber durchwandle mit behäbiger Sprache die weiten Gefilde der Beredsamkeit. Besonders gerne verband man mit dieser Disciplin Disputir-Uebungen, bei welchen man das erlernte logische Material zur Anwendung brachte. Ihrer bedient sich z. B. der Vorsteher der Hildesheimer Domschule Thangmar, der selbst in Erholungsstunden mit seinem Schüler Bernward solche Uebungen vornahm. Zu solchen Untersuchungen bildeten vorzüglich theologische Fragen die Ausgangspunkte. Allmälig wurde sogar der gesammte philosophische und theologische Unterricht auf das engste mit dieser Disciplin verbunden.

Das Quadrivium beschäftigte sich hauptsächlich mit der Mathese, ihren Aufgaben und Problemen, und anfänglich insbesondere mit der Kenntniß des Computus und der kirchlichen Zeitrechnung. Ein Hauptschriftsteller für die Arithmetik war Boetius, der mit seinem Schwiegervater Symmachus als Gelehrter am kaiserlichen Hofe von Ravenna lebte. Aus seiner institutio arithmetica schöpfte das Mittelalter überhaupt sein Wissen in der Rechenkunst, die außerordentlich hoch in Ehren stand. Da aber die Berechnung des Kirchenkalenders nicht bloß Fertigkeit im Rechnen, sondern auch die Kenntniß bestimmter astronomischer Lehren unbedingt erforderte,



mußte auch die Astronomie auf den geistlichen Lehranstalten eine Pflege finden. Ihr Studium wurde von Rabanus Maurus besonders empfohlen und bildete gerade die Sternkunde die Lieblingsdisciplin auf der carolingischen Palastschule. Beide Künste begünstigten das Spiel mit Zahlen, Schemen und Figuren und in der Astronomie grübelte man über die Constellation der Gestirne und den Bau des himmlischen Jerusalem.

Eins der wichtigsten Bildungsmittel im Quadrivium war von früh an die Musik. Wie sie den Hellenen in lebendigern Zusammenhang setzte mit dem innersten Fühlen und Dichten des Volkes, mit der dichterischen Lebensweisheit und den Heldensagen der Vorzeit, so führte sie im Christenthum den Jüngling ein in das ganze christliche Geistesleben und die kirchliche Liturgie. Rabanus Maurus macht daher von der Vertrautheit mit der Musik sogar die Fähigkeit abhängig ein geistliches Amt zu verwalten. Denn in seinem Werke über die Ausbildung der Geistlichen sagt er von der Musik, daß sie eine so edle und nützliche Kunst sei, daß, wer ihrer entbehre, das kirchliche Amt nicht genügend versehen könne. Zuerst waren die Schule zu Metz und seit der Mitte des 9. Jahrhunderts die Klosterschule zu St. Gallen Hauptpflegestätten der Kirchenmusik. Der hl. Bischof Chrodegang von Metz weist die Sänger an, die Vocale gut und rein auszusprechen, nicht zaghaft und ordnungslos zu singen; nicht mitten hinein zu schreien, sondern deutlich und klar alles mit Herzensandacht vorzutragen, so daß die Mitwirkenden sowohl, wie die Zuhörer angenehm davon berührt würden. Kräftig schritt er gegen thörichte Künstler-Eifersucht ein, wo sie sich zeigte. Wenn solche übermüthige Sänger, sagt er, da sind, welche die Kunst, deren sie mit Gottes Gnade theilhaftig geworden sind, Andern nicht beibringen wollen, so sollen sie schwer und streng gestraft werden, damit sie sich bessern und das Talent, welches Gott ihnen geschenkt hat, auch zum Unterricht Anderer verwerthen. In St. Gallen und Metz schufen Notker, Radpertus und Toutilo weltberühmte Gesänge und verfaßten theoretische Schriften über Musik. Grundlage und Autorität war auch hier Boëtius und seine fünf Bücher de Musica, die nebst andern Werken über diese Kunst sich meist in den Bibliotheken vorfanden. Nicht die einfache Kenntniß der Noten aber machte den Musiker, sondern als solcher wurde nur Derjenige angesehen, der im Quadrivium sich tiefere Kenntnisse von den Tonverhältnissen erworben, vorzüglich aber die Beziehungen der Musik zur Arithmetik erforscht hatte und die

Fähigkeit besaß, über Tonart und Rhythmus, über Klanggeschlechter und deren Vermischung, kurz über alles zu urtheilen, was in den weitern Bereich der Tonkunst gehört. An den Domschulen, wie in den Klöstern gab daher ein Cantor, der ebenso wie der Scholaster oft zu den Dignitäten des Capitels zählte, schulmäßige Unterweisung in der Musik, namentlich im Chorgesang. Bei größern Processionen, beim Gottesdienste oder sonstigen feierlichen Anlässen pflegten die Schüler dann das apostolische Glaubensbekenntniß, das Vater unser und Litaneien als Proben der erworbenen Fertigkeit vorzutragen und zu singen. Bemerkenswerth bleibt, daß der von den übrigen abweichende Choralgesang in Münster bis in neuerer Zeit Aehnlichkeit mit dem uralten Metzer bewahrt haben soll.

Die stiefmütterlichste Pflege an den Bildungsanstalten des Mittelalters wurde unstreitig der Geometrie zu Theil. Ein eigentlicher Unterricht über das, was wir heute unter Geometrie verstehen, wurde wohl kaum ertheilt. Es scheint vielmehr Erdkunde und Erdbeschreibung statt dessen gelehrt worden zu sein. Erst als man die Geometrie des Boëtius aufgefunden, die einen Auszug aus den Elementen des Euklid gibt, im 11. und 12. Jahrhundert begann man allmälig in die eigentliche Materie einzudringen. Endlich wurden auch an manchen Anstalten die Grundzüge der Naturgeschichte und Naturlehre getrieben und damit Psychologie, Anatomie und Medizin verbunden. So beschäftigte sich Rabanus Maurus selbst eingehend mit der Physik, wie seine Physica mit den Capiteln de homine et partibus ejus und de medicina et morbis, so wie seine Vorträge darüber beweisen. Damals bezeichnete Physica, medicina und medicinalis ars die wissenschaftliche Heilkunde. Aristoteles, Plinius in seiner naturalis historia lib. 37 und der Dichter Virgil gaben die ersten Anregungen zu Beobachtungen in der Thier- und Pflanzenwelt und bald wurde die Naturgeschichte angewendet zur Erklärung der hl. Schrift. Hervorragende Werke in dieser Beziehung waren die Homilien über das Werk der sechs Schöpfungstage, die sog. Hexaëmera und der sog. Physiologus — beides Arbeiten, die seit Gregor dem Großen, der sie vielfach benutzte, als Lehrbücher der Naturgeschichte zum Gebrauch der Jugend in den Dom- und Klosterschulen dienten. Was den Physiologus angeht, so stand über seinem naturwissenschaftlichen Werth in den Gelehrtenschulen sein ästhetischer Einfluß, den die christliche Symbolisirung der Naturkörper, namentlich der Thierwelt,

die er bot, auf die Werkstätten der bildenden Künste ausübte. Im 11., 12. und 13. Jahrhundert gelangte die ganze Thierwelt des Physiologus in die kirchliche Ornamentik. Kirchen und Kapellen, Kloster, Klosterhof und Kreuzgang, Fenster und Säulen, sämmtliche Kirchengeräthe waren mit Bildern aus der Thierwelt geschmückt. Die Klosterbrüder des Mittelalters hatten ihre helle Freude an den oft curiosen Darstellungen aus diesem Gebiete und auch auf den gläubigen Sinn des mittelalterlichen Menschen verfehlte diese Allegorie ihren Eindruck nicht. Erst als der Geschmack an den gefabelten Thiergeschichten sich verlor und die physikalisch-theologische Betrachtung der Naturkörper einer rationellen Bearbeitung der Naturgeschichte Platz machte, besonders aber als der gothische Baustil den romanischen verdrängte, suchte die Plastik andere Motive für die kirchliche Decoration und heute erscheinen die Gebilde aus früher Zeit, wo sie sich noch vorfinden, oft als Räthsel, deren Lösung selbst mit Hülfe der alten Thierbücher des Physiologus vielfach kaum gelingt. — An die Naturgeschichte und Naturkunde schloßen sich in der mittelalterlichen Schule der Stifter und Klöster auch Unterweisungen in der Landwirthschaft an. Denn der berühmte Abt von Stablo und Corvey Wibald (1098–1158) bestätigt uns selbst, daß er Vorlesungen über diesen Gegenstand auf der damals so berühmten Domschule zu Lüttich gehört habe.

Ein besonderes Rüstzeug für den Betrieb der Wissenschaft auf Katheder und Schulbank war die Bibliothek. Sie unterstand in jedem Kloster oder Stift der Sorgfalt eines Bibliothekars (armarius) oder des Scholasters. So selten im frühen Mittelalter die Codices auch waren, so gab es doch schon im ersten Drittel des 9. Jahrhunderts Stifter und Klöster, die an die 80 solcher Werthstücke der Bücherei besaßen. Es waren das s. g. Plenarien (vollständige Evangelien), Evangelienstücke, in einem Sammelbande vereinigt, oder die Passion unseres Herrn in deutscher und lateinischer Sprache. Nachdem sich diese Büchersammlungen durch die Freigebigkeit hoher Gönner und durch sonstige Zuwendungen vermehrt hatten, wurde der Austausch der Werke in den einzelnen Stiften und Klöstern lebhaft. Mancher seltene Codex wanderte von einem zum andern und jedes beeilte sich eine Abschrift für die eigene Büchersammlung, oft gar in mehreren Exemplaren zu beschaffen. Werke von besonders hohem Werth oder täglichem Gebrauch wurden in den Lehr- oder Bibliothek-Räumen wohl angekettet, z. B. die Bibel, Kirchenbücher

u. s. w., um sie so als eine ständige Handbibliothek für Stiftsherrn, Mönche und Scholaren zum gelegentlichen Nachschlagen und Lesen fest zu legen und bereit zu halten. Von den Liebhabern dieser Büchersammlungen, insbesondere von den Bibliothekaren gingen meistentheils jene Regesten und Annalen aus, die den kommenden Geschlechtern in einer einfachen natürlichen Sprache die Ereignisse der Welt- und Kirchengeschichte mittheilten. In der That! Wird denn immer der glückliche Einfluß verkannt, den die Stifte und Klöster auf die in einem Zeitalter der Barbarei und der Unwissenheit lebenden Menschen gehabt haben, haben werden und noch haben? Wie viel haben die Bewohner dieser stillen Cönobien stets dazu beigetragen, die wahre Wissenschaft zu fördern und ein aufgeklärtes Zeitalter vorzubereiten?

Jener ganze mittelalterliche Unterrichtsplan, wie Rabanus Maurus ihn begründete und wie er in den Kloster- und Domschulen sich einbürgerte, widerlegt durch sich selbst den Einwurf jener Leute, die stets mit dem „finstern Mittelalter" operiren und zu behaupten sich erdreisten, daß die Mönche gegen alles, was die hl. Schrift nicht betroffen, gleichgültig gewesen seien. Uebrigens mag jene Eintheilung der Wissenschaften immerhin im Ganzen sowohl, wie in seinen einzelnen Disciplinen von einer gewissen systematischen Steifheit, Einseitigkeit und Dürftigkeit nicht frei erscheinen. Hiernach allein aber dürfen die Leistungen in der damaligen Schule des Clerus nicht bemessen werden. Von höchster Bedeutung und Wichtigkeit waren für ihre großartigen Erfolge entschieden die mündliche Lehrtradition und die Persönlichkeiten derjenigen, welche den Anstalten vorstanden und den Unterricht darin leiteten. Diese alten Schulhalter waren in der Regel Männer, welche das, was ihnen hier und da an positiven Kenntnissen und systematischem Wissen abging, durch Liebe zur Sache, durch ausgezeichnete Befähigung, durch ihre Lehrgabe und die Methode ihres Unterrichts ersetzten und so durch formale Tüchtigkeit meistens die etwaigen Lücken und Mängel der materiellen Seite ausglichen. Non scholae, sed vitae: Nicht für die Schule sondern für das Leben richteten

sie den Unterricht in den Schulen der Cönobien ein. Von wahrer Gottesfurcht und edelster Nächstenliebe beseelt, gingen sie in ihrer Lehrthätigkeit von dem Grundsatze aus, daß es vor allem noth thüe, die Kräfte und Anlagen des Kindes nicht bloß zu entwickeln, sondern sie zu veredlen und zu vervollkommnen. Sie wollten der ihnen anvertrauten Jugend Lust und Liebe zu den Studien einflößen, sie an eigne ernste Thätigkeit gewöhnen und für das Leben und dessen Aufgaben erziehen. Man bildete daher den Geist so aus, daß er im Stande war, entweder sich die noch weiter erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, wo ein mehr als gewöhnlicher Schatz davon nöthig war, oder wo keine Gelegenheit zu solcher Auszeichnung sich bot, mit der gewissenhaften, beharrlichen Erfüllung der gewöhnlichen Pflichten des Lebens sich zu begnügen.

Nach solchem Erziehungs- und Bildungsplane suchte man in der Jugend ein zartes und tiefes Gefühl für alles Edle und Schöne zu wecken, das allen in gleicher Weise nützte und dem Geistigen den Platz über dem Materiellen anwies. Indem die alten Scholastiker mit der Fülle ihres Geistes und der Wärme ihres Gemüthes sich in die lateinischen und griechischen Classiker versenkten, suchten sie deren formale Schönheit zugleich mit ihrem tiefern Gehalt zu erschließen und so das sprachliche Studium zugleich als allgemeines Bildungsmittel, nicht bloß als Uebungsmittel für die Denkkraft zu benutzen. Ueber diesen Werth der alten Classiker spricht sich eine Mönchs-Correspondenz aus dem 12. Jahrhundert, nämlich eines Benedictiner-Abts zu Hildesheim an den Abt Wibald von Corvey, wie folgt aus: Obwohl du nach den Büchern des Tullius fragst, so weiß ich doch, daß du ein Christ und kein Ciceronianer bist. Denn du gehst nur in andere Feldlager als Spion. Und Wibald antwortete: Du hast richtig über mich geurtheilt. Ciceros Gerichte werden nicht zuerst und auch nicht auf den ersten Tisch aufgetragen, sondern wenn wir bereits mit besserer Nahrung gesättigt, dann nehmen wir auch noch von jenem, wie von Süßigkeiten, die man nach dem Mahle noch aufträgt. — Mit weiser Beschränkung hielt man die Vielheit der Gegenstände von den Lehrstätten fern, ließ es dagegen die Hauptsorge sein, daß die Zöglinge ein abgeschlossenes Ganzes von der Schule mit in's Leben nahmen.

So an den Vorbildern edler Charaktere gebildet und mit gründlichen Kenntnissen ausgerüstet, traten dann diese Schüler, tief

gegründet in Charakter und Sinnesart, mit warmer Begeisterung für Schule und Wissenschaft ins Leben und bewährten den Ruhm der geistlichen Väter, denen sie ihre eigene Tüchtigkeit verdankten.

Für alles dieses liefern die vielen vortrefflichen Scholarchen und Gelehrten des 10. und 11. Jahrhunderts, welche in den Klöstern, in den Bisthümern und an den Höfen der Kaiser lebten und wirkten, den glänzendsten Beweis. Ueberall sehen wir da großartige Männer- und Frauengestalten, überall Heroen des Wissens, Meister der Kunst, universelle Geister, emporgehoben durch einen heiligen Eifer für Gott und Göttliches und deshalb unbegränzt in ihrem Streben, unermüdlich in der Selbstlosigkeit ihres erfolgreichen Wirkens. Seit Mitte des 10. Jahrhunderts nimmt denn auch auf den Bischofssitzen Sachsens die Zahl der Prälaten zu, welche für höhere Geistesbildung, für Wissenschaft und Unterrichtswesen entschieden Sinn und regen Eifer zeigten und so den Weg zu den vortrefflichen Erfolgen des folgenden Jahrhunderts auf diesen Gebieten ebneten. Hatten sie auch nicht immer Zeit für eigne Lehrthätigkeit und für schriftstellerische Arbeiten, so riefen sie doch diese hervor durch ihre Sorgen für die Schule, durch die Stiftung von Klöstern und durch den Stoff, welchen ihr eignes Wirken sonst der Geschichtsschreibung bot. Ex episcopatibus principium! konnte man für das 10. bis 12. Jahrhundert sagen d. h. für die Zeit, in welcher bei den Kirchenfürsten der Bischof noch dem Dynasten vorging. Unter Leitung und persönlicher Arbeit der Bischöfe glänzten jetzt in sächsischen Landen die Domschulen von Osnabrück, Hildesheim, Paderborn, Münster, Minden, Halberstadt, Magdeburg und Merseburg als Gelehrten-Schulen ersten Ranges. Neben ihnen standen die Klöster und Abteien in altem Glanze, wahrhafte Ideale des Mittelalters und nicht allein die Mannes- sondern auch die Frauen-Cönobien.

Wir gehen hier auf die letztern mit wenigen Worten ein. In Gandersheim hebt sich die Klosterfrau Roswitha ab mit ihrem gewandten Latein und ihrer classischen Bildung. Sie verfaßte mehrere Leben der Heiligen, dichtete Lustspiele christlichen Inhalts, um den leichtfertigen Terenz zu verdrängen, und schilderte in Versen die glänzenden Thaten Otto's des Großen. Andere Frauenklöster reihten sich ebenbürtig an und ihre Schulen, wo die Töchter der Großen des Landes ihre Erziehung genossen, standen in Blüthe. Im Stift Herford, zur Zeit Ludwig des Frommen gegründet, wurde die

Königin Mathilde, des westfälischen Grafen Dietrich berühmte Tochter, unter Aufsicht ihrer gleichnamigen Großmutter, der Abtissin des Klosters, erzogen und unterrichtet. Von hier aus erkor sie der Sachsenherzog Heinrich 909 als Gemahlin. Später als Wittwe wurde sie Stifterin des Klosters Nordhausen. Bedeutender noch als Herford und Nordhausen tritt Quedlinburg hervor, ebenfalls eine Stiftung der hl. Königin Mathilde, welche mit Kaiser Heinrich daselbst ihre letzte Ruhestätte fand. Hier verlebte der später als Geschichtschreiber bekannte Merseburger Bischof Thietmar seine Jugendzeit und wurde von gelehrten Klosterfrauen unterwiesen; hier wurden die Quedlinburger Annalen verfaßt, für die Geschichte des sächsischen Königshauses so werthvoll.

In den Stiftern und Klöstern fanden alle Wissenschaften ihre Pflege. Aber nicht genug damit, daß sie Poesie, Gesang und Musik betrieben, bildeten sie auch fast ausnahmslos Werkstätten der mechanischen Fertigkeiten, Academien und Lehrstätten der Kunst und des Kunsthandwerks im weitesten Sinne. Lag doch damals alle Art künstlerischer Thätigkeit, welche im Mittelalter vornehmlich die Darstellung idealer, heiliger Glaubenswahrheiten zum Gegenstande hatte, in der Hand des Clerus und wurde von ihm bis in die höchste Spitze mit bewundernswerthem Eifer und Geschick geübt. In den Bischofssitzen und Abteien wurden unerreichte Ideale des Mittelalters verwirklicht. Bischof und Geistlichkeit, Abt und Mönche waren fast einzig und allein die Werk- und Baumeister dieser Zeit. Sie standen fast durchgängig in eigner Person jenen unermüdlichen Bauhütten vor, in welchen auch alle übrigen Künste Schule und Werkstatt fanden. Und als später der wissenschaftliche Unterricht in Stift und Kloster und damit die gelehrte clerikale Bildung längst an Umfang und Tiefe verloren hatte, stand fortwährend die kirchliche Baukunst, Sculptur und Malerei noch in guter Blüthe. Aber noch mehr! Die Klöster des 8. bis 11. Jahrhunderts waren zugleich die Schulen des technischen Fortschritts überhaupt. Waren doch die Klöster und zwar wie die Mönchs- auch die Domklöster wirthschaftlich nach Karls des Großen Muster wie die Königshöfe eingerichtet und mit Eisen-, Gold- und Silberschmieden, mit Schuhmachern, Drechslern, Zimmerern, Schildmachern, Brauern, Bäckern, Netzwirkern und andern Arbeitern ausgerüstet, wie auch mit Werkhäusern zum Weben. Die Benedictiner bildeten, ehe die Zünfte aufkamen, Werkmeister für alle diese Arbeiten aus und

hatten in ihren Ordensregeln eingehende Vorschriften über diese gewerblichen Arbeiten, welche ihren Laienbrüdern oblagen. In den Cönobien fanden sich, wie es die Klosterregeln bezeugen, officinae diversarum artium, neben der Küche (coquina) und Kellerei cellarium) z. B. die Mühlerei (molendinum), die Sägerei (pristinum), die Garderobe (vestiarium), sogar ein Kaufhaus (domus mercatoria).

Doch um die Zeit, als die Technik allmälig in die Bauhütten und Zunfteinrichtungen der Laien überging, trat das schulende Element der Stifter und Klöster nicht bloß auf diesem Gebiete zurück, sondern auch die Höhe ihrer wissenschaftlichen Schulen hielt nicht mehr vor. Schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts wird vielerorts nicht mehr davon berichtet und das ganze weitere Mittelalter hindurch führt Wissenschaft und Unterrichtswesen an den Bischofssitzen im Allgemeinen nur ein kümmerliches Dasein. Das Unwesen des aus dem Geiste der Zeit allmälig emporwuchernden Faustrechts wirkte höchst nachtheilig auf die Zeitverhältnisse und die idealen Güter unserer Nation zurück. Rohheit und Barbarei griffen auf Entsetzen erregende Weise um sich. Bildung und Kunst, die gern unter dem Schutze des Friedens gedeihen, mußten in eben demselben Maße vernachlässigt werden, als die Pflicht der Selbstvertheidigung für den Einzelnen, wie für die Corporation eine stets gerüstete Faust, eine für Berennung und Sturm gefeite Behausung verlangte.

Kein Wunder, daß den Domcapiteln nunmehr gewöhnlich bei den Wahlen weniger der fromme und gelehrte Bischof, als der persönlich tapfere und durch Verbindungen mächtige Beschützer von Stadt und Land in Betracht kam. Später wurde dieser Grundsatz ausgesprochener Maßen der einzige für die Domcapitel. In Paderborn z. B. kam am 16. September 1480 ein Statut zu Stande, nach welchem nur rechtmäßige Fürsten-, Grafen- und Rittersöhne künftig sollten ins Domcapitel aufgenommen werden, „weil diese wegen ihrer Familienverbindungen das Bisthum besser schützen könnten.“



Kriege im Großen und durch die fast gleichzeitige Handelsblüthe gefördert, Wohlleben und Verweichlichung in den Städten, sowie manche Zufälle localer Natur bröckelten an von altersher überkommenen bewährten Einrichtungen und brachten dem gemeinschaftlichen Leben in Stift und Kloster die verschiedenartigsten Gefahren. So führten allmälig Widerwillen und Auflehnung gegen die klösterliche Zucht und das gemeinschaftliche Leben bei guter Gelegenheit in den Domklöstern um den Anfang des 12. und gegen Mitte des 13. Jahrhunderts zur förmlichen Aufhebung dieses Lebens bei den Canonikern. Fortan war man für sich und aus den demüthigen geistlichen Brüdern des stillen Domklosters wurden alsbald Domherrn, die mit reichlichen Mitteln und den Standesvorrechten hoher Geburt versehen, ein freies Leben führten. Auf dem Bischofsstuhle, wie in den Capiteln wurde Studium und Gelehrsamkeit seltener, sodaß man gar in Erinnerung halten mußte, daß wenigstens der Domscholaster Doctor der Theologie oder des canonischen Rechts sein sollte. Der harnischtragende Bischof war jetzt vornehmlich Fürst und so konnten auch die Domprälaten ihre ritterlichen Neigungen und vornehmen Liebhabereien nicht vergessen, suchten sich den ernsten Pflichten ihres Amtes möglichst zu entziehen und genossen die bequeme Pfründe in Wohlleben und äußerm Glanz.

So entsprach die äußere Machtstellung des Clerus im 12. und 13. Jahrhundert keineswegs dem sittlichen und geistigen Fortschritt desselben. Denn an manchem Stift zerrüttete der Verfall des canonischen Lebens nicht nur die strengere Disciplin der Schule, sondern auch das gesammte Unterrichtswesen gänzlich. Die Schule verlor ihren opferfreudigen, wissensernsten Scholaster und siechte kümmerlich und ungesund in Saft und Triebkraft dahin. Die neuen Scholaster überließen nicht selten ihr schweres Amt gern ganz einem Miethling, einem Rector oder Magister, dessen Besoldung oft so kläglich bemessen wurde, daß er beim Capitel noch kleine Dienste sich verschaffen mußte, um des Lebens Nothdurft zu haben. Disciplin und Zucht erschlafften. Im frühen Mittelalter waren sie in den Stifts- und Klosterschulen, wie sie von den Benedictinern geübt wurden, streng und ernst. Die Scholaren wurden so sorgsam gehütet, daß selbst der Besuch ihrer Angehörigen nicht gerne gesehen wurde, weil man durch die Liebkosungen und Verzärtelungen derselben die Disciplin gefährdet glaubte. Strenge Aufsicht und die Ruthe

führten ein unerbittliches Regiment und hielt die Jugend in heiliger Furcht und Scheu. Später wurde dies anders. Schon im Ausgange des 13. Jahrhunderts klagt ein Schulrector: „Was ohne Furcht sei in der Jugend, bleibe im Alter ohne Tugend; unter 30 Schülern finde er kaum noch 3, die gern lernten; früher seien die Schüler bleich gewesen, da man noch fest gestrichen (gestraft), da habe man fromme Pfaffen und gelehrte Schüler erzogen." Die Schulfeste, früher die Gipfel kindlicher Freude und Fröhlichkeit, arteten zu Rohheiten und albernen Possen aus, so daß mitunter die gröbsten Exesse, Streitigkeiten und Balgereien die Lustbarkeiten des Tages abschlossen. Zöglinge verließen trotzig und eigenmächtig Schulen, an denen es ihnen nicht mehr gefiel, und waren schwer wieder dahin zurück zu bringen. Es entstand das fahrende Scholarenthum, ein Institut der zweifelhaftesten Romantik auf dem Entwickelungsgebiete des mittelalterlichen Schulwesens, gegen welches schon im 13. Jahrhundert mit Gewalt eingeschritten werden mußte. Der Unterricht ward immer dürftiger. Wie weit die Lehraufgabe und das Ziel der Schule noch reichte, dafür fehlt heute jeder Anhalt. Jedenfalls blieb sie vielerorts weit hinter den Aufgaben zurück, die ihre großen Begründer ihr gestellt hatten und die Würde des geistlichen Amts erforderte. Deshalb besuchten denn auch die angehenden Domherrn (Domicelli, Domicellarii), welche Selbstgefühl und Streben hatten, thatsächlich schon im 12. Jahrhundert zu ihrer höhern Ausbildung die gelehrten Schulen und aufkommenden Universitäten des Auslandes, namentlich Bologna und Paris. Solche Studenten waren zwar nicht immer schon der Domschule Entlassene (emancipati), meist aber Präbendaten, sog. studentes canonici. Der dadurch in den Stiftsschulen sich allmälig zeigenden Verödung suchten zwar die 3. und 4. lateranische Synode und die Päpste Innocenz III., Honorius III. und Gregor IX. durch Vermehrung der Rechte und Privilegien jener Schulen abzuhelfen. Allein alles dieses erzielte bei der Hülflosigkeit der Zeit nur, daß unbemittelten Schülern eine nothdürftige Bildung für den geistlichen Stand von diesen Schulen möglichst gesichert wurde, indem man die Anforderung einer vollen wissenschaftlichen Ausbildung (scientia eminens) seit der Mitte des 13. Jahrhunderts an die gewöhnlichen Geistlichen nicht mehr stellte. Wohl die wenigsten bildeten sich noch an Kloster- und Domschulen aus, die meisten lediglich das gewöhnliche geistliche Amt Anstrebenden

wurden wohl von studirten Geistlichen unterrichtet. Man war zufrieden, wenn solche Geistliche (sacerdotes simplices vel illitterati) das Glaubensbekenntniß, das Vaterunser, die Psalmen und Hymnen, sowie den Taufritus und das Pönitentiale auswendig wußten und das Officium singen konnten und dabei im Stande waren, einigermaßen (aliqualiter) zu lesen und die Hauptartikel des Glaubens deutsch zu erklären. Man machte zwar den Kathedralkirchen die Auflage einen Lehrer der Grammatik und einen Doctor der Theologie anzustellen, welche den Unterricht gratis zu ertheilen und besonders armen Schülern ihre Sorgfalt zuzuwenden verpflichtet sein sollten und stellte diese Lehrer den Professoren an den Universitäten gleich. Allein so wohlthätig diese Bemühungen waren, und so dringend ähnliche Beschlüße auf den Provincial-Synoden des 14. und 15. Jahrhunderts wiederholt wurden, so war man bei dem Rückschritt, den allmälig das gesammte kirchliche Leben nahm und nehmen mußte, nicht im Stande dieselben aufrecht zu erhalten. Für die höhere Geistlichkeit, insbesondere für die angehenden Domherrn ergingen vielmehr im 15. Jahrhundert ausdrückliche Kapitulardecrete, nach welchen diese Herrn deutsche und ausländische Universitäten ein oder mehrere Jahre zu besuchen hatten und vor Erfüllung dieser Bedingung als gehörig ausgebildet und als der Schule entlassen nicht angesehen werden sollten. Diese Emancipation d. h. Entlassung aus der Schule geschah damals nicht vor erreichtem zwanzigsten Lebensjahre auf Grund eines vorhergehenden Examens, wofür eine besondere Gebühr zu entrichten war. Die eigentliche Domschule aber beschränkte sich häufig nur darauf, die Choräle und Psalteristen zum Chordienst auszubilden.

So entfiel der Domschule Bedeutung, Zweck und Wirksamkeit, dem Schulamt (scholasterium) seine Würde und öffentliche Achtung. Nur selten raffte das früher so lebensfrische Institut sich hier und da zu kurzer segensreicher Arbeit auf; im Allgemeinen verfiel es einer Erstorbenheit, bei der an ein Wiederaufleben kaum zu denken war. Eine Neuschaffung nur vermochte dem frühern Unterrichtswesen bei Beginn einer andern Zeit wieder Schwung und Triebkraft zu neuen Zielen zu geben. Durch das Aufblühen des Humanismus Italiens im 14. Jahrhundert wurde diese Wiedergeburt allmälig vorbereitet, um bei Beginn der Neuzeit auch in Deutschland ihren Abschluß zu finden.

Der moderne Liberalismus und dessen atheistischer Charakter.

Philosophische Studie

von Dr. **Albert Stöckl**, Domcapitular.*)

Die geistige Richtung, die wir als „Liberalismus“ bezeichnen, hat heutzutage eine ungeheure Ausdehnung genommen. In allen Gebieten menschheitlichen Lebens sucht sie sich zur Herrschaft emporzuringen und hat dieses Ziel vielfach bereits erreicht. Mit der ihm eigenthümlichen Herrschsucht und Gewaltthätigkeit tritt der moderne Liberalismus alles nieder, was seinem Siegeslaufe im Wege steht, und sucht rücksichtslos alle seine Lieblingswünsche durchzusetzen. Die Trümmer, die er durch den Sturz altehrwürdiger Einrichtungen um sich aufhäuft, kümmern ihn nicht; ihm ist es nur um seine Herrschaft zu thun.

Was ist Liberalismus?

Das Christenthum stellt den Menschen in allen Gebieten des Lebens unter Gottes Ordnung und Gesetz. Göttliche Ordnung und deren Gesetze müssen nach christlichem Princip maßgebend sein für den Menschen in all seinem Thun und Lassen, in allen Verzweigungen seines Lebens und Wirkens. Der göttlichen Ordnung mit ihren Gesetzen ist der Mensch an und für sich unterworfen; er ist ohne sein Zuthun in die göttliche Ordnung eingefügt und dem göttlichen Gesetze unterstellt, und alle menschliche Thätigkeit, alle menschheitliche Entwickelung muß durch Gottes Ordnung und Gesetz geregelt sein. Alle menschlichen Einrichtungen können nur

*) Obige Studie hat der am 15. November 1895 verstorbene hochgeschätzte Philosoph Dr. A. Stöckl bereits im „Katholik“ veröffentlicht. Dieser ebenso durchsichtige als scharfsinnige Nachweis des atheistischen Charakters des modernen Liberalismus verdient sicher in weitesten Kreisen beherziget zu werden. Wir haben uns nur geringe Kürzungen und Ausmerzung einiger Fremdwörter erlaubt. D. H.

unter der Bedingung normal sich gestalten und zum wahren Wohle der Menschheit wirken, daß sie nach der göttlichen Ordnung und ihren Gesetzen sich richten.

Gerade dieses Grundprincip des Christenthums nun ist es, das der moderne Liberalismus in Abrede stellt. Er emanzipirt den Menschen und das gesammte menschheitliche Leben von Gottes Ordnung und Gesetz und stellt sie auf sich allein. Sein Grundprincip ist im Gegensatze zu dem des Christenthums, daß der Mensch unter keiner göttlichen Ordnung, unter keinem göttlichen Gesetze stehe, daß nicht Gottes Ordnung und Gesetz maßgebend sei für all sein Thun und Lassen, für sein inneres und äußeres Leben, daß vielmehr der Mensch nach jeder Richtung hin autonom sei und folglich einer unbeschränkten Freiheit sich erfreue. Ein doppeltes Moment schließt also der moderne Liberalismus in sich, ein negatives und ein positives. Er negirt erstens jegliches über dem Menschen stehende göttliche Gesetz, welchem dieser von Anfang an unterworfen ist. Er stellt dann zweitens die absolute Autonomie und die unbeschränkte Freiheit des Menschen auf.

Will man daher den modernen Liberalismus definiren, so wird sich diese Definition in folgender Weise fassen lassen: Der moderne Liberalismus ist jene Lehre, welche unter Leugnung der über dem Menschen stehenden göttlichen Ordnung und ihrer Gesetze dem letzteren in allen Verzweigungen menschheitlichen Lebens absolute Autonomie und unbeschränkte Freiheit zuspricht.

Daraus ergibt sich offenbar, daß Christenthum und Liberalismus wirklich im schroffsten Gegensatze zu einander stehen und einander gegenseitig ausschließen. Der Liberalismus leugnet direct das Grundprincip des Christenthums und umgekehrt verwirft ebenso direct das Christenthum das Grundprincip des Liberalismus. Beide verhalten sich zu einander wie Feuer und Wasser. Man muß daher dem modernen Liberalismus einen wesentlich antichristlichen Charakter zuschreiben.

Die Tragweite des liberalistischen Princips erstreckt sich aber noch weiter. Es kann doch unmöglich einem Zweifel unterliegen, daß göttliche Ordnung und göttliches Gesetz nur unter der Voraussetzung in Abrede gestellt werden können, daß man den überweltlichen, persönlichen Gott selbst leugnet. Denn wer anerkennt, daß ein persönlicher Gott existire, der die Welt und den Menschen geschaffen hat und vorsehend über beiden waltet, der muß nothwendig

auch annehmen, daß der Mensch zu Gott seinem Schöpfer hingeordnet sei, daß er also unter göttlicher Ordnung und unter göttlichem Gesetze stehe und nicht davon losgelöst sein könne. Eine absolute Autonomie und Freiheit des Menschen ist unter der gedachten Voraussetzung schlechterdings ausgeschlossen. Wer daher an letzterer festhält, der muß unabweisbar, wenn er consequent sein will, das Dasein eines persönlichen, überweltlichen Gottes leugnen.

Das liberalistische Princip beruht somit wesentlich auf dem **Atheismus**. Der Liberalismus ist zugleich Atheismus. Wir stellen keineswegs in Abrede, daß gar viele von denen, die sich zum Liberalismus bekennen, den inneren Zusammenhang zwischen Liberalismus und Atheismus nicht begreifen, und finden es daher erklärlich, daß sie den Vorwurf des Atheismus weit von sich weisen. Aber an und für sich und als Theorie ist der Liberalismus ohne Voraussetzung des Atheismus nicht möglich. Es kann daher auch nichts nützen, wenn der moderne Liberalismus, um nicht abstoßend auf viele seiner Anhänger zu wirken, seinen wesentlich atheistischen Charakter zu verschleiern sucht.

Gilt dieses im Allgemeinen, so muß nun die Frage entstehen, *wie und in welcher Weise* der moderne Liberalismus sein Grundprincip in den verschiedenen Gebieten menschheitlichen Lebens zur Anwendung zu bringen und durchzuführen suche. Aus der Beantwortung dieser Frage wird es sich zur Evidenz ergeben, daß wir das Wesen des modernen Liberalismus richtig erfaßt und bestimmt haben, und so ist das Folgende zugleich die Beweisführung für die Richtigkeit der Definition, die wir im Vorausgehenden von dem modernen Liberalismus gegeben haben.

Wie sucht also der Liberalismus auf den verschiedenen Hauptgebieten menschheitlichen Lebens sein Grundprincip *thatsächlich* durchzuführen?

I.

Der Indifferentismus des modernen Liberalismus.

Auf dem *religiösen* Gebiete verkündet der moderne Liberalismus vor allem den *religiösen Indifferentismus*.[1]) Alle Religionen, welches immer deren Inhalt sein möge, sind nach seiner Ansicht gleichberechtigt. Sie sind nur verschiedene Formen

[1]) Durch den Indifferentismus, der in der Freimaurerloge von jeher grundsätzlich gepflegt wurde, hängt der Liberalismus mit dieser geheimen Gesellschaft so innig zusammen, daß Br. Emil Grisar schon i. J. 1845 in



des einen religiösen Bewußtseins, und sind in dieser ihrer Verschiedenheit immer von der Art, wie sie der ganzen Veranlagung, dem Charakter der verschiedenen Völker, sowie der Culturstufe, auf welcher diese stehen, entsprechen. Es hat somit die eine Religion ebenso viel Existenzberechtigung wie die andere. Und es ist wohl zu bemerken, daß der moderne Liberalismus zu Gunsten der geoffenbarten, der christlichen Religion keine Ausnahme macht. Auch das Christenthum ist nur eine der verschiedenen Religionsformen, wie sie sich geschichtlich im Schoße des Menschengeschlechtes herausgebildet haben, und steht daher dem Wesen nach mit allen übrigen Religionsformen auf gleicher Linie. Daher hält es denn auch der Liberalismus für ganz gleichgiltig, zu welcher Religion man sich bekennen möge, und tadelt es auf's Aeußerste, wenn die katholische als die allein wahre Religion sich hinstellt, zu der alle sich zu bekennen sittlich verpflichtet seien. Eine Pflicht, an die sog. geoffenbarte Religion zu glauben, existire nicht.

Aus diesem religiösen Indifferentismus erwächst dann für den modernen Liberalismus das Princip der absoluten Religionsfreiheit. Grundsätzlich, so lehrt er, müssen alle Religionen freigegeben werden. Denn da alle Religionen und alle Religionsgesellschaften im religiösen Gebiete gleichberechtigt seien, so müßten sie auch unter jeder Bedingung und unter allen Umständen als gleichberechtigt anerkannt werden. Und das lasse sich nur erzielen durch absolute Religionsfreiheit. Ein Staat also, in welchem nicht absolute Religionsfreiheit herrscht, habe das Ideal, das er anstreben soll, noch nicht erreicht; er befinde sich noch auf einem Standpunkte, welcher der Idee des Staates nicht entspricht. Erst wenn es zur absoluten Religionsfreiheit gekommen, sei das Ziel der Culturentwickelung der Menschheit erreicht.

Es ist augenfällig, daß diese ganze Lehre nichts anderes ist, als die Anwendung des Princips von der absoluten Autonomie und Freiheit des Menschen auf das religiöse Gebiet. Der Mensch steht hienach unter keiner von Gott ausgehenden religiösen Ordnung, welcher er unter allen Umständen sich unterwerfen müßte; er ist vielmehr in religiöser Beziehung ganz unabhängig; die Menschen bilden selbst sich ihre religiösen Anschauungen, und wie sie sich

einer Logenrede zu Antwerpen prophezeien konnte: „Wir werden der Liberalismus sein; wir werden sein Gedanke, seine Seele, sein Leben; kurzum wir werden er selbst sein." Dr. Otto Beuren, die innere Unwahrheit der Freimaurerei S. 43.

dieselben bilden, so sind sie berechtigt. Während also nach christlicher Lehre der Glaube an die geoffenbarte Religion als eine aus der religiösen Ordnung entspringende Pflicht erscheint, die dem Menschen von Gott auferlegt ist, stellt dagegen der moderne Liberalismus eine solche Pflicht in Abrede und will jedem seine religiöse Anschauung freigegeben wissen — der religiöse Autonomismus.

Aber wenn der Mensch in religiöser Beziehung unabhänig ist, was wird dann aus der Religion selbst werden? — Was zunächst die geoffenbarte Religion betrifft, so muß diese gänzlich von der Bildfläche verschwinden. Denn da diese aus Gottes Offenbarung und Anordnung entspringt, so ist in Bezug auf sie religiöse Unabhängigkeit gar nicht denkbar. Der Mensch muß hier das, was Gott offenbart, gläubig hinnehmen und den religiösen Vorschriften und Anordnungen, die von Gott ausgehen, sich unterwerfen; das ist aber der gerade Gegensatz der religiösen Freiheit. Der Liberalismus ist also genöthigt, die geoffenbarte Religion als solche schlechterdings in Abrede zu stellen. Mit ihr kann er sich nicht vertragen; er muß sie zu beseitigen suchen. Der moderne Liberalismus ist also wesentlich antichristlich, und wenn er diesen seinen antichristlichen Charakter bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit kund gibt, so ist das nicht etwas Zufälliges, sondern etwas Nothwendiges; dieses Verhalten fließt aus dem Princip hervor, auf welchem er steht, und ist nur eine Consequenz aus diesem, die er selbst nicht abzuwenden vermag.

Aber nicht bloß die geoffenbarte Religion muß von der Bildfläche verschwinden, sondern die Religion überhaupt geht ihrer objectiven Wahrheit und Berechtigung verlustig und muß das Feld räumen. Wenn nämlich alle, auch die verschiedensten und entgegengesetztesten religiösen Anschauungen im religiösen Gebiete gleichberechtigt sind, dann ist damit gesagt, daß es in der Religion überhaupt keine feststehende Wahrheit gebe, daß die Unterscheidung zwischen wahren und falschen Lehrsätzen auf die Religion und auf das religiöse Gebiet überhaupt nicht anwendbar sei, daß also in Sachen der Religion nur die subjectiven Vorstellungen und Meinungen der einzelnen Menschen oder Völker maßgebend seien. Verhält es sich aber also mit der Religion, dann haben diejenigen Recht, welche sagen, mit der Religion sei es überhaupt nichts; sie sei nur ein Produkt der dichtenden Phantasie, ohne jede objective Begründung: sie sei daher auch gar nicht existenzberechtigt. Nur der Mensch sei es, welcher mit seiner Phantasie in das über die

Welt übergreifende Gebiet einen Gott hineindichte und sich dann zu diesem Phantome in ein religiöses Verhältniß setze. Damit ist offenbar die religiöse Idee überhaupt in Abrede gestellt; für die Religion bleibt in der objectiven Ordnung der Dinge überhaupt kein Platz mehr übrig.

Wenn also irgend etwas den atheistischen Charakter des Liberalismus zur Evidenz erweist, so ist es diese seine Ansicht von der Religion, wie sie in dem vom Liberalismus vertretenen religiösen Indifferentismus und der dadurch bedingten Proclamation der absoluten Religionsfreiheit zum Ausdruck kommt.

Damit stimmt es vollkommen überein, wenn der moderne Liberalismus sich auch als Gegner des religiösen Eides aufspielt. Der Begriff des Eides bestimmt sich dahin, daß der Schwörende Gott als den Allwissenden und Wahrhaftigen zum Zeugen anruft dafür, daß er die Wahrheit sagen oder ein Versprechen halten wolle. So ist der Eid von jeher aufgefaßt worden, und auch das Christenthum kennt den Eid nur in dieser Fassung. Der Eid ist somit ein wesentlich religiöser Act; denn wer Gott zum Zeugen der Wahrheit einer Aussage anruft, der anerkennt damit öffentlich Gott als den Allwissenden und Wahrhaftigen und bringt zugleich Gott als dem Allwissenden nnd Wahrhaftigen öffentlich eine Huldigung dar, weil und insofern er ihn als solchen vor den Menschen feierlich bekennt. Und eben weil der Eid wesentlich ein religiöser Act ist, darum setzt er ebenso wesentlich das Dasein eines überweltlichen, persönlichen Gottes voraus.

Der moderne Liberalismus nun erklärt sich als Gegner dieses religiösen Eides und dringt auf dessen Abschaffung. Sogar in Deutschland ist dieses Thema bereits Gegenstand parlamentarischer Verhandlung gewesen, und es ist der Antrag auf Abschaffung des religiösen Eides gerade aus dem Schoße der liberalen Partei hervorgegangen. Was anders kann das Motiv zur principiellen Beseitigung des religiösen Eides sein, als dieses, daß die wesentliche Voraussetzung des Eides, das Dasein eines allwissenden und wahrhaftigen Gottes, in Abrede gestellt wird? So lange diese Voraussetzung stehen bleibt, erscheint der religiöse Eid als vernünftig und berechtigt und zugleich als das wirksamste Mittel, um Glaube und Treue in der menschlichen Gesellschaft zu schützen. Es ist somit gar kein Grund vorhanden zur Abschaffung dieses Eides. Nur wenn man das Dasein Gottes leugnet, dann kann man sich auch an den religiösen Eid wagen; denn dann löst sich dessen Begriff

auf und der religiöse Eid erscheint dann als vernunftwidrig. Wenn also der moderne Liberalismus den religiösen Eid zu beseitigen sucht, so zeigt er auch dadurch offenkundig seinen atheistischen Charakter.

II.
Die absolute Denkfreiheit des modernen Liberalismus.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft verkündet der moderne Liberalismus absolute Denkfreiheit, absolute Freiheit der Wissenschaft und absolute Lehrfreiheit.

Die sog. Denkfreiheit wird in der liberalistischen Doctrin gefaßt als Gegensatz zum Glauben an die kirchlichen Dogmen. Auf christlichem Standpunkte gelten die kirchlichen Glaubenssätze, weil auf göttlicher Offenbarung beruhend, als unantastbar. Das menschliche Denken muß sie insofern respectiren, als es keine Behauptung aufstellen und als wahr festhalten darf, welche mit dem kirchlichen Glauben im Widerspruch steht. Es ist dieser christliche Grundsatz auch vollkommen berechtigt unter der Voraussetzung, daß Gott sich geoffenbart hat und daß die Kirche die unfehlbare Vertreterin und Auslegerin des Offenbarungsinhaltes ist. Denn unter dieser Voraussetzung ist es unbedingte Pflicht des Menschen, die kirchlichen Glaubenssätze als von Gott geoffenbarte Wahrheiten festzuhalten, und darf er daher nie dazu fortschreiten, Lehrsätze, die er auf dem Wege des Denkens erzielt haben will, die aber mit dem christlichen Dogma im Widerspruche stehen, als allgemein giltige Wahrheiten hinzustellen; er muß vielmehr bekennen, daß er in seiner Denkoperation sich geirrt habe, und demgemäß die fragliche Behauptnng fallen lassen.

Der moderne Liberalismus dagegen betrachtet diesen Standpunkt als des menschlichen Geistes unwürdig und behauptet, daß der Mensch auch solche angebliche Resultate seines Denkens als wahr und berechtigt aufstellen dürfe, welche mit dem christlichen Dogma im Widerspruche stehen. Das nennt er Denkfreiheit. „Wir sind nicht mehr an kirchliche Dogmen gebunden" — so lautet das stolze Wort, welches heutzutage der Liberalismus von den Dächern predigt; „im Kampfe mit den finsteren hierarchischen Mächten ist die Denkfreiheit errungen worden, und diese Errungenschaft der neueren Zeit wird ihren segensreichen Einfluß auf unsere weitere geistige Entwickelung nicht verfehlen."

Mit dieser Denkfreiheit ist dann die Freiheit der Wissenschaft von selbst gegeben. Auch sie hält der Liberalismus fest im

Gegensatze zur christlichen Glaubenspflicht. Für ihn bedeutet diese Freiheit der Wissenschaft nichts anderes, als daß die Kirche als die Trägerin und Vertreterin der Offenbarung durchaus kein Recht habe, vom Standpunkte des Dogma's aus über die Resultate der wissenschaftlichen Forschung zu urtheilen, auch dann nicht, wenn diese unmittelbar oder mittelbar das Dogma berühren. Wenn die kirchliche Autorität sich herausnehme, ein wissenschaftliches Resultat auf den Grund hin, weil es dem Dogma widerstreite, als falsch zu erklären und es zu verwerfen, so sei dieses ein Uebergriff in ein ihr fremdes Gebiet, wo sie gar keine Competenz habe. Daher existire auch keine Pflicht, sich diesem Urtheile zu unterwerfen. In diesem Sinne also müsse die Wissenschaft frei sein, sie brauche auf das kirchliche Dogma durchaus keine Rücksicht zu nehmen, ja sie dürfe solches gar nicht, wenn sie sich nicht selbst verleugnen wolle.

Ergänzend verhält sich dann endlich zur Denkfreiheit und zur Freiheit der Wissenschaft die Lehrfreiheit. Auch wenn es sich um den wissenschaftlichen Unterricht der Jugend handelt, hat der Lehrer kein kirchliches Dogma zu respectiren; er kann lehren, was ihm nach seiner Anschauung als das Richtige erscheint, auch wenn es an sich oder in seinen Consequenzen gegen den Glauben der Kirche verstößt und diesen als falsch erscheinen läßt. Auch der Lehrer kann und muß sich das stolze Wort aneignen: „Ich bin nicht mehr an den Glauben der Kirche gebunden, ich lasse mir in meiner Lehrthätigkeit durch kein Dogma eine Schranke mehr auflegen.“

Was ist nun mit dieser Doctrin gesagt? Sie ist nur die Anwendung des liberalistischen Autonomismus auf das Gebiet des Denkens, der Wissenschaft und der Lehre. Wie im religiösen, so gibt es auch im Gebiete des Denkens, der Wissenschaft und der Lehre keine höhere, von Gott ausgehende obligatorische Norm, an welche der Mensch sich zu halten hätte; letzterer ist auch hier ganz auf sich allein gestellt.

Was muß aber diese Lehre in Bezug auf das wissenschaftliche Leben für Folgen haben? Das menschliche Denken ist irrthumsfähig — das muß auch der Liberalismus zugestehen. Ist nun das Denken vollständig frei in dem Sinne, daß gar keine höhere Norm existirt, an welche es sich halten könnte und müßte, dann stehen für den Menschen Wahrheit und Irrthum auf ganz gleicher Linie, ist der Irrthum gerade so berechtigt, wie die Wahrheit. Der eine wird in seinem Denken zu diesem Resultate kommen, der

andere zu einem andern, vielleicht gerade zu dem entgegengesetzten; beide werden in gleicher Weise das Resultat, das sie gewonnen, als Wahrheit hinstellen, und keiner wird dulden, daß der andere ihn des Irrthums beschuldige. Beide haben auch das Recht, solches zu thun, weil sie eben in ihrem Denken frei und unabhängig sind. So kann es nicht anders kommen, als daß Wahrheit und Irrthum auf wissenschaftlichem Gebiete unstet durch einander schwirren und der Irrthum die gleiche Berechtigung für sich in Anspruch nimmt, wie die Wahrheit.

Und ist denn nicht wirklich dieser Zustand eingetreten, seit das Denken von der göttlichen Offenbarung sich emancipirt hat und die Denkfreiheit proclamirt worden ist? Unzählige philosophische Systeme sind seitdem aufgetaucht; das eine hat sich zum andern in ein gegensätzliches Verhältniß gesetzt, hat es des Irrthums beschuldigt und für sich allein Wahrheit in Anspruch genommen, um dann einem andern Systeme gegenüber dem gleichen Schicksale zu verfallen, das dem ersteren von ihm bereitet worden. Deismus, Pantheismus, Materialismus u. s. w. haben sich gegenseitig den Rang abzulaufen gesucht, und zwar wiederum in den verschiedensten Formen; jedes dieser Systeme hat seine Kreise beschrieben und ist von seinen Anhängern als der alleinige Repräsentant der Wahrheit gepriesen worden, während die Folgezeit es dann wieder gründlich abgethan und als im Irrthum befangen hingestellt hat, um ein anderes System auf den Schild zu erheben. Es ist ein Wirrwarr in der wissenschaftlichen Erkenntniß eingetreten, der gar nicht mehr größer sein könnte. Das Endresultat kann nur ein allgemeiner Skepticismus sein, da in diesem Wirrwarr Wahrheit und Irrthum gar nicht mehr zu unterscheiden sind.

Und doch kann das letzte Ziel des Denkens und der Wissenschaft nur dieses sein, die Wahrheit zu erkennen. Was also die Erkenntniß der Wahrheit nicht fördert, sondern vielmehr davon abführt und den menschlichen Geist zum Skepticismus bringen muß, das gereicht nicht zum Heile der Wissenschaft, sondern wirkt vielmehr destructiv auf letztere ein. Da nun solches wirklich stattfindet, wenn die Denkfreiheit und die Freiheit der Wissenschaft im liberalistischen Sinne auf den Schild erhoben wird, so ist es evident, daß der Liberalismus mit seinem Princip der Freiheit des Denkens und der Wissenschaft dieser letzteren nicht zum Heile, sondern vielmehr zum Unheil gereicht. Der Liberalismus baut mit diesem seinem Princip im wissenschaftlichem Gebiete nicht auf; er kann nur eine vollständige Anarchie auf diesem Gebiete herbeiführen.

III.
Die unabhängige Moral des modernen Liberalismus.

Auf dem Gebiete des sittlichen Lebens verkündet der moderne Liberalismus die „unabhängige Moral".

Nach christlicher Anschauung beruht das sittliche Leben des Menschen auf der über ihm stehenden und von Gott ausgehenden sittlichen Ordnung und deren Gesetzen. Als vernünftig freies Wesen von Gott geschaffen, ist der Mensch zugleich zu Gott hingeordnet; seine Endbestimmung ist die ewige Seligkeit in Gott. Den Weg, um zu dieser zu gelangen, bezeichnet das sittliche Gesetz. Der Mensch ist also ohne sein Zuthun von Gott in die sittliche Ordnung hineingestellt und muß aus Liebe zu Gott als zu seinem höchsten Gute den Gesetzen der sittlichen Ordnung gehorchen, weil Gott ihm diese Verpflichtung im Interesse der Erreichung seiner ewigen Endbestimmung auferlegt hat. Darin besteht die Sittlichkeit, darin verwirklicht sich das sittliche Leben. Die Moral ist also wesentlich religiöse Moral, d. h. ohne Voraussetzung Gottes als des Urhebers der sittlichen Ordnung, sowie der Gesetze der letztern und ihrer verpflichtenden Kraft gibt es keine Moral. Gott ist die Quelle und das Endziel alles sittlichen Lebens.

Diese religiöse Moral nun will der moderne Liberalismus beseitigen und an deren Stelle setzt er die „unabhängige" oder „freie" Moral. Er lehrt, zur Sittlichkeit bedürfe man keiner religiösen Idee, keines Gottes, dessen Wille für den Menschen gesetzgebend sich verhalte; der Mensch könne und müsse vielmehr seine sittlichen Grundsätze selbst sich schaffen, und nur darin, daß er diese selbstgeschaffenen Grundsätze dann in seinem Leben, in seinem Thun und Lassen auspräge, bestehe die Sittlichkeit. Unabhängig von Gott müsse der Mensch sein sittliches Leben zur Ausgestaltung bringen: darin allein bestehe die wahre Sittlichkeit. Die Krücke der religiösen Idee, auf welche er sich bisher in seinem sittlichen Leben gestützt habe, müsse er hinwegwerfen und frei aus sich sein sittliches Leben schaffen. Religion und Sittlichkeit hätten mit einander gar nichts zu thun; der Mensch könne und solle ohne religiöse Rücksichten seine sittlichen Grundsätze bilden und dann in seinem Leben durchführen.

Also auch im sittlichen Gebiete vertritt der moderne Liberalismus die absolute Autonomie und unbeschränkte Freiheit des Individuums; denn die sog. „unabhängige" oder „freie" Moral ist

nichts anderes, als die Anwendung dieses Princips der Autonomie des Menschen auf das sittliche Gebiet. Der Mensch steht auch in sittlicher Beziehung unter keinem göttlichen Gesetze, dem er zu gehorchen verpflichtet wäre; er gibt selbst sich das Gesetz, gehorcht nur seinem eigenen Willen — ethischer Autonomismus.

Der moderne Liberalismus weiß nicht genug Rühmens zu machen von dieser seiner „unabhängigen" Moral. Erst dadurch werde die Menschheit auf die höchste Stufe der Cultur emporgehoben, daß sie zu dieser „freien" Moral durchdringt, die kein anderes Motiv der Sittlichkeit kennt, als eben diese selbst. Wenn man aber näher zusieht, so muß man zu einem ganz anderen Resultate gelangen. Ist nämlich für den Menschen in seinem Thun und Lassen kein höherer, göttlicher Wille maßgebend, dann ist der Eigenwille des Menschen in all seinem Thun und Lassen allein entscheidend. Der menschliche Eigenwille hat aber zu seinem Maßstabe nur die Selbstsucht und die Leidenschaft, die in jedes Menschen Herz leben. Ist er also auf sich allein gestellt, dann wird er in all seinem Thun und Lassen nur sich selbst suchen und nur seinen Leidenschaften folgen, die ja mächtig und gewaltig genug auf seinen Willen einstürmen und ihn mit sich fortreißen. Verhält es sich aber also, dann ist die liberalistische Unabhängigkeitserklärung des menschlichen Willens von dem göttlichen Gesetze recht eigentlich die Leugnung aller und jeder Sittlichkeit. Denn die Sittlichkeit besteht ja gerade darin, daß dem Eigenwillen mit seiner Selbstsucht und mit den ihn reizenden Leidenschaften ein Damm, eine Schranke gesetzt wird, über welche er nicht hinaus darf. Es folgt also mit zwingender Nothwendigkeit, daß derjenige, welcher eine „unabhängige" Moral proclamirt, die Moral grundsätzlich und in ihrer Wurzel zerstört.

Dazu kommt, daß der Mensch, wenn er gegenüber dem Andrange der Selbstsucht und der Leidenschaft das Gute durchsetzen soll, auch wissen muß, warum er solches thut. Dann muß er einerseits dafür ein Gut zu erwarten haben, das es werth ist, dafür in den Kampf gegen Selbstsucht und Leidenschaft einzutreten, um das Gute durchzusetzen; und andererseits muß er dafür, daß er in diesen Kampf nicht eintreten wollte, ein Uebel zu gegenwärtigen haben, das groß genug ist, daß die Furcht vor demselben ihn doch zu diesem Kampfe anspornc. Mit einem Worte: für die sittlichen Grundsätze ist eine Sanction erforderlich. Sonst wird sich der Mensch nie zu jenem schweren sittlichen Kampfe entschließen, um

so weniger, da ein solcher Entschluß geradezu unvernünftig, weil ohne Zweck wäre. Die „unabhängige" Moral kennt aber eine solche Sanction nicht, weil sie dem Menschen für sein sittliches und unsittliches Handeln weder Belohnung noch Bestrafung in Aussicht stellt. Wie soll also da eine Moral noch bestehen können!

Die „unabhängige" Moral kann, um eine Sanction für die Sittlichkeit zu gewinnen, höchstens auf das Strafgesetz des Staates ihre Zuflucht nehmen. Aber diese Sanction ist völlig unzureichend.

Denn das Strafgesetz des Staates kann erstens bloß auf die äußeren Handlungen der Menschen sich beziehen. Es mag daher durch die Strafen, die es androht, die Menschen allerdings abschrecken von solchen äußeren Handlungen, welche die Schranken der gesellschaftlichen Ordnung durchbrechen und somit einen verbrecherischen Charakter haben. Aber innerlich kann es den Willen des Menschen nimmermehr loslösen von der Herrschaft der Selbstsucht und der schlimmen Leidenschaften. Es vermag also auch keine innere Sittlichkeit des Willens zu schaffen. Und gerade darauf käme es an.

Zweitens steht das Strafgesetz des Staates, wenn der Wille einmal innerlich von dem göttlichen Gesetze losgelöst ist, der menschlichen Selbstsucht und Leidenschaft ganz hilflos gegenüber. Letztere wird nämlich die Schranken dieses Gesetzes stets zu umgehen suchen, wenn Vortheil und Genuß aus dieser Umgehung zu erhoffen ist, und zum Zwecke dieser Umgehung alle Klugheit und Schlauheit aufwenden. Was kann das Strafgesetz dagegen ausrichten? Es ist vollständig machtlos. Ja, es steigert sogar noch die Unsittlichkeit, insofern es dazu beiträgt, diese raffinirter zu machen.

Oder soll das Ehrgefühl den Menschen auf der Höhe der Sittlichkeit halten? Es hat nicht an solchen gefehlt, welche die „unabhängige" Moral auf das Ehrgefühl gründeten. Aber auch diese Stütze ist für den bezeichneten Zweck zu schwach. Es mag ein Mensch allerdings, falls ihm ein starkes Ehrgefühl innewohnt, im Interesse seiner Ehre vor Gemeinheiten sich hüten, welche nach Außen hervortreten und ihn vor anderen verächtlich machen: aber wird er dadurch innerlich gut, wird seine Sittlichkeit dadurch gehalten und gefördert? Nein, soweit seine Ehre vor anderen nicht in's Spiel kommt, wird er immerhin dem Bösen fröhnen, vor innerer sittlicher Corruption, vor innerer sittlicher Verrohung wird ihn das bloße Ehrgefühl nicht schützen können. Und doch wäre gerade dieses die Hauptsache. In Verbindung mit

der religiösen Moral ist das Ehrgefühl allerdings ein höchst schätzbarer Factor im sittlichen Leben; denn es kommt der Sittlichkeit zu Hilfe und unterstützt sie. Auf sich allein gestellt aber ist die Ehre doch nur ein hohles Phantom, das für das innere sittliche Leben ohne allen Werth ist.

Kurz, der Liberalismus kann mit seiner „unabhängigen" Moral kein sittliches Leben schaffen; er zerstört vielmehr das letztere und gibt den Menschen der Unsittlichkeit preis. Die Thatsachen sprechen laut genug hiefür. Wir vermeiden es, in dieses dunkle Gebiet einzutreten.

IV.

Der moderne Liberalismus und die Civilehe.

Die Wurzel der Familie und des Familienlebens ist die Ehe. Nach christlicher Anschauung ist der Act der Eheschließung ein Sacrament. Er hat zwar den Charakter eines Vertrages; aber dieser Vertrag ist durch das Christenthum zu einem Sacramente erhoben worden. Die Ehe und in ihr die Familie steht also auf dem Boden der religiösen Ordnung, und es ist daher die Kirche, vor deren Vertretern die Ehe geschlossen werden muß. Die Kirche hat daher auch allein in allen jenen Dingen zu entscheiden, welche das Band der Ehe betreffen.

Dem tritt der moderne Liberalismus gleichfalls entgegen. Nach seiner Lehre ist der Act der Eheschließung ein rein weltlicher Vertrag, der mit allen übrigen weltlichen Verträgen auf ganz gleicher Linie steht. Die Ehe und in ihr die Familie steht also nicht auf dem Boden der religiösen Ordnung; sie ist „ein rein weltlich Ding", mit dem Religion und Kirche nichts zu schaffen haben. Es genügt zu ihrer Rechtsgiltigkeit, daß der Ehevertrag vor der staatlichen Behörde abgeschlossen wird. Die Staatsbehörde allein hat nicht bloß über die civilrechtlichen Bedingungen und Wirkungen, sondern auch über jene Dinge zu entscheiden, welche das Band der Ehe betreffen.

Also auch Ehe und Familie werden durch den modernen Liberalismus von Gott und göttlicher Ordnung losgetrennt und auf sich allein gestellt. Auch in dieser Richtung sagt er sich los von Gott. Es ist das nicht zu verwundern. Ist einmal die objective religiöse Ordnung in Abrede gestellt und die Religion in reinen Subjectivismus verflüchtigt, dann kann von einem religiösen Charakter der Ehe und der Familie nicht mehr die Rede sein.

Ist aber die Ehe ein rein civiler Vertrag, dann fällt auch deren Unauflöslichkeit dahin. Ein rein weltlicher Vertrag kann immer wieder gelöst werden. Der Staat kann dann die Ehescheidung consequenter Weise gar nicht verbieten, nnd wenn er es thut, so ist das ein Gewaltact, dem jede Berechtigung abgeht. Er kann höchstens gewisse Formalitäten für die Ehescheidung fordern; das ist aber auch alles. Ist aber die Ehe principiell genommen, auflösbar, dann ist damit das Familienleben in seiner tiefsten Wurzel zerstört. Denn eine eheliche Liebe, welche eine vollkommene Hingabe des einen Ehetheils an den andern fordert, ist hier nicht mehr möglich, und ebenso wenig eine aufopfernde Fürsorge der Eltern für die Kinder. Die Zerstörung des Familienlebens muß aber wiederum den unheilvollsten Einfluß ausüben auf die ganze Gesellschaft, weil diese in letzter Instanz auf der Familie beruht. Der Liberalismus wirkt also hier wieder destructiv.

V.
Der moderne Liberalismus und die religionslose Schule.

Ein weiteres Ideal des modernen Liberalismus ist die religionslose Schule. Die Schule ist eine Unterrichtsanstalt und dient als solche der Erziehung. Nun ist die Kirche die allgemeine Unterrichtsanstalt in Bezug auf die von Gott geoffenbarten Wahrheiten und die allgemeine Erziehungsanstalt für die Güter des Heils. Als solche ist sie von Christus gestiftet worden, und zwar für alle Menschen, für die Jugend ebenso gut wie für die Erwachsenen. Wird also die Jugend in der Schule gesammelt, um sie zu unterrichten und zu erziehen, so muß die Kirche für sich ein doppeltes Recht in Anspruch nehmen: nämlich das Recht, in der Schule den Religionsunterricht zu ertheilen, und ferner die Schule insofern zu beaufsichtigen und zu überwachen, daß einerseits der Unterricht im christlichen Geiste ertheilt und andererseits die Schulerziehung im gleichen christlichen Geiste gehandhabt werde. Denn nach christlicher Weltanschauung muß der christliche Geist die Seele des gesammten Jugendunterrichtes und der gesammten Schulerziehung bilden.

Das kann nun der moderne Liberalismus nicht dulden. Abgesehen nämlich davon, daß er unter dieser Voraussetzung keine Hoffnung hätte, seine Grundsätze in das allgemeine Volksbewußtsein einzuführen, worauf er doch mit aller Macht dringt, würde

die Schule, so lange sie christlich ist und unter der Hut der Kirche steht, der göttlichen Ordnung dienstbar sein und als eine Anstalt sich charakterisiren, welche im Interesse dieser göttlichen Ordnung wirkt, insofern sie die Jugend zur Anerkennung der letzteren und zur Befolgung ihrer Gesetze anleitet und anhält. Das würde aber der Selbstbestimmung und Freiheit des Menschen widerstreiten. Folglich muß die Religion, muß der Religionsunterricht aus der Schule entfernt, muß der Einfluß der Kirche auf die Schule und deren Ueberwachung beseitigt und die Schule vollständig verweltlicht werden — die religionslose Schule.

Nur die religionslose Schule entspricht dem Geiste des modernen Liberalismus: er kann keine andere Schule wollen, als diese. Eben darum schwebt sie ihm als Ideal vor. Stufe für Stufe sucht er sie zu erreichen. Er fängt mit der Simultanschule an in welcher der Religionsunterricht nur als Fachunterricht gilt, während der anderweitige Unterricht, sowie die Schulerziehung außer dem Bereiche des christlichen Geistes stehen. Dadurch sucht er den Weg zu bereiten für die religionslose Schule, aus welcher Religion und Christenthum ganz ausgeschlossen sind und nicht einmal der Name Gottes mehr genannt werden darf. In Frankreich hat der Liberalismus bekanntlich dieses Ziel bereits erreicht.

Nirgends wohl tritt der atheistische Charakter des modernen Liberalismus schärfer hervor, als in dieser Entchristlichung und Verweltlichung der Schule. Nur auf dem Standpunkte des Atheismus kann man überhaupt zu der Forderung fortschreiten, daß aus dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend das religiöse Element bis auf den Namen Gottes gänzlich ausgeschlossen sein soll. So muß ein Geschlecht herangezogen werden, das noch weit tiefer steht, als die ehemalige heidnische Gesellschaft, die das religiöse Bewußtsein doch niemals verloren hat. Die Menschheit muß der Verwilderung verfallen, ja dämonisirt werden.

VI.

Der moderne Liberalismus und die staatliche Armenpflege.

Eine der herrlichsten Früchte des Christenthums und des christlichen Geistes ist endlich die Wohlthätigkeit. Sie ist dem Christen zur Pflicht gemacht durch das große Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ Wo immer der christliche Geist herrscht, da versiegt diese Wohlthätigkeit nie. Die Kirche ist,



wenn ihr freie Bahn gelassen wird, ein unerschöpflich fruchtbarer Boden für die verschiedensten charitativen Anstalten, welche der Wohlthätigkeit dienen und dazu bestimmt sind, das menschliche Elend in seiner vielgestaltigen Form zu lindern.

Aber die christliche Wohlthätigkeit beruht auf der Liebe Gottes. Aus Liebe zu Gott muß der Christ die Werke der Wohlthätigkeit üben; was er an Wohlthat den Armen und Elenden spendet, das muß er als ein Opfer betrachten, das er Gott darbringt in der Person seiner Armen. „Was ihr einem von diesen Geringsten gethan habt, das habt ihr mir gethan." Und unter diesem Begriffe wird denn auch thatsächlich die Wohlthätigkeit überall geübt, wo sie im christlichen Geiste aufgefaßt wird.

Das begreift der moderne Liberalismus nicht. Ein göttliches Gebot, welches den Menschen verpflichtet, erkennt er überhaupt nicht an; der Mensch ist ja sein eigener Herr. Folglich ist ihm auch ein göttliches Gebot der Wohlthätigkeit unfaßbar. Und noch weniger versteht er eine Wohlthätigkeit, die durch die Gottesliebe motivirt wäre, da er ja Gott und die göttliche Ordnung aus der Welt hinausweist. Der Begriff der christlichen Wohlthätigkeit ist ihm daher fremd. Er kann sich dasjenige, was zur Abhilfe menschlicher Noth geleistet wird, nur als eine Steuer denken, welche von der öffentlichen Gewalt den Besitzenden aufgelegt wird, um den Nöthen derjenigen, die nicht mit irdischen Gütern gesegnet sind, abzuhelfen. Mit anderen Worten: er muß die Armenpflege verstaatlichen. Die staatliche Armenpflege muß die christliche Wohlthätigkeit ersetzen. Die Obrigkeit legt die Armensteuer auf; der Besitzende entrichtet sie und dadurch kauft er sich gewissermaßen los von den Ansprüchen der Armen: ein höherer Beweggrund ist für ihn hiebei nicht maßgebend.

Und doch, wie wenig befriedigend ist diese kalte staatliche Armenpflege für den Armen und Unglücklichen! Dieser verlangt nach Liebe und Theilnahme in seiner Noth und in seinem Elende. Nur wenn er sieht, daß ihm die Wohlthat gespendet wird aus christlicher Liebe und Erbarmung, wenn er sieht, daß bei der Wohlthat auch das Herz des Wohlthäters dabei sei, fühlt er sich befriedigt und getröstet. Wird ihm die Wohlthat bloß gespendet durch die kalte Hand des staatlichen Armenpflegers, hat er das Bewußtsein, daß seine Mitmenschen sich durch die ihm gespendete Wohlthat bloß von ihm losgekauft haben, dann fühlt er sich dadurch nicht befriedigt und getröstet, sondern vielmehr erniedrigt und entwürdigt.

Kein Wunder, wenn er dafür auch nicht dankbar ist und keine Liebe zu den Steuerzahlern fassen kann. Der Liberalismus bringt daher die Armen und Besitzenden einander nicht näher: er spaltet sie von einander und fördert auf Seite der Besitzenden den Hochmuth, auf Seite der Armen dagegen den Haß und den Neid gegen die Besitzenden. Und das ist eben das Unheil der modernen Gesellschaft, der fressende Wurm in deren Eingeweiden.

VII.
Der moderne Liberalismus und die Volkssouveränetät.

Auf dem politischen Gebiete verkündet der moderne Liberalismus vor allem das Princip der Volkssouveränetät.

Nach christlicher Anschauung kommt alle Gewalt von Gott. Es ist daher auch die staatliche Autorität in der göttlichen Ordnung begründet, etwas von Gott Gewolltes und Angeordnetes. Gott ist die höchste Autorität und alle menschliche Autorität, auch die staatliche, ist nur eine Theilnahme an der Autorität Gottes; nur in Kraft göttlicher Bevollmächtigung und göttlichen Auftrages kann der Souverän die Autorität über andere in Anspruch nehmen und sie zum Gehorsam verpflichten. Daher ist er in Ausübung seiner Gewalt an das göttliche Gesetz gebunden und kann zu nichts verpflichten, was dem göttlichen Gesetze widerstreitet.

Das nun kann der moderne Liberalismus nicht zugeben. Es würden sonst die Menschen, sofern sie zur bürgerlichen Gesellschaft vereinigt sind, einer höheren, göttlichen Ordnung unterworfen sein, und das stünde im Widerspruch mit der absoluten Selbstherrlichkeit und unbeschränkten Freiheit, welche der Liberalismus dem Menschen in allen Gebieten menschheitlichen Lebens zutheilt. Daher bekennt sich der moderne Liberalismus in Bezug auf die bürgerliche Gesellschaft zum Princip der Volkssouveränetät.

Hienach leitet sich die autoritative Gewalt im Staate nicht aus einer höheren Rechtsquelle, aus Gott ab, sondern sie ist nur der allgemeine Volkswille, im Gegensatze zu den Einzelwillen der Individuen. Indem nämlich die Menschen zur bürgerlichen Gesellschaft sich vereinigen, werden sie dadurch zu einer moralischen Persönlichkeit, die als solche einen eigenen Willen hat, verschieden von den Einzelwillen der Individuen — der allgemeine Volkswille. Dieser nimmt naturgemäß eine dominirende Stellung ein zu den Einzelwillen der Individuen, und diese haben sich ihm

zu fügen, weil das Ganze über seinen Theilen steht. Das Volk als Träger dieses einheitlichen Gesammtwillens ist also der Träger der Souveränetät im Staate; über dem Volke steht keine höhere Gewalt; alle Gesetze gehen einzig vom Volke aus; derjenige, welcher die Gesetze auszuführen hat, ist nur der höchste Beamtete des Volkes.

Hiemit ist nun glücklich auch die bürgerliche Gesellschaft von der göttlichen Ordnung losgelöst und auf sich allein gestellt. Das Princip der menschlichen Selbstherrlichkeit ist auch im staatlichen Gebiete durchgeführt. Darum ist denn auch nach liberalistischen Grundsätzen der Volksouverän in seiner Gesetzgebung an keine höhere, göttliche Norm gebunden. Was immer er gesetzlich anordnet, ist Recht und alle haben sich dem zu unterwerfen. Thun sie es nicht, so werden sie durch die Macht des allgemeinen Volkswillens einfach niedergeschlagen. Die „öffentliche Meinung“ allein ist es, welche den Volkswillen regulirt, und diese öffentliche Meinung wird eben vom Liberalismus gemacht. Das Parlament, welches als Vertreter des Volkes und im Namen des letzteren die Gesetze votirt, steht unter dem Drucke dieser öffentlichen Meinung und spricht in der Gesetzgebung nur dasjenige obligatorisch aus, was die öffentliche Meiuung, d. i. der liberale Geist, ihm dictirt.

Aber ist denn das nun wirklich Autonomie und Freiheit? Nein, in Wirklichkeit ist es das gerade Gegentheil. Nach christlicher Anschauung gehorcht der Mensch der Obrigkeit um Gottes willen, weil er in ihr eine göttliche Anordnung erblickt, und die Pflicht des Gehorsams ist keineswegs eine grenzenlose, sondern findet vielmehr ihre Grenze da, wo die Anordnung der Obrigkeit mit dem göttlichen Gesetze in Conflict kommt.

Hier dagegen ist der Einzelne willenlos dem sog. allgemeinen Volkswillen, welcher durch eine zufällige Majorität des Parlamentes Ausdruck bekommen soll, preisgegeben; er muß sich allem fügen, was diese zu beschließen für gut findet, und sollte er es wagen, den Gehorsam nicht zu bethätigen, so wäre er der Macht des Volkswillens gegenüber unbedingt verloren. Eine Waffe gegenüber Unrecht und Vergewaltigung stünde ihm nicht zu Gebote: denn der allgemeine Volkswille, heißt es, kann nie Unrecht thun. Man hat gesagt: der Einzelwille sei im allgemeinen Volkswillen mit enthalten; wenn also der letztere ein Gesetz erläßt, so erläßt es zugleich der in ihm beschlossene Einzelwille, und dieser könne sich selbst kein Unrecht zufügen. Aber was sollen solche Fictionen gelten

gegenüber der rauhen Wirklichkeit? Der Einzelne ist und bleibt doch immer einer Gewalt willenlos unterworfen, die ihm keine Garantie bietet dafür, daß sie ihm nicht Unrecht thue, und die, weil sie nicht in göttlicher Ordnung begründet ist, für ihre Gesetze und Anordnungen keinen andern letzten Rechtsgrund kennt, als die überlegene materielle Macht.

VIII.
Der moderne Liberalismus und der Staatsabsolutismus.

Weiter vertritt dann der moderne Liberalismus auf dem Gebiete des Staates und des Staatslebens den Satz, daß der Staat die alleinige und ausschließliche Quelle alles Rechtes sei. Nach christlicher Anschauung gibt es eine natürliche Rechtsordnung, welche vor aller positiven Rechtsordnung und ohne diese besteht, und aus Gott als aus ihrer Quelle fließt. Das positive menschliche Recht kann erst auf das natürliche Recht sich aufbauen und findet in diesem seine Norm, von der es nie abgehen, mit der es nie in Conflict kommen darf: eben weil es nicht menschliches, sondern göttliches Recht ist. Der moderne Liberalismus dagegen negirt dieses natürliche, göttliche Recht und behauptet, daß alles Recht vom Staate gesetzt, also positives Recht sei, und daß es über und außer dem Staate kein wirkliches Recht gebe.

Es ist diese Doctrin wiederum nur ein Folgesatz aus dem liberalistischen Grundprincip der Autonomie und unbeschränkten Freiheit des Menschen. Denn unter dieser Voraussetzung kann auch die Rechtsordnung, in und unter welcher der Mensch steht, nicht aus einem höheren verpflichtenden Princip sich ableiten; die Menschen selbst müssen als Urheber des Rechtes betrachtet werden, solche können sie aber nur insofern sein, als sie in der bürgerlichen Gesellschaft mit einander sich verbinden und damit die Rechtsnormen schaffen, welche für die Ordnung der gedachten Gesellschaft erforderlich sind. Ohnehin bringt das schon das Princip der Volkssouveränetät mit sich. Denn wenn der allgemeine Volkswille allein maßgebend ist für das gesammte Leben der bürgerlichen Gesellschaft, so können auch die gesellschaftlichen Rechtsnormen nur von ihm ausgehen.

Und so ist denn das Resultat dieser ganzen politischen Doctrin des modernen Liberalismus Staatsabsolutismus in höchster Potenz. Der Staat ist alles in allem. Gegen das Gesetz des

Staates gibt es keine Appellation. Wer sich etwa gegen ein staatliches Gesetz auf sein Gewissen, resp. auf ein höheres göttliches Gesetz berufen wollte, der gilt als Revolutionär, und gegen ihn wird unbedingt die materielle Macht des Staates angerufen, um ihn an die Wand zu drücken. Das Gleiche gilt, wenn Jemand ein ihm zustehendes Recht festhalten will gegenüber dem Staatsgesetze, wodurch es angegriffen oder gestört wird. Auf keinem Gebiete menschheitlichen Lebens hat der liberalistische Staat eine Freiheit und ein bestehendes Recht zu achten: er ist in seiner Gesetzgebung allmächtig. Dieser gewaltthätige Absolutismus herrscht denn auch thatsächlich, wo der liberalistische Geist in einem Staatswesen zur Herrschaft gelangt ist; der absolutistische Zug liegt den liberalen Gewalthabern gewissermaßen in den Gliedern; sie können sich desselben gar nicht entschlagen. Der Liberalismus verspricht dem Volke Selbstverwaltung und Freiheit; diese schlägt aber in seiner Hand für die Völker zur brutalsten Knechtschaft um.

IX.
Der moderne Liberalismus und die demokratische Republik.

Was endlich die Staatsform betrifft, so gilt dem modernen Liberalismus als Ideal, dem er zustrebt, die Republik und zwar die demokratische Republik.

Die christliche Rechtsanschauung bevorzugt an und für sich genommen keine der möglichen Staatsformen und Staatsverfassungen. Ob sich aus der geschichtlichen Entwickelung eines Volkes die monarchische oder republikanische Staatsverfassung in irgend welcher Gestalt herausgebildet habe, das ist für die christliche Staatsauffassung gleichgiltig. Sie verlangt nur, daß der Monarch oder die republikanischen Gewalthaber auf den Boden der göttlichen Ordnung und des göttlichen Gesetzes sich stellen und die gottverliehene Autorität zum wahren Wohle des Volkes mit Gerechtigkeit und Weisheit ausüben.

Der Liberalismus dagegen kann kraft des Volkssouveränetätsprincips, dem er huldigt, diesen Standpunkt nicht einnehmen. Denn da das gedachte Princip nur in einer demokratischen Republik zur vollen Verwirklichung und Verkörperung gelangen kann, so ist für ihn nur diese demokratisch-republikanische Staatsform das Ideal, auf welches seine Bestrebungen hingerichtet sind.

Allerdings, die Monarchie besteht heutzutage noch vielfach im

staatlichen Leben der Völker; sie ist ein Erbstück aus einer großen Vergangenheit und mit dem Leben der meisten Völker so innig verwachsen, daß es nicht rathsam erscheinen dürfte, sie ohne weiteres zu stürzen. Darum fügt sich auch der moderne Liberalismus noch in diese Verfassungsform und begnügt sich mit der constitutionellen Monarchie, wenn nur der Monarch in dieser den liberalistischen Bestrebungen sich geneigt zeigt oder doch wenigstens in einer Lage sich befindet, daß er den gedachten Bestrebungen gar nicht energisch gegenüber treten **kann**. So lange der Monarch den liberalistischen Bestrebungen dient, ist er ja unschädlich. Dennoch aber bleibt die Tendenz zur Republik bestehen, und wenn der Liberalismus es an der Zeit findet, den Monarchen abzuschütteln, so greift er unbedenklich zur Revolution, um sich desselben zu entledigen und zur republikanischen Verfassung zu gelangen. Die Thatsachen sprechen laut genug hiefür. Namentlich wenn der Monarch es wagen würde, den liberalistischen Tendenzen entgegenzuwirken oder gar auf den Boden der christlichen Ordnung sich zu stellen, dann hält der moderne Liberalismus die Revolution gegen ihn geradezu für berechtigt und trägt nicht das mindeste Bedenken, die monarchische Staatsform zu stürzen und an deren Stelle die republikanische zu setzen. Ihm kommt es ja zunächst nur auf seine Herrschaft an, und wenn diese durch die monarchische Verfassung gefährdet wird, so wird er gleichsam instinktmäßig dazu fortgetrieben, sein Ideal nöthigenfalls mit Gewalt zu verwirklichen, d. h. die Republik aufzurichten.

X.

Der moderne Liberalismus und die vollendeten Thatsachen.

Seiner ganzen politischen Doctrin setzt endlich der moderne Liberalismus die Krone auf durch das von ihm erfundene und feierlich verkündete Princip der **vollendeten Thatsachen**.

Hienach entscheidet der Erfolg allein über das Recht. Ist der Sturz einer rechtmäßigen Souveränetät durch Revolution und Usurpation **gelungen**, dann haben wir eine „vollendete Thatsache“, und als vollendete Thatsache besteht sie dann auch schon zu Recht, ohne Rücksicht auf die Mittel, wodurch sie herbeigeführt worden. Die bloße thatsächliche Besitznahme der öffentlichen Gewalt, so widerrechtlich sie auch sein möge, rechtfertigt durch sich allein den Besitz der letzteren. Der Usurpator ist eben dadurch, daß die Usur-

pation gelungen ist, rechtmäßiger Herrscher; die gestürzte Souveränetät hat kein Recht mehr auf die souveräne Gewalt.

Man sieht leicht, daß durch diese Doctrin allerdings jedes Hinderniß gegen die revolutionären Pläne des modernen Liberalismus beseitigt ist; aber ebenso klar ist es, daß wir damit vor einer geradezu horrenden Lehre stehen. Wird dieses Princip der vollendeten Thatsachen verallgemeinert, d. i. auch auf die privatrechtlichen Verhältnisse angewendet — und es ist gar kein Grund vorhanden, es bloß auf das öffentliche Recht zu beschränken, — dann muß die gesammte Rechtsordnung zusammenstürzen, weil es ja zum Zwecke der Vernichtung eines Rechtes genügt, daß die rechtlose Gewalt über das Recht siegt und es zertritt. Der Krieg aller gegen alle wäre damit sanctionirt. Es ist diese Theorie der vollendeten Thatsachen allerdings nur die Anwendung des atheistischen Princips auf das Staatsrecht. Aber es tritt hier der atheistische Charakter des modernen Liberalismus in einer so vernunftwidrigen und rüden Gestalt hervor, daß das einfachste Rechtsgefühl sich davon abgestoßen fühlen muß.

XI.

Der moderne Liberalismus und das Völkerrecht.

Die grundstürzenden Anschauungen in Bezug auf das öffentliche Recht trägt dann der moderne Liberalismus auch auf die internationalen Verhältnisse zwischen den Staaten und Völkern über. Wenn der Liberalismus für die Beziehungen der Menschen zu einander überhaupt kein in göttlicher Ordnung begründetes Naturrecht annimmt, sondern alles Recht erst durch den Staat entstehen läßt, so ist es nur consequent, wenn er auch für die Beziehungen der Staaten, diesen moralischen Personen, zu einander ein solches natürliches, aus göttlicher Ordnung fließendes Naturrecht nicht annimmt. Ein natürliches internationales oder Völkerrecht gibt es für ihn nicht und kann es für ihn nicht geben. Wenn der Mensch für sich genommen sein eigener Herr ist und einer unbeschränkten Freiheit sich erfreut, so muß das Gleiche auch von den verschiedenen Staaten und Völkern gelten. Das setzt aber voraus, daß ihre Beziehungen zu einander nicht schon von vornherein durch natürliche Rechtsgesetze geregelt seien, die in der göttlichen Ordnung begründet und durch dieselbe vorgezeichnet sind.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn heutzutage unter der Herrschaft der liberalen Principien das Völkerrecht gänzlich in

Verfall gerathen ist, wenn die Völker in schroffem Nationalhaß sich gegenüberstehen und nur darauf zu sinnen gezwungen sind, durch ungeheuere Armeen sich gegen die feindlichen Tendenzen der übrigen Völker zu schützen. Der immer mehr sich steigernde Militarismus ist die natürliche Folge jenes Verfalls des Völkerrechtes, der durch die liberalistischen Principien herbeigeführt worden ist. Daß dadurch das Lebensmark der Völker zuletzt aufgesaugt werden müsse, liegt auf der Hand.

Im innigen Zusammenhange mit dieser Zerreißung des völkerrechtlichen Verbandes der Staaten mit einander steht dann wiederum das vom modernen Liberalismus erfundene exclusive Nationalitätsprincip. Darnach haben nur die Nationalitäten als solche das Recht auf staatliche Existenz. Ein Staat also, welcher mehrere verschiedene Nationalitäten umschließt, ist nicht zur Existenz berechtigt, und ebenso wenig dürfen mehrere besondere Staaten innerhalb einer und derselben Nationalität geduldet werden. Es richtet sich daher an die verschiedenen Nationalitäten die Aufforderung, sich, falls sie zu Einem Staate vereinigt sind, von diesem Verbande loszulösen und eigene, selbstständige staatliche Verbände zu begründen, oder aber, falls sie in mehrere Staaten getheilt sind, diese Einzelstaaten zu vernichten und einen einheitlichen Nationalstaat herzustellen. Zu diesem Zwecke ist alles erlaubt: Revolution, Verrath, Usurpation u. s. w. Es darf auch kein anderer Staat sich hier einmischen zu dem Zwecke, um die hergebrachte Ordnung zu schützen und die dem Untergange geweihten Staaten aufrecht zu erhalten; sie müssen den Nationalitätsbestrebungen freien Lauf lassen — Nicht-Interventionsprincip.

Es hat nun allerdings das Nationalitätsprincip eine gewisse Berechtigung. Die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Menschenmassen, wie sie in den Nationalitäten repräsentirt ist, beruht ja auf natürlicher und darum zuhöchst auf göttlicher Anordnung, und findet in der unversiegbaren Liebe des Menschen zur Muttersprache und zu den Nationalitätsgenossen ihren Ausdruck. Aber wenn man so weit geht, daß man den Nationalitätsverband über allen rechtlichen Verband stellt und demgemäß annimmt, daß jeder rechtliche Verband zu Gunsten des Nationalitätsverbandes zerstört werden müsse, noch dazu durch Anwendung der verwerflichsten Mittel, dann setzt man das Natürliche über das Sittliche, bringt das letztere dem ersteren zum Opfer und zerstört alles, was dem Menschen vom sittlichen und rechtlichen Standpunkte aus heilig

sein muß. Und dazu kann man nur unter der Bedingung fortschreiten, daß man überhaupt keine sittliche Ordnung mehr anerkennt und nur das rein Natürliche, wie es in der Nationalzusammengehörigkeit sich ausspricht, als maßgebend für das politische Leben der Völker betrachtet. Auch in der Proclamirung des exlusiven Nationalitätsprincips gibt sich also der atheistische Charakter des modernen Liberalismus offen kund. Es kann dieses Princip nur auf dem Boden des Atheismus und Materialismus erwachsen; ohne diese Voraussetzung ist es unverständlich.

XII.
Der moderne Liberalismus und der Individualismus.

Auf dem social-wirthschaftlichen Gebiete proclamirt der moderne Liberalismus den Individualismus, d. i. die unbeschränkte Freiheit des Individuums in Verfolgung seiner wirthschaftlichen Interessen. Nur das individuelle Interesse bildet für den Einzelnen den Maßstab und die Norm seiner wirthschaftlichen Thätigkeit; der Verfolgung der individuellen Interessen muß völlig freie Bahn gelassen, ihr darf keine Schranke gezogen werden. Die wirthschaftlichen Kräfte müssen frei sich entfalten können. Auch der Staat darf sich hier nicht einmischen. Er hat nur die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten; sonst aber muß er im wirthschaftlichen Gebiete alles gehen lassen, wie es geht, und darf mit seiner Gesetzgebung in keiner Weise eingreifen. Das wirthschaftliche Leben geht den Staat überhaupt nichts an; das Laisser faire, Laisser passer muß für ihn hier maßgebend sein. Das „freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte“ — das ist die Devise des modernen Liberalismus. Dieses freie Spiel darf in keiner Weise verhindert oder eingeschränkt werden.

Demgemäß vertritt der moderne Liberalismus auf dem wirthschaftlichen Gebiete alle möglichen „Freiheiten“. Er vertritt:

1. Die allgemeine Gewerbefreiheit. Obligatorische gewerbliche Corporationen, deren Mitglieder allein zu einer selbstständigen gewerblichen Thätigkeit berechtigt wären, darf es nicht geben. Jeder muß die Freiheit haben, ein Gewerbe zu betreiben, wie es ihm gefällt; nicht einmal ein Befähigungsnachweis darf von ihm gefordert werden.

2. Unbedingte Freiheit der Eigenthumsveräußerung. Ein unveräußerliches Collectiveigenthum schadet der freien Bewegung der wirthschaftlichen Kräfte: darum muß dessen Unveräußerlichkeit

aufgehoben werden. Alles Eigenthum soll flüssig sein. Eben deshalb darf auch der Güterzertrümmerung nichts in den Weg gelegt werden.

3. Allgemeine Freizügigkeit. Jeder soll berechtigt sein, seinen Wohnsitz aufzuschlagen und ein Geschäft zu begründen, wo er will. Die Gemeinde darf ihm kein Hindernis in den Weg legen, sie ist nicht berechtigt, über Aufnahme oder Nichtaufnahme neuer Glieder zu entscheiden.

4. Vollständige Freigebung der Geldwirthschaft und der Höhe der Zinsforderung. Es muß Jedermann freistehen, sein Geld gewinnbringend zu machen in dem Maße, wie er es erreichen kann; und darum darf er auch für seine Darlehen Zinsen fordern, in welcher Höhe er nur immer will. Wer sich bewuchern läßt, trägt selbst die Schuld daran.

5. Freiheit des internationalen Handels. Die Auflage von Zöllen auf den Import oder Export beschränkt den internationalen Handel, legt ihm Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg. Das ist aber unzulässig. Folglich müssen die Zollschranken fallen und der internationale Freihandel zum Princip erhoben werden.

Sind diese Bedingungen gegeben, sind alle Schranken, die in den verschiedenen Gebieten des wirthschaftlichen Lebens der wirthschaftlichen Thätigkeit gezogen werden könnten, gefallen, dann kann das Spiel der wirthschaftlichen Kräfte ungehindert sich entfalten. Und es entfaltet sich dann in der sog. freien Concurrenz, dem liberalistischen Ideale auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens. Ist Niemand mehr, so heißt es, schon von vornherein in seiner wirthschaftlichen Thätigkeit durch gewisse Schranken weder behindert, noch geschützt, dann sind alle darauf angewiesen, ihre volle Kraft einzusetzen, um sich allen übrigen wirthschaftlichen Kräften gegenüber wirthschaftlich zu halten und sie wo möglich zu überflügeln. Alle müssen mit allen concurriren, alle müssen mit allen in den wirthschaftlichen Kampf eintreten, und ihr ganzes Streben muß dahin gehen, in diesem Kampfe Sieger zu werden.

Das nun, lehrt der Liberalismus, kann für das wirthschaftliche Leben nur von dem größten Vortheile sein. Denn dadurch, daß alle mit allen concurriren müssen, wird es gerade den Geschicktesten, Betriebsamsten und Energischsten gelingen, sich in die Höhe zu bringen, während andere, die diese Eigenschaften nicht theilen, nothwendig zurückbleiben müssen. Alle werden daher da-

durch sich angeeifert fühlen, in ihrer wirthschaftlichen Sparte immer mehr sich zu vervollkommnen und alles aufzubieten, um der allgemeinen Concurrenz gewachsen zu sein. Dadurch wird aber nicht bloß der wirthschaftliche Fortschritt mächtig gefördert, sondern es wird auch die Güte und Vortrefflichkeit der wirthschaftlichen Produkte garantirt, weil jeder genöthigt ist, seine Produkte in möglichst guter Qualität herzustellen, um Absatz dafür zu finden. Und was das Publikum betrifft, so wird dieses dadurch in die Lage gebracht, gut und wohlfeil einzukaufen, weil, wenn der Eine nicht gut und wohlfeil arbeitet, man sich an den Andern wenden kann.

Das ist also die Art und Weise, wie der moderne Liberalismus sein Grundprincip von der unbedingten Selbständigkeit und unbeschränkten Freiheit des Individuums auf wirthschaftlichem Gebiete zum Ausdruck bringt. Das wirthschaftliche Leben wird hier ausschließlich auf das individuelle Interesse, also auf die Selbstsucht gestellt. Nur damit jeder in der Lage sei, seine individuellen Interessen rücksichtslos zu verfolgen und seine Selbstsucht in vollem Maße zu befriedigen, werden alle Schranken im Gebiete des wirthschaftlichen Lebens niedergelegt und dem „freien Spiel der wirthschaftlichen Kräfte" freie Bahn gemacht, damit sie in der unbeschränkten, freien Concurrenz sich bewähren können. Auch das wirthschaftliche Leben steht also nach den Grundsätzen des modernen Liberalismus nicht unter einer höheren göttlichen Ordnung, unter einem höheren göttlichen Gesetze, wodurch es geregelt wäre. Wenn das Christenthum auch das wirthschaftliche Leben, die wirthschaftliche Thätigkeit durch Gottes Gesetz geregelt wissen will, so tritt ihm auch hierin der Liberalismus entgegen, befreit das wirthschaftliche Leben von Gottes Gesetz und stellt es auf die bloße Selbstsucht. Daher existiren für jene, welche im Geiste des Liberalismus wirthschaftlich thätig sind, sittliche Rücksichten gar nicht. „Mit der Moral," so heißt das geflügelte Wort, „baut man keine Eisenbahnen." Es mag der Staat in seiner Gesetzgebung noch auf die Aufrechthaltung sittlicher Maximen in der wirthschaftlichen Gebahrung dringen: aber diese Gesetze lassen sich umgehen, und jeder wird durch sein individuelles Interesse, das ja allein für ihn maßgebend ist, darauf angewiesen sein, sie zu umgehen. Er wird nach liberalistischen Grundsätzen für sich volle Indemnität in Anspruch nehmen können, wenn er auch „das Zuchthaus mit dem Aermel streift".

Es ist ein schillernder Aushängeschild, dieses Princip der

freien Concurrenz, des freien Spieles der wirthschaftlichen Kräfte — ohne Zweifel. Es hat etwas Verführerisches und auf den ersten Blick könnte man davon fascinirt werden. Aber wenn man näher zusieht, so zeigt es sich, daß alles nur trügerischer Schein ist. Es ist nämlich klar, daß, um erfolgreich mit allen anderen concurriren zu können, es keineswegs auf die Betriebsamkeit, die Geschicklichkeit und den Fleiß der Einzelnen allein ankommt, sondern daß derjenige, der ein großes Kapital besitzt, schon dadurch allen anderen wirthschaftlich voraus ist, weil er durch sein Kapital in den Stand gesetzt ist, im Großbetrieb mit seinem Maschinenwesen alles schneller, großartiger und billiger zu liefern, als solches im Kleinbetriebe möglich ist. Mit der Maschine kann die geschickte Hand des Einzelnen nicht concurriren. Und die Maschine mit ihrem Großbetrieb befindet sich in den Händen des Kapitals. Es zieht sich also zuletzt aller wirthschaftliche Betrieb in den Händen des Kapitals zusammen.

Was ist aber die Folge davon? Keine andere, als diese, daß in der Wirklichkeit das Princip der freien Concurrenz in sein gerades Gegentheil umschlägt. Statt daß alle auf wirthschaftlichem Gebiete zu concurriren vermögen, wird vielmehr diese Concurrenz der großen Masse des arbeitenden Volkes unmöglich gemacht, und dieses folglich in den Dienst des großen Kapitals getrieben, weil es sich sonst wirthschaftlich nicht mehr halten könnte. Es muß somit mit unabweisbarer Nothwendigkeit dahin kommen, daß an die Stelle der wirthschaftlichen Freiheit, die in der freien Concurrenz ihren Ausdruck finden soll, für die große Masse des arbeitenden Volkes die wirthschaftliche Knechtschaft unter der absoluten Herrschaft des Kapitals tritt, das in verhältnißmäßig wenigen Händen sich concentrirt, von welchen aber die große Masse des Volkes wirthschaftlich vollständig unterjocht wird. Und diese Wirkung ist denn auch thatsächlich in der Gegenwart bereits eingetreten. Seitdem der liberalistische Geist das wirthschaftliche Leben in unserer modernen Gesellschaft vollständig durchdrungen hat, ist das Kapital herrschend geworden, während die große Masse des arbeitendeu Volkes immer mehr verarmt und zur Stufe des Proletariats herabsinkt.

Das kann aber nur zum Unheil der bürgerlichen Gesellschaft ausschlagen. Diese wird dadurch desorganisirt und in zwei Lager auseinander gerissen: in das der reichen, herrschenden Bourgeoisie und in das der besitzlosen, von dieser ganz abhängigen Arbeiter.

Es entsteht ein Riß, der sich nicht mehr schließen läßt und der zuletzt das ganze Gefüge der Gesellschaft sprengen muß.

Dies um so mehr, als der Liberalismus, weil er das wirthschaftliche Leben von der göttlichen Ordnung und dem Sittengesetze loslöst, auch kein ethisches Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer mehr annehmen, vielmehr dem Kapitalträger nach liberalistischen Grundsätzen der Arbeiter nur als ein lebendiges Arbeitswerkzeug gelten kann. Existirt nämlich zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer kein ethisches Verhältniß mehr, dann kann es nicht anders kommen, als daß das arbeitende Volk allmälig in ein gegensätzliches, feindliches Verhältniß zu den Kapitalträgern hineingetrieben, daß es mit Neid und Haß gegen die besitzende Klasse erfüllt wird und daß es den Augenblick herbeisehnt, wo es mit elementarer Wucht über das Kapital herfallen und sich an die reiche Tafel setzen kann, die bisher ausschließlich von den Kapitalträgern besetzt war. Diese Sehnsucht muß um so mehr sich steigern, je mehr durch den Einfluß des liberalistischen Geistes auch in den Arbeitermassen die Ansicht sich festsetzt, daß im Gebiete des wirthschaftlichen Lebens überhaupt keine höhere sittliche Ordnung, kein höheres sittliches Gesetz maßgebend sei, wie ja das Verhalten der „oberen Zehntausend“ beweise. Nur der christliche Geist kann die Arbeitermassen von der gewaltsamen Empörung gegen die liberalistische Ausbeutung und Expropriation noch zurückhalten: ist dieser verschwunden, dann bedarf es nur mehr einer günstigen Conjunctur und die Flamme der Zerstörung lodert auf und verbreitet allum Ruin und Verwüstung.

Das ist es, was die Gesellschaft von der liberalistischen Wirthschaftstheorie schließlich zu erwarten hat. Diese kann also nur zum Unheil und zum Verderben der Gesellschaft ausschlagen. Das Wetterleuchten der kommenden Katastrophe haben wir bereits vor Augen; hoffen wir, daß der christliche Geist dem liberalistischen gegenüber sich wiederum neu belebe und die drohende Katastrophe abwende!

XIII.

Der moderne Liberalismus und die Kirche.

Die bisherigen Ausführungen haben zur Genüge erwiesen, daß Christenthum und Liberalismus, wie wir gleich anfangs bemerkt haben, in der That im schärfsten Gegensatze zu einander stehen und daß zwischen beiden keine Versöhnung möglich sei. Das

Gleiche gilt daher auch von dem Verhältnisse des Liberalismus zu der Kirche als der Trägerin und Vertreterin des Christenthums. Deshalb verfolgt er die Kirche mit unversöhnlicher Abneigung, mit unversöhnlichem Hasse. Er erkennt in ihr seinen gefährlichsten, ja einzigen Gegner, und als solchen behandelt er sie. Er sucht die Kirche nicht bloß, wie wir bisher gesehen, aus allen Gebieten menschheitlichen Lebens hinauszudrängen, sondern er tritt gegen sie auch positiv in Kampf, und zwar in einen Kampf auf Leben und Tod. Er sucht die Kirche überhaupt zu vernichten, um auf den Trümmern derselben seine Siegesfahne aufzupflanzen und die unbedingte Herrschaft über das Menschengeschlecht zu erringen.

Was aber die Mittel zu diesem Zwecke oder vielmehr die Wege betrifft, welche zu diesem Zwecke einzuschlagen seien, so sind hierin die liberalistischen Wortführer nicht Einer Meinung. Sie gehen nämlich in zwei Hauptrichtungen auseinander.

Die Einen wollen die Trennung von Kirche und Staat. Sie stellen nämlich den Satz auf, daß Kirche und Staat sich gegenseitig gar nichts angehen. Der Staat habe sich nicht um die Kirche und die Kirche sich nicht um den Staat zu kümmern. Der Staat ist als solcher genommen religionslos, d. h. er bekennt sich zu keiner bestimmten Religion; ihm gelten alle religiösen Bekenntnisse und Gemeinschaften gleich; er ignorirt sie sämmtlich und hat daher in seiner Gesetzgebung und in seiner Verwaltung die Grundsätze derselben in keiner Weise zu respectiren. Das gilt daher auch von der Kirche. Diese ist ihm ebenso gleichgiltig, wie die übrigen religiösen Bekenntnisse. Und darum kann sie auch nicht den Anspruch erheben, daß der Staat in seinen Gesetzen und Anordnungen nicht in Widerspruch mit ihrer Glaubens- und Sittenlehre trete. Durch diese „Trennung von Kirche und Staat" verliere, so meint der Liberalismus, die Kirche ihren Rückhalt im Staate und werde daher, so hofft er, mit der Zeit ganz von selbst absterben.

Die anderen dagegen wollen die Unterjochung der Kirche unter den Staat. Nach dieser Doctrin soll die Kirche der politischen, der staatlichen Gewalt unterworfen werden, so daß sie nur als ein Zweiginstitut der staatlichen Organisation, als eine Sparte der höheren Polizei erscheint. Und da dieses nicht möglich ist, so lange eine selbstständige kirchliche Autorität besteht, so müssen die Landeskirchen von der höchsten kirchlichen Autorität losgelöst und zu Nationalkirchen umgestaltet werden, in welchen die kirchliche von der poli-

tischen Gewalt aufgesaugt wird, der „Cäsar“ zugleich „Papst“ ist = Cäsaropapismus. Sei einmal die Kirche in solche, der höchsten kirchlichen Autorität gegenüber selbstständige Nationalkirchen zerspalten, so sei es um deren Einheit sowohl im Haupte, als auch im Glauben, im Cultus und der Sittenlehre geschehen, und der gänzliche Untergang der bisherigen christlichen Kirche sei dann besiegelt.

Gewiß! dieser letztere Plan ist schlauer angelegt, als der erstere. Das Princip der Trennung des Staates und der Kirche ist vom christlichen Standpunkte auch als Princip zurückzuweisen; denn da nicht bloß die Kirche, sondern auch der Staat in seiner Weise eine göttliche Ordnung ist, so kann zwischen ihnen nicht eine absolute Trennung stattfinden, so daß zwischen beiden gar kein Berührungspunkt stattfände. Aber wenn nun doch einmal der Staat seine Trennung von der Kirche zum Princip erhebt, so geht deshalb die Kirche nicht unter; die Kirche erhält sich aus eigener Kraft: die Stütze des Staates ist für sie nicht unbedingt nothwendig. Wir sehen das beispielsweise in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo der Staat von der Kirche gänzlich getrennt ist, die Kirche aber doch besteht, ja sogar sich wohl befindet, ihre Organisation immer mehr vervollkommnet und, was die Anzahl ihrer Mitglieder betrifft, immer mehr wächst und sich ausbreitet.

Anders würde es freilich sein, wenn es den cäsaropapistischen Gelüsten des modernen Liberalismus je gelingen könnte, die Kirche der freien Bewegung zu berauben und sie unter das Joch des Staates zu beugen. Damit würde in der That deren Einheit zerrissen und damit würde sie aufhören, als Kirche Christi zu existiren. Die einzelnen Landeskirchen würden auf das Niveau der von der Kirche getrennten Secten herabsinken und, wie diese, in Dogmen, Cultus und Sittenlehre mit der Zeit weit auseinander gehen. Um das Christenthum wäre es überhaupt geschehen. Aber dieser Plan wird eben nie durchgeführt werden können; dafür ist gesorgt. Man hat es in neuerer Zeit mit Aufwand aller staatlichen Zwangsmittel versucht; der Versuch ist aber gescheitert. Die übernatürliche Kraft, welche der Kirche beiwohnt zum Zwecke der Aufrechthaltung ihrer Freiheit, hat eben der moderne Liberalismus nicht in Anschlag gebracht, und darum ist er nicht zum Ziele gelangt und wird dieses sein Ziel auch nicht erreichen.

XIV.

Der moderne Liberalismus und das Staatsschulmonopol.

Es greift jedoch der moderne Liberalismus auch noch zu anderen Mitteln, um der Kirche den Todesstoß zu versetzen. Dazu gehört zunächst das Staatsschulmonopol und der Staatsschulzwang — die Negation der Unterrichtsfreiheit.

Wir haben schon gesehen, daß der Liberalismus die Tendenz verfolgt, die Schule zu entchristlichen und sie auf den Standpunkt der Religionslosigkeit zu stellen; denn nur auf diesem Wege glaubt er seine Principien im Volksbewußtsein zur unbedingten Herrschaft bringen zu können. Er sieht aber wohl, daß das nicht ausreiche. So lange nämlich die Unterrichtsfreiheit gewahrt bleibt, kann immer auch die Kirche von dem ihr von Natur aus zukommenden Rechte Gebrauch machen, eigene Schule zu begründen, in welchen die christliche Jugend im christlichen Geiste gebildet und erzogen werden kann. Darum geht der Liberalismus zuletzt dazu fort, die Unterrichtsfreiheit aufzuheben, der Kirche das Recht, eigene, freie Schulen zu begründen, abzusprechen und dem Staate allein das Recht zuzutheilen, Schulen zu errichten, so zwar, daß die Eltern gezwungen werden, ihre Kinder in diese und nur in diese Schulen zu schicken — das Staatsschulmonopol und der Staatsschulzwang. Es ist dabei natürlich vorausgesetzt, daß die liberalistischen Principien im Staate herrschen, so daß also der Staat für ihn nur als das Werkzeug gilt, um die Jugend in den Staatsschulen im liberalistischen Geiste zu erziehen.

Durch dieses Staatsschulmonopol mit seinem Staatsschulzwange glaubt der moderne Liberalismus der Kirche allen Einfluß auf die Erziehung der Jugend abgeschnitten zu haben. Sie steht nun gewissermaßen in der Luft; sie kann die christliche Lehre und den christlichen Geist dem Volke nicht mehr einflößen; das Volk ist ihrem Einflusse entzogen und so kann sie sich nicht mehr halten; sie muß allmälig untergehen.

Man bemerke, wie hier der Haß gegen die Kirche den modernen Liberalismus ganz aus der Rolle fallen läßt. Er weiß so viel zu sprechen von der „Freiheit", die auf allen Gebieten des Lebens herrschen soll, namentlich auch von der Lehrfreiheit, kraft deren jeder lehren könne, was er wolle. Hier aber vertritt er der Kirche gegenüber den finstersten, rücksichtslosesten Zwang. Die Kirche soll allein keine Lehrfreiheit haben; die Schule wird vollständig dem

Staate ausgeliefert; die Eltern sollen gezwungen werden, ihre Kinder der Staatsschule und nur dieser zu überantworten. Es ist der crasseste Despotismus, der mit diesem Staatsschulmonopol und seinem Staatsschulzwange proclamirt wird. Das natürliche Recht der Eltern, ihre Kinder unterrichten zu lassen, wie sie wollen, die persönliche Freiheit, seine Bildung da zu suchen, wo jeder selbst will — alles wird negirt, um die eigenen Bestrebungen um jeden Preis durchzusetzen. Ein klarer Beweis, daß es dem Liberalismus nur darum zu thun sei, unter dem schillernden Aushängeschild der unbedingten Freiheit auf allen Gebieten seine eigene Herrschaft zu sichern.

Wir würden an gar kein Ende kommen, wollten wir alles aufführen, was der moderne Liberalismus schon an Schädigung der Kirche und Untergrabung des kirchlichen Lebens geleistet hat. Alles zu dem Zwecke, um der Kirche den Boden ihrer freien Entfaltung zu entziehen. Er ist ein abgesagter Feind der Orden und des Ordenslebens in der Kirche und sucht die kirchlichen Orden überall zu beseitigen, namentlich wenn sie auf wissenschaftlichem Gebiete in Opposition mit der herrschenden Richtung zu treten sich unterfangen. Er scheut sich nicht, in das Eigenthumsrecht der Kirche einzugreifen, die sog. Güter der todten Hand den kirchlichen Corporationen gewaltsam zu entziehen und sie für den Staat in Beschlag zu nehmen. Wie groß war der Jubel auf der ganzen liberalen Linie, als dem Papste der Kirchenstaat durch rechtlose Gewalt geraubt und dessen Regierung von der Revolution usurpirt wurde! Man glaubte dadurch die Kirche in ihrem Mittelpunkte zu treffen und hoffte, sie dadurch unheilbar zu schädigen. Kurz, es ist dem modernen Liberalismus jedes Mittel recht, wenn es nur irgendwie geeigenschaftet ist, die Kirche aus den Angeln zu heben und die Entfaltung ihrer Wirksamkeit zu behindern. Seine Abneigung gegen Kirche und kirchliches Leben ist unüberwindlich.

XV.

Der moderne Liberalismus ein Kind der französischen Revolution.

Der moderne Liberalismus, dessen Doctrin wir im Bisherigen auseinander gesetzt haben, ist nicht neueren Datums. Sein Stammbaum reicht bis in's sechzehnte Jahrhundert zurück. Damals wurde die Fahne der Empörung zunächst gegen die kirchliche Ordnung aufgepflanzt. Man wollte deren gottverliehene Autorität in geistlichen Dingen, in Lehre, Cultus und Disciplin nicht mehr anerkennen. Man wollte ein Christenthum außer der alten, bestehenden

Kirche und gründete selbes auf die hl. Schrift allein, die man aber der freien Auslegung jedes Einzelnen anheimgab. Das war der erste Schritt.

Bald aber genügte auch das nicht mehr. Man ging von der Auflehnung gegen die Kirche fort zur Auflehnung gegen die göttliche Ordnung selbst, wie sie im Christenthum repräsentirt und verwirklicht ist, und suchte dieselbe abzuschütteln.

Auf religiösem Gebiete bildete sich der sog. religiöse Naturalismus aus, welcher das Christenthum als übernatürliche, geoffenbarte Religion nicht mehr anerkannte, die übernatürliche Offenbarung überhaupt leugnete und an die Stelle des Christenthums die sog. Naturreligion setzte. Diese Richtung hatte bekanntlich ihre Wiege in England und pflanzte sich von da nach Frankreich und Deutschland herüber. Dieses Princip der Naturreligion ließ sich aber wiederum nicht aufrecht erhalten, weil Niemand mit Bestimmtheit zu sagen wußte, worin denn die natürliche religiöse Ordnung bestehe und welches denn der wahre Inhalt der natürlichen Religion sei. So kam es, daß die weitere Entwickelung des Princips der Naturreligion zuletzt in England im Deismus und Skepticismus und in Frankreich im Atheismus versickerte.

Auf politischem Gebiete entwickelte sich ferner in Folge des Abfalles von der positiv christlichen Weltanschauung die Theorie der Volkssouveränetät mit allen daran sich anknüpfenden Folgesätzen. Es war J. J. Rousseau, welcher derselben in seinem „Contract social" ihren vollen Ausdruck gab, nachdem sie schon vorher war eingeleitet worden. Damit war auch das politische Leben der Völker der christlichen Ordnung entrückt und auf sich allein gestellt.

Auf wirthschaftlichem Gebiete entwickelte sich allmälig das sog. Industriesystem, vorzugsweise vertreten von Adam Smith, Leo Say, Ricardo, Malthus u. a. In diesem Industriesysteme waren die Grundlinien zu einer Wirthschaftslehre gezeichnet, welche allein auf dem Individualismus beruht, für das Individuum nur sein eigenes Interesse als maßgebend in seiner wirthschaftlichen Thätigkeit gelten läßt und ihm in dieser Richtung volle und unbedingte Freiheit gewährt.

So kam es denn allmälig dahin, daß man in allen Gebieten menschheitlichen Lebens den Menschen von der göttlichen Ordnung loslöste und ihm unbedingte Autonomie und unbeschränkte Freiheit zuschrieb. In Deutschland war es Kant, welcher dieses Princip der Autonomie zuerst formell aussprach und philosophisch durchzuführen suchte.

Man stand jedoch immer noch mehr oder weniger auf dem Boden der bloßen Theorie. Da kam nun aber die französische Revolution. Durch sie wurden die Lehren, die bisher gepredigt worden, in die Wirklichkeit eingeführt und gewannen Fleisch und Blut. Die ganze bisher bestehende Ordnung wurde unter Strömen von Blut umgestürzt und die unbedingte Autonomie und Freiheit der Menschen proclamirt. Zu welch furchtbarem Ungethüm diese Autonomie und Freiheit sich ausgestaltet habe, ist bekannt. Niemand war mehr seines Lebens sicher; ein unbedachtes Wort konnte jeden auf das Blutgerüst bringen; selbst jene, welche auf dem Wege des Terrorismus der schrecklichsten Art das Princip der Autonomie und Freiheit den Menschen aufzwingen wollten, wurden von den Wogen der Revolution verschlungen und fielen als Opfer der allgemeinen Autonomie und Freiheit.

Diese französische Revolution nun ist es zunächst, von welcher der moderne Liberalismus seinen Ausgang genommen hat. Es sind „die Principien von 1789", auf denen er steht und die er durchzuführen sucht. Dies bekennt er selbst. Die Principien von 1789 sind für ihn maßgebend in allen seinen Bestrebungen, in all seiner Thätigkeit. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts mußte er noch gemäßigter und vorsichtiger zu Werke gehen, weil auf den Ruinen, welche die Revolution aufgehäuft hatte, eine Art Fürstenabsolutismus etablirt worden war, der mit ausgebreiteten Polizeimaßregeln die liberalistischen Regungen im Schach zu halten suchte. Seitdem aber sind die Hindernisse gefallen, und in dem Maße, als sie fielen, ist auch der Liberalismus mit seiner alten Gewaltthätigkeit wieder hervorgetreten und sucht sich in allen Gebieten des Lebens zur Herrschaft emporzuschwingen. Namentlich bedient er sich der Gesetzgebung, um seine Grundsätze in das Volksleben einzuführen. Wie sehr die Gesellschaft darunter leidet ist bekannt.

Aber wie überhaupt das Böse nur wieder Böses erzeugt, so hat sich aus dem Liberalismus im Fortgange der Zeit eine Richtung entwickelt, welche Consequenzen aus der liberalistischen Doctrin zieht, die der Liberalismus nicht anerkennen will, die aber in Wahrheit doch in ihm liegen. Es ist der Socialismus.

XVI.

Der Socialismus ein Kind des modernen Liberalismus.

Der Socialismus steht ganz und voll auf den Schultern des Liberalismus. Er anerkennt gleichfalls keine über den Menschen

stehende göttliche Ordnung; er steht gleichfalls auf dem Boden des Atheismus und hat in dieser Richtung das vor dem Liberalismus voraus, daß er seinen atheistischen Standpunkt nicht zu verschleiern sucht, sondern frank und frei sich zum Atheismus bekennt, ja sich desselben rühmt. Er anerkennt gleichfalls im politischen Gebiete keine Autorität und theilt die Souveränetät, wenn von einer solchen überhaupt noch die Rede sein soll, der Gesellschaft zu. Kurz, er hat alle Lehrsätze mit dem Liberalismus gemein. Nur im wirthschaftlichen Gebiete lehnt er sich gegen seinen Erzeuger auf, insofern er ihm vorwirft, daß er auf diesem Gebiete aus Eigennutz und Selbstsucht auf halbem Wege stehen geblieben sei.

Der Socialismus schließt nämlich, und zwar mit Recht, folgendermaßen: Wenn es keinen Gott, keine göttliche Ordnung und kein göttliches Gesetz gibt, wie ihr ja selbst zugesteht, dann hat auch das Eigenthum den Boden verloren, auf welchem es steht. Alles ist Gemeingut und keiner kann berechtigt sein, etwas aus diesem Gemeingute für sich allein als Eigenthum in Anspruch zu nehmen oder gar ungezählte Reichthümer aufzuhäufen und andere zu diesem Zwecke auszubeuten und zu expropriiren, wie ihr es thut. Ihr müßt daher auf euer unrechtmäßiges Eigenthum verzichten; es darf kein Privateigenthum mehr geben, sondern bloß Gesellschaftseigenthum. Auch die Privatproduction, welche für euch eine Quelle des Reichthums ist, muß aufhören und in genossenschaftliche Production übergehen. Ebenso die Lohnarbeit; Niemand darf sich mehr der Lohnarbeit anderer zu seinem Vortheile bedienen und selbst nicht arbeiten. Es muß jeder arbeiten, aber genossenschaftlich, so daß die Früchte und Producte der Arbeit nicht einem, sondern allen zugleich zu gute kommen.

Was will der Liberalismus gegen diese Argumentation des Socialismus einwenden? Wer folgerichtig denken will, muß dem Socialismus Recht geben. Der Liberalismus hat die Principien aufgestellt: der Socialismus nimmt diese Principien an und führt sie zu den äußersten Consequenzen fort. Wie mag der Liberalismus die Socialisten darüber tadeln! Aber freilich, das capitalistische Interesse ist es, welches den Liberalismus nöthigt, den Socialismus von sich abzuschütteln. Dieser hängt sich jedoch zähe an dessen Rockschöße und jener kann ihn nicht los werden. Das Lächerlichste dabei ist, daß der moderne Liberalismus sich die Kraft und die Aufgabe zuschreibt, als staatserhaltendes Princip den Socialismus aus dem Felde zu schlagen. Er hat in Wahrheit dazu absolut

keine Macht: denn wer die Principien zugegeben, der ist unfähig, die daraus folgenden Consequenzen todt zu schlagen. Im Gegentheil, der Liberalismus kann nach natürlicher Logik nur gewärtigen, zuletzt vom Socialismus verschlungen zu werden.

Nur das christliche Princip, nur die christliche Weltanschauung ist im Stande, den Socialismus aus den Angeln zu heben. Und darum wird das Christenthum von der socialistischen Partei mit dem gleichen intensiven Hasse verfolgt, wie von der liberalistischen. Wie der Vater, so der Sohn. Deshalb richtet sich denn auch im Interesse der Rettung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft an alle Vertreter des christlichen Gedankens und der christlichen Weltanschauung die Aufforderung, energisch gegen die socialistischen Lehren vorzugehen.

Das würde aber wiederum nicht zum Ziele führen, wenn man nicht zuvor mit noch größerer Energie gegen die liberalistischen Lehren vorgehen würde. Denn der Liberalismus ist die Wurzel, aus welcher der Socialismus emporwächst, und wenn daher nicht an die Wurzel die Axt gelegt wird, so wird auch der Baum, der daraus hervorgegangen ist, nicht zum Absterben gebracht werden können. Es hat nicht an solchen gefehlt, welche glaubten, man könne vom christlichen Standpunkte aus mit dem Liberalismus pactiren, man könne die liberalistischen Principien mit den christlichen in einer gewissen Weise und in einem gewissen Grade verschmelzen und damit einen „liberalen Katholicismus“ schaffen, in welchem eine Versöhnung zwischen dem Christenthum mit dem Liberalismus sich bewerkstelligen lasse. Das ist ein großer, weittragender Irrthum. Denn die Principien des Liberalismus stehen, wie wir gesehen, in directem Widerspruch mit den christlichen Grundsätzen; sie verhalten sich, um es nochmal zu wiederholen, zu einander wie Feuer und Wasser, und da ist jede „Versöhnung“ unmöglich. Es ist daher nicht zu wundern, wenn von Seite der kirchlichen Autorität die Tendenzen jenes „liberalen Katholicismus“ energisch zurückgewiesen worden sind.

Wer das christliche Princip vertritt, der hat den Kampf aufzunehmen zuerst gegen den Liberalismus, weil dieser der Vater der Principien ist, die dem Socialismus zu Grunde liegen; nur unter dieser Voraussetzung kann dann auch der Socialismus mit Erfolg bekämpft werden.

Die moderne Literatur und ihre Gefahren.

Von
Raymund von Fugger,
Päpstlicher Geheimkämmerer.

I.

Immer gebieterischer wird angesichts der Verheerungen, welche die schlechte Literatur angerichtet hat, die Pflicht, ihrer Zerstörungsarbeit Einhalt zu thun. Eine unübersehbare Menge von Giftstoff dringt heutzutage in Folge der Lesewut in alle Schichten der Gesellschaft ein. Weitaus der größte Teil moderner Literaturerzeugnisse ist ungesund, krank durch Grundsatzlosigkeit, krank durch Gottentfremdung, krank durch offenen Unglauben.

Wenn die Sozialreform den Kardinalpunkt für die gedeihliche Entwickelung unseres Vaterlandes bildet, dann ist vor allem auch eine Reform erforderlich in der Literatur, deren moderne Erscheinungen eine tiefgehende Wunde am sozialen Körper des Staates sind und zu den Faktoren des sozialen Unglücks der Völker gehören.

Die *soziale* Frage steht heutigen Tags im Vordergrund der Erörterungen. Das unheimliche Anwachsen des Sozialismus hat die Gesellschaft zu ernstem Nachdenken geführt. Man hat einsehen gelernt, daß der Sozialismus eine Krankheitserscheinung ist. Man hat sich vielfach mit Beantwortung der Frage beschäftigt, *woher* diese Erscheinung rühre, was dieselbe verursacht habe. Nicht nur die Magenfrage, nicht nur die sozialen Gegensätze von „Arm und Reich“, haben die so brennend gewordene Frage gezeitigt, hauptsächlich der Abfall vom Christentum und von der praktischen Betätigung seiner versöhnlichen Grundsätze, und zwar von „*Oben nach Unten*“, trägt Schuld daran. Die gottentfremdende Wissenschaft und ihre Popularisirung sind eine Hauptquelle des Umsturzes und des Verderbens. Es wäre irrig, wollte man glauben, daß Umsturzbestrebungen einzig und allein in den Kreisen des arbeitenden

Volkes heimisch seien. Wir haben vornehmlich mit Umsturzbestrebungen von Oben zu rechnen.

Die atheistische Wissenschaft, die Wissenschaft ohne den Glauben an das Dasein eines lebendigen Gottes, ist der **Sitz des Übels**. Die antichristlichen Professoren auf den Hochschulen sind die Fahnenträger und Herolde der sozialen Umsturz-Bestrebungen, sie liefern die angeblich wissenschaftliche Unterlage der Theorien, welche von den Gegnern unserer christlichen Gesellschaftsordnung unter den breiten Massen des Volkes praktisch ausgebeutet werden. Liberale Professoren haben den Unglauben ins Volk getragen und das Feld für die sozialistische und anarchistische Saat zubereitet.

Schädlich wirkt es vielfach, daß so viele Vertreter der akademischen Wissenschaften die tiefsten metaphysischen Fragen, über Gott, die Welt und den Menschen, völlig beiseite legen, völlig auf sich beruhen lassen, mit andern Worten, daß die Spezialwissenschaften nicht mehr auf einer soliden christlichen Philosophie sich aufbauen.

Denken wir nur an die moderne Rechtswissenschaft, an die moderne Medizin. Aber noch viel verderblicher ist es, wenn direkt Unglaube und Gottlosigkeit von den Kathedern herab gelehrt wird und von hier durch die Literatur in die großen Schichten der Bevölkerung dringt. Dieser Anschauung gaben auch die preußischen Bischöfe unterm 22. August 1894 in ihrer an den damaligen Kanzler des deutschen Reiches Grafen von Caprivi gerichteten Vorstellung deutlichen Ausdruck.

Wir entnehmen diesem beachtenswerten Schriftstück folgende Sätze.

„Die Vergiftung der Volksseele durch falsche Lehren gleicht dem Laufe der Seuchen. Es ist keine Schulweisheit so hoch und so fein, daß sie nicht in alle Gesellschaftsschichten allmählich hineinsickert, nachdem sie einmal Eigentum der gelehrten und gebildeten Kreise geworden ist. Gerade die Halbbildung ist für die Ausstrahlungen des Freidenkertums besonders empfänglich und andererseits nach dem wohlfeilen Ruhme begierig, unter den Massen im Aufklärungslichte zu glänzen. Ein ganzes Heer von unter ihrem Einfluß stehenden Literaten ist rastlos bemüht, unter Berufung auf die neuere Wissenschaft und deren angeblich sichere Forschungsergebnisse die vollständige Entchristlichung und Entsittlichung unseres deutschen Volkes herbeizuführen.

Die Denkrichtung, in der wir einen Hauptanstoß zu diesem hassenswürdigen Treiben erblicken, steht unter dem Zeichen des **Positivismus** und des **Materialismus**, die in inniger

Verbrüderung zusammenarbeiten, um die christliche, überhaupt jede religiöse Weltansicht zu verachten.

Die positivistisch-materialistische Zeitströmung hat seuchenartig alle Forschungsgebiete ergriffen. Vor allem haben wir deren unheilvollen Einfluß auf die Sitten- und Erziehungs-Wissenschaft zu beklagen. Der Positivismus erklärt das Sittliche als eine reinmenschliche Erfindung und Einrichtung, als das veränderliche Erzeugnis der Geschichte, und lehrt die unabhängige, d. i. religionslose oder reinweltliche Moral. Die positivistischen Anschauungen und Bestrebungen finden eine eifrige Verbreitung durch die aus Amerika eingeführten „Gesellschaften für ethische Kultur", die unter dem fadenscheinigen Deckmantel religiöser Duldsamkeit ihren Haß gegen das Christentum zu verbergen suchen. Die Wortführer dieser Bewegung, an erster Stelle Universitätsprofessoren, verlangen die Einführung der religionslosen Sittenlehre in die deutsche Volksschule. Manche Lehrervereine und ein sehr bedeutender Teil der Lehrerpresse stellen recht aufdringlich dasselbe Ansinnen."

Wer weiß nicht, welche bedenkliche Auswüchse die Wissenschaften, namentlich auf dem Gebiete der so sehr bevorzugten Naturforschung gezeitigt haben. Es werden mehrfach Lehren als sicheres Ergebnis der Wissenschaft gepriesen, deren praktische Anwendung auf das Leben jede staatliche Ordnung in Frage stellt. Wenn ein Mann aus dem Volke dieselben Äußerungen in unwissenschaftlicher derber Form macht, welche in seinen Vorträgen und in seinen Schriften so mancher deutsche Universitätsprofessor über den persönlichen Gott, die Weltschöpfung, die Offenbarung von sich giebt, dann wird dieser einfache Mann von der Strenge des Gesetzes getroffen, so wird er wegen Gotteslästerung bestraft. Und derselbe Staat sieht kühl lächelnd zu, wie solche verderbliche Lehren, wie Haß und Verachtung gegen die Religion in die Herzen der akademischen Jugend gesät werden von Lehrern, die der Staat anstellt und besoldet.

Welch ein Gegensatz! — Bei den heidnischen Griechen war auf die Verführung der Jugend die Todesstrafe durch den Giftbecher gesetzt, während heutzutage ein solcher Verführer in seinen Angriffen gegen Religion und Sitte durch den Freibrief schrankenloser Lehr- und Schreibefreiheit geschützt ist. Für diese Behauptung haben die Debatten in der verflossenen Session des bayerischen Landtages in der II. Kammer interessante Illustrationen geliefert. Sogar der Kultusminister von Landmann mußte zugeben, daß die Lehrfreiheit auf den Universitäten Auswüchse und

Mißstände gezeitigt habe, insbesondere den großen Mißstand, daß unreife, unausgegorene wissenschaftliche Hypothesen als feststehende Wahrheiten vorgetragen würden und vorgetragen werden könnten, und daß deshalb anzuerkennen sei, daß die Lehrfreiheit ihre Grenzen haben müsse.

Der krasseste Sensualismus, d. h. jene Weltanschauung, welche die Sinnesthätigkeit als einzige Erkenntnisquelle ansicht und nur gelten läßt, was durch die Sinne faßbar ist, hat seine Vertreter. Selbst der als verdienstvoller Sprachforscher bekannte Max Müller geht soweit im Sensualismus, daß er sagen kann: „Das Organ des Wissens bleibt überall dasselbe. Nur daß es in Tieren, welche fünf Sinne haben, höher entwickelt ist als in Tieren, welche nur einen Sinn haben, und ebenso höher entwickelt im Menschen." Mit Recht nennt der gelehrte Jesuitenpater Tilmann Pesch in seinem berühmten Werke „Die großen Welträtsel" I. Band, S. 474 Max Müller einen philosophischen Struwelpeter. Möchten die falschen Theorien des Sensualismus auf die breiten Massen des Volkes nicht verderblicher wirken als die Wunderlichkeiten eines Struwelpeters!

J. St. Mill erklärt, daß dem Unsterblichkeitsglauben jeder Wert abzusprechen sei. Er meint es sei erträglich, sogar tröstlich, zu denken, daß man nicht in alle Ewigkeit an eine Existenz gekettet sei. Noch drastischer wird meine Behauptung ins rechte Licht gesetzt durch folgende Stelle aus Brehms Tierleben (I. Band, 2. Aufl. Seite 39): „Auch der Mensch ist nichts anderes als ein Erzeugnis seiner Erziehung, nicht aber ein Mittelding zwischen Gott und Vieh, wie unsere Pfaffen und Rückschrittler heutigen Tags noch behaupten". Wer ist der Mann der das zu schreiben wagt? Es ist der so verhimmelte Naturforscher und Prinzenlehrer Brehm, Ritter hoher Orden, Mitglied zahlloser gelehrter Gesellschaften, ein Apostel neuester Wissenschaft, Aufklärung und — Rohheit möchte ich beifügen. Dutzendweise könnte ich solche Belege anführen, doch ich glaube, daß diese vollauf genügen.

Nur noch ein Wort über die sog. populär-wissenschaftlichen Schriften, namentlich über solche naturwissenschaftlichen Inhalts. Oberflächlichkeit und Dreistigkeit reichen sich hier die Hand. In der Einleitung wird die Gründlichkeit der modernen Forschung dargethan und das Endresultat lautet: „Glaube und modernes Wissen sind unvereinbar." Also wähle zwischen beiden. Es ist ein arger Mißbrauch, der in solchen Schriften mit

dem Worte „wissenschaftlich" getrieben wird. Sie enthalten meistens ein Gemisch von erlogenen und wahren, von unsicheren und von erwiesenen naturwissenschaftlichen Sätzen. Darauf werden dann die Angriffe gegen die Weltschöpfung, die Offenbarung, gegen die hl. Schrift gestützt. Es wäre eine Ehrensache der echten und ernsten Wissenschaft gegen eine solche Art der Popularisirung der Wissenschaft energisch zu protestiren. Durch Schriften der ebengeschilderten Gattung hat sich der mehr berüchtigte als berühmte Affenprofessor Häckel in Jena ein gut Stück seiner fragwürdigen Berühmtheit erworben. Häckels Schriften strotzen von gehässigen und gemeinen Stellen, die dem religiösen Empfinden, wie dem sittlichen Zartgefühl förmliche Faustschläge versetzen.[1])

Herr Häckel ist das Urbild eines modernen Gelehrten. Er weiß alles, auch in Sachen, in denen die Koryphäen der Wissenschaft bescheiden ihre Unwissenheit eingestehen. „Wir wissen", schreibt er, „daß die organische Welt sich kontinuirlich aus der unorganischen entwickelt hat. Wir wissen, daß alle Tiere und Pflanzen nur Arten und Zweige eines Stammbaumes sind; wir wissen, daß das Menschengeschlecht selbst nur einen der jüngsten Sprossen am Stamme der Wirbeltiere bildet." Es sollte uns wundern, wenn es dem wirbeltierischen Verfasser bei Entdeckung solcher Geheimnisse noch nicht ergangen ist, wie einem modernen Professor, der seinem Kollegen nach Veröffentlichung einer Schrift ähnlichen Kalibers geschrieben haben soll: „Lieber Freund! Wenn man Dein Buch liest, bekommt man wahrhaft Lust auf allen Vieren zu kriechen." Doch Scherz bei Seite! verehrter Leser, liegt nicht in solchen Äußerungen der Umsturz unserer ganzen bisherigen Welt- und Gesellschaftsordnung? Wir haben hier nur noch die Wahl zwischen dem Schöpfungsglauben und der Entwickelungslehre des Darwinismus. Ist die Ansicht der modernen gottentfremdeten Wissenschaft richtig, dann allerdings ist unsere ganze sittliche, soziale und staatliche Ordnung falsch. Hat die glaubensfeindliche und glaubenslose Wissenschaft Recht, was brauchen wir dann noch göttliche Forderungen, göttliche Gebote anzuerkennen und zu beobachten? Wozu nützen uns denn dann die Tugenden der Gerechtigkeit, der Selbstverleugnung, der Aufopferung, der Treue? Wer will es den Sozialdemokraten

[1]) Die im Verlag der Germania in Berlin erschienene Flugschrift „zur Wehr und Lehr" No. 97 mit dem Titel: Darwinismus und Sozialdemokratie, Häckel und der Umsturz, hat die „Gelehrsamkeit" und die „feinen Manieren" dieses Herrn in das gehörige Licht gestellt.



verübeln, wenn sie diese Errungenschaften des modernen Heidentums für sich in Anspruch nehmen und daraus die practischen Schlußfolgerungen ziehen? Mit vollem Rechte wies der Abgeordnete Bebel im Reichstage darauf hin, daß Atheismus, Materialismus, Antichristentum nicht den Köpfen der Arbeiter entsprungen sind, sondern der modernen Wissenschaft, daß man also auch diese und nicht die Arbeiter allein verantwortlich machen möge, wenn letztere nur die praktischen Konsequenzen aus jenen hochwissenschaftlichen Errungenschaften ziehen. „Was ich hier vorbringe", pflegt der Sozialisten-Apostel Dr. Rüdt zu erklären, „das haben mich die vom Staate gut bezahlten Professoren gelehrt, ich ziehe nur die Konsequenzen aus ihren Lehren und Grundsätzen." In sozialdemokratischen Kreisen wird in Tausenden von Exemplaren ein in Elberfeld gedrucktes Schriftchen verbreitet, betitelt „Glaube und Wissen." Dasselbe hat den ausgesprochenen Zweck, dem Volke die Religion zu nehmen. „Wir sind der Ansicht", heißt es im Vorwort, „daß der Gottesdienst, wie er in unserem Lande durch die Kapläne, Pastoren und Rabbiner u. s. w. gelehrt wird, auf die Dauer das Volk unglücklich macht, unglücklich infolge von Dummheit und Unwissenheit. Wir möchten das Volk nun gern glücklich sehen hier auf Erden, glücklich durch Verstand und Wissenschaft." In der That, die „Gelehrten" haben bei den Sozialdemokraten gute Schule gemacht. Weiter lesen wir Seite 13: „Wir müssen damit anfangen, mit fast allen Naturforschern unserer Zeit anzunehmen, daß die Menschen, so wie sie gegenwärtig sind, sich aus niedriger stehenden Tieren entwickelt haben." „Da so ziemlich alle Gelehrten sich über unsere Abstammung einig sind, so muß die alte „Dummheit" von der Erschaffung des Menschen über Bord geworfen werden."

Liegt in solchen Äußerungen populärer Schriften nicht der evidente Beweis, daß die glaubensfeindliche Wissenschaft mit ihrem bestialischen Materialismus, eine Wissenschaft, die den Menschen zum Tiere herabwürdigt und von dem Weibe als vom „menschlichen Muttertiere" spricht, thatsächlich staatsgefährlich ist?

Eine Fachzeitung, das von F. Mauthner herausgegebene, in Berlin erscheinende, Magazin für Literatur, liefert in No. 43, vom 24. Oktober 1891 den schlagenden Beweis dafür, daß der Umsturz nicht nur in Arbeiterkreisen, sondern auch in anderen Sphären gar bedenkliche Blüten treibt. In dieser wissenschaftlichen Revue gipfelt der Artikel: Kritik der zehn Gebote, in der

Erklärung: „Wir haben einfach zu konstatieren, daß der Dekalog nach der jetzigen wissenschaftlichen Erkenntnis nicht mehr haltbar ist. Mehr und mehr wird die Unhaltbarkeit desselben fühlbar werden, und wer nicht auf der jetzigen niederen Sittlichkeitsstufe stehen bleiben will, der muß sich mehr und mehr zu den ethischen Prinzipien bekennen, die auf der modernen Wissenschaft aufgebaut sind." Zur jetzigen niederen Sittlichkeitsstufe rechnet das Magazin vorab den Glauben an einen Gott, auf welchem das erste Gebot beruht. Das erste Gebot soll fürder lauten: „Du sollst der Menschheit dienen." In seiner alten Fassung ist es abgeschafft. Das zweite, dritte und vierte Gebot finden in der neuen Ethik keine Stätte mehr, ebenso das neunte und zehnte Gebot. Die übrigen erfahren eine gründliche Umformung. Das sechste insbesondere soll künftig heißen: „Du sollst geschlechtlich nur mit dem verkehren, den du liebst." Im weitern Verlaufe des Artikels werden vollends zügelloser Sinnenlust Thür und Thor geöffnet.

Ein anderes nicht minder betrübendes Beispiel für die Behandlung des Christentums seitens so mancher deutscher Schriftsteller ist der noch junge Maximilian Harden, der Herausgeber der „Zukunft", welcher sich gewohnheitsmäßig in frechen Gotteslästerungen ergeht.

Ein anderer Moderner, ein Hauptliebling der Damenwelt, Friedrich von Bodenstedt, besorgt das Geschäft, Glaube und Sitte, besonders den Glauben ans Jenseits zu verspotten, in schönen Versen. Es würde zu weit führen, wollte ich aus seinen Liedern des Mirza Schaffy, die in mehr als 100,000 Exemplaren in gebildeten Kreisen verbreitet sind und neben vielen falschen, auch manch echte Perle enthalten, Proben geben. In München erscheinen seit Anfang dieses Jahres zwei illustrierte Zeitschriften: Die Jugend und Simplizissimus. Beide sollen der Kunst und dem Leben, selbstredend nach modernster Auffassung dienen. Beide Zeitschriften bringen häufig geradezu schamlose Bilder, die lebhaft an gewisse Ausgeburten der modernsten naturalistischen Malerei erinnern, welche den Untergang der Kunst bezeichnen. Und mit diesen Illustrationen harmonirt der Text. Es kann vor beiden Schriften, welche thatsächlich der systematischen Verhöhnung der Religion und Sitte dienen, und für welche deshalb so viel Lärm in judenliberalen Blättern gemacht wird, nicht eindringlich genug gewarnt werden.

Es sei nur noch bemerkt, daß der Ton im „Simplizissimus“ roher und unflätiger ist, als in der „Jugend“.

II.

Wir kommen nunmehr zur modernen Roman- und Novellen-Literatur. Roman und Novelle sollen Erzeugnisse freundlicher Musen sein und durch ihre Anmut des Lebens Langweile kürzen helfen. Was haben die Modernen daraus gemacht? In naturalistischer, sinnlich behaglicher Schilderung wird aller Jammer des menschlichen Daseins breit getreten. Die Liederlichkeit und deren Vertreter, männlichen und weiblichen Geschlechtes, bilden den Knotenpunkt dieser meist schlüpferig geschriebenen Geschichten. Dazu kommt noch, daß die Welt, in welcher sich fast alle diese Romane abspielen, durchaus keine von christlichen Ideen erfüllte ist. Das darf auch von denjenigen der ersten Schriftsteller kühnlich behauptet werden. Es ist ein betrübendes Zeichen der Zeit, daß derartige Literatur eine so große Rolle spielt, nicht nur im gesellschaftlichen Verkehr, sondern auch in der Erziehung. Trotz ihrer Bekämpfung steigert sich die Romanproduktion von Jahr zu Jahr erheblich. Presse und Buchhandel fördern nach Kräften die fabrikmäßig betriebene Herstellung dieser sogenannten „schönen Literatur“, welche mit Vorliebe den Ehebruch verherrlicht. Es ist daher hohe Zeit, daß in gutgesinnten Blättern, in pädagogischen Schriften, in Versammlungen und Vereinen, bei Familien wie bei den Einzelnen, der Kampf gegen diese Literatur weit energischer als bisher geführt werde. In dem engbegrenzten Rahmen einer Broschüre kann ich selbstverständlich nur einzelne Roman- und Novellenschreiber in ihren Leistungen würdigen. Ich habe mich im verflossenen Winter bemüht, die Leistungen der Matadore auf diesem Gebiete kennen zu lernen. Das unerfreuliche Resultat meiner Bemühungen kann ich dahin zusammenfassen, daß ich sage, diese Herren arbeiten in erster Linie einträchtig und brüderlich an der traurigen Aufgabe, ihre Leser und Leserinnen mit Haß und Verachtung gegen alles das zu erfüllen, was katholisch ist oder mit katholischen Institutionen in Beziehung steht. Wir haben hier keineswegs die endlosen Kolportage-Romane obskurer Autoren im Auge — an dieser saubern Arbeit beteiligen sich Namen, welche in der modernen Literatur guten Klang haben. Hierher gehören die Herren Paul Heyse, Gregor Samarow, Konrad Ferdinand Meyer, Hans Hopfen, Felix Dahn, Ernst von Wildenbruch, Robert Byr, Hofrat Voß u. a. Um volle

Klarheit zu schaffen, will ich die Herren mit ihren eigenen Worten sprechen lassen. Die Geschichte der Kirche, das Papsttum, Bischöfe und Kardinäle, Mönche und Nonnen, der Weltklerus, die Ehelosigkeit der Priester, deren angebliche Sittenlosigkeit, ihre Geldgier, vor allem aber die Verruchtheit der Jesuiten, sind die ausgewählten Sujets für moderne Romane und Novellen. Heißblütige Schriftsteller und Schrifstellerinnen bemühen sich mit allem Aufwand ihrer unsaubern Phantasie Zerrbilder zu malen, welche den kulturkämpferischen Neigungen eines urteilslosen oder voreingenommenen Publikums schmeicheln. Daß diese Spekulation auf die Leidenschaft der Leser keine verfehlte ist, und daß die scharf gewürzte Art mancher dieser Gerichte noch immer dankbare Anerkennung und Würdigung in den Salons der modernen Lebewelt erfährt, darüber belehren uns die oft geradezu enormen buchhändlerischen Erfolge bei Werken dieser Art. Die Kritik trägt das Ihrige zur Verbreitung dieser Erzeugnisse eines fanatischen Katholikenhasses bei. Wir müssen eine doppelte Art der Kritik auseinander halten. Eine höhere, welche allenfallsige Mängel in der Charakterzeichnung und Schwächen in der Sprache rügt, aber mit Rücksicht auf die „gesunde Tendenz" diese Kleinigkeiten gütigst verziehen haben will. Die niedere, ich möchte eigentlich fast sagen kritiklose Kritik weiß nur zu loben ohne Einschränkung, und preist desgleichen vor allem die „gesunde Tendenz" und auch bei Gelegenheit die gesunde Sinnlichkeit. Diese „gesunde Tendenz" besteht vornehmlich darin, daß gewisse katholische Institutionen mit vielem Behagen in den Schmutz gezogen und zum Gaudium des halb gebildeten oder gebildet sein wollenden höheren Pöbels durch die Gosse geschleift werden; doch verbietet es der Anstand derartige Stellen im Wortlaut wiederzugeben.

Die Beicht und das Beichtgeheimnis werden von vielen modernen Autoren als Mittel hingestellt, durch welche sich die Priester die Herrschaft über die Herzen erringen und sich in Familienverhältnisse zu ihrem Vorteile einmischen können. Selten fehlt in derartigen Schriften der Hinweis, wie durch die Ohrenbeicht die Sittlichkeit gefährdet werde. Gregor Samarow, ein Mann, der Anspruch erhebt, ein ernster und vornehmer Schriftsteller zu sein, und der in den ersten Kreisen der Gesellschaft, früher wenigstens, mit Vorliebe kultivirt wurde, malt in seinem Zeitroman „Kreuz und Schwert" (Stuttgart 1875) diese Gefahr des nähern aus, indem er in einem gräflichen Hause die Tochter desselben — das Zimmer des Haus-

geistlichen betreten läßt, wo dann der wackere Priester, natürlich ein Jesuit, gewaltig mit der jungen Dame liebelt, sie küßt u. s. w. Derartige Leistungen habe ich zu Dutzenden gelesen.

Alle Schlechtigkeit, welche eine verkommene menschliche Phantasie auszusinnen vermag, wurde durch den so gefeierten Freimaurer-Schriftsteller Robert Byr in seinem Romane: „Erzherzog Karls Liebe, oder der Kampf um den Niederwald“ zu einem überaus wirkungsvollen und farbenglühenden Rundgemälde vereinigt. P. Kreiten hat seinerzeit in den „Stimmen aus Maria Laach“[1]) mit köstlichem Humor diesen Roman besprochen. Es hat den Anschein, als habe der Verfasser alle seine Vorgänger im Jesuitenroman durch höhern Blödsinn übertrumpfen wollen. Das ist ihm denn auch gelungen. Alle Greuel, Testamentsfälschung Dokumenten-Diebstahl, verbrecherische Liebe, Mord, Gift und Dolch finden, dank der beneidenswerten Phantasie des Autors, reichste und beste Verwendung. Originell ist Byr's Behauptung, ein Jesuit könne, wenns grade sein müsse, auch Muhamedaner werden. Unübertroffen aber ist in diesem Roman die Schilderung, wie ein Jesuit seinen Mitbruder ad majorem Dei gloriam, zur größern Ehre Gottes, mit dem Giftbecher aus der Welt schafft. „Um Gotteswillen, haben Sie Erbarmen, seien Sie ein Mensch, ein Christ,“ ruft Pater Pirkheimer, der vergiftet werden soll, seinem Mörder Congoja zu, indem er sich vor ihm auf die Knie wirft. Doch der bleibt unerbittlich und sagt ihm kühl: „Du wendest Dich an eine falsche Adresse, Liebster! Keine Umstände, Creatur, fahre wenigstens mit Anstand ab! Vorwärts, Memme!“ Und dann setzt er dem sich Sträubenden das Giftfläschchen an die Lippen, läßt es ihn austrinken mit dem freundlichen Wunsch: „Glückliche Reise!“ und beobachtet mit vergnügtem Sinnen die Todeszuckungen seines Opfers. Das sind an sich zwar kindische Einfälle, über die man lachen muß; sie haben aber doch eine recht ernste Seite. Die beispiellose Verbreitung solcher Erzeugnisse geben dem Jesuitenhasse unserer evangelischen Mitbürger immer wieder neue Nahrung. Daß diese Verleumdungen gegen einen Orden, der uns Katholiken mit Recht so überaus teuer und ehrwürdig ist, noch immer ziehen und Früchte tragen, das beweisen die Petitionen gegen die Aufhebung des ungerechten Jesuitengesetzes und die erneute Hetze gegen die Jesuiten bei diesem Anlasse. Aus derartigen traurigen Sudelwerken moderner

[1]) Jahrgang 1889 Band II. S. 216—240.

Schriftsteller oder aus den Karikaturen, wie sie die moderne Bühne vorführt, wird in evangelischen Kreisen hauptsächlich das Urtheil über die Jesuiten geschöpft. Wäre da nicht ein Literaturgesetz bedeutend notwendiger und heilsamer als ein Gesetz gegen die Jesuiten? Nicht so bodenlos schlecht wie der Jesuit wird der sonstige Ordensmann im modernen Roman geschildert. Gift und Dolch gebraucht er seltener, dagegen ist ihm Lüge, Betrug und Diebstahl, im Dienste der Kirche, ebenso geläufig, wie dem Jesuiten. Der Jesuit zeigt stets ein vornehmes, weltmännisches Auftreten, ist von hagerer Figur mit durchgeistigten Zügen und fast regelmäßig ein Feind sinnlicher Genüsse. Der Mönch in modernen Erzählungen ist dagegen meistens roh, feist, gefräßig und sinnlich.

Geheimrat Felix Dahn in seinem Roman: „Die Kreuzfahrer", und Georg Ebers in seinem Roman: „Serapis", liefern die Belege für meine Ausführungen. Der letztere charakterisirt die Mönche in diesem Opus als Gestalten, die sich mehr dem Tierreiche zu nähern scheinen. Geradezu als infam muß das dreibändige Machwerk „Dahiel der Convertit" des Hofrat Voß bezeichnet werden, das sich die überaus edle Aufgabe gestellt hat, das katholische Ordensleben zu entstellen und zu verdächtigen. Die Handlung ist kurz folgende: Ein Jude, namens Dahiel, wird Christ, Mönch, Priester, verliert in Folge der Schlechtigkeit seiner Confratres den Glauben, den sittlichen Halt, wird zum Mörder, endet als Selbstmörder, indem er sich höchst effektvoll am Haarstrang seiner Geliebten im Walde aufhängt. Wie gründlich Herr Hofrat Voß arbeitet, erhellt daraus, daß er den Dahiel am Charfreitag taufen läßt, wobei der Abt ein Hochamt hält und das Te Deum anstimmt. Am Ostersonntag wird der bedauerswerte Dahiel in den Orden aufgenommen, hiezu in einen Sarg gelegt, wobei man über ihn das Miserere singt. Messe und Hochamt findet man überhaupt in modernen Romanen prompt zu jeder Tageszeit, wie in einem großen Restaurant die warmen Speisen.

Auch den Klosterfrauen ergeht es nicht gut. Es gehört schon eine ziemlich starke Dosis Gefühlsrohheit dazu, die Engel der christlichen Charitas, die gottgeweihten Nonnen, so gemein zu verunglimpfen, wie es beispielsweise der so gefeierte Novellendichter Konrad Ferdinand Meyer thut, der kühnlich als einer der frechsten bezeichnet werden darf. Und eben dieser Schriftsteller, mit dessen Gemeinheiten man allein eine ganze Broschüre anfüllen könnte, ist voriges Jahr bei seinem 70. Geburtstage bis zum Himmel erhoben worden. Die



Blätter für literarische Unterhaltung, sonst ein ganz ernstes Organ, schrieben in No. 52 vom Jahre 1895 über Konrad Ferdinand Meyer: „In ihm feiert und liebt unser Volk einen Erzähler von gestaltungskräftiger Meisterschaft. Für diese Liebe gab den deutlichsten Gradmesser die Allgemeinheit der Huldigung ab, die das eine unwiderleglich bewies: Die Gegenwart weiß, was sie an Konrad Ferdinand Meyer hat.“ Wir Katholiken wissen es allerdings, was wir an ihm haben und ich habe es auch deutlich ausgesprochen. Aber dagegen müssen wir protestiren, daß die achtzehn Millionen deutscher Katholiken zu der „Allgemeinheit“ gehören, welche in das bornirte Lob eines solchen Angehörigen des Hauses Israel eingestimmt haben.

Auch der katholische Weltklerus, besonders der italienische, erfreut sich nicht der Gunst dieser modernen Dichter.

Der niedere Klerus ist in der Regel roh und unwissend, bettelt oder stiehlt, wie es gerade in den Kram des Autors paßt. Gegen die Seelsorgs-Geistlichkeit, speciell gegen die Tiroler, sind die giftigen Pfeile des Herrn Hofrat (schon der dritte Hofrat!) Hans Ritter von Hopfen gerichtet. Dieser Herr Hofrat hat in seinem Roman: „Zum Guten“, eine widerliche Karikatur eines tiroler Pfarrers entworfen und läßt es dabei nicht an allgemeinen Verunglimpfungen des ganzen Standes fehlen. Sein Pfarrer, namens Pitscheider, ist herrschsüchtig, rücksichtslos, ohne Zartgefühl. Im Zorn sagt er zu einem der ihm anvertrauten Schäflein: „Du elendiger Rotzbub, du Hundsknochen, im Mutterleibe bereits verdammter Sündenknüppel, du Ausgeburt des Teufels!“ Das Rätsel, wem der Stempel der Rohheit aufgedrückt ist, dem erdichteten Pfarrer oder dem dichtenden Hofrat, ist nicht schwer zu lösen. Dagegen entwirft uns ein wahrheitsgetreues Bild eines tiroler Priesters Arthur Achleitner in seiner Novelle „Auf einsamer Höh“, welche die Heldenthaten eines tiroler Geistlichen zum Gegenstand hat und uns mit den Gefahren und Entbehrungen vertraut macht, die ein solch wackerer Seelsorger mit seinen Gebirglern teilen muß.

Der Ägyptologe Professor Ebers und der Jurist Geh. Hofrat Dahn in Breslau scheinen es sich förmlich zur Aufgabe gemacht zu haben, ihre christenfeindlichen Tendenzen in gebildeten Kreisen zu verbreiten. Mit welchem Erfolge, darüber geben die hohen Auflagezahlen ihrer Bücher beredten Aufschluß. Zur Beurteilung des Historikers Ebers genügt sein Roman: „Homo sum“, worin er die

nach christlicher Lehre verdienstvollen Werke der Entsagung, der Enthaltsamkeit, als unnütz bezeichnet und das Leben der ersten christlichen Einsiedler als das halbwilde Gebahren thörichter Fanatiker hinstellt. In Dahns „Kampf um Rom" tritt ein Mönch auf, der den Glauben an einen lebendigen Gott mit Hohn zurückweist. Papst Silverius bricht ohne Gewissensbisse einen Eid, den er geschworen in der Absicht, den Schwur nicht zu halten, und beruft sich dabei auf seine Gewalt zu binden und zu lösen. Um dem Heidentum in größerem Umfange in der gebildeten Welt Eingang zu schaffen, hat Dahn zwei Romane geschrieben: „Odhins Trost" und „Sind Götter"? Beide Schriften sind der Verherrlichung des altheidnischen Götterglaubens bei den nordischen Völkern gewidmet. Nach den Aussprüchen des Prof. Dahn stand sogar die Sittlichkeitslehre des germanischen Heidentums höher als die des christlichen Glaubens. Felix Dahn's heidnische Germanen sind durchwegs edle Herren, nicht immer rein gewaschen, selten gekämmt, aber reinen Herzens. Die Christen haben immer eine weiße Haut und ein schwarzes Herz.[1])

Ich kenne in der katholischen Literatur weder einen Roman noch eine Novelle, in welchen protestantische Geistliche oder Diakonissinnen angegriffen oder beschimpft werden. Wir befinden uns dieser Literatur gegenüber nur im Verteidigungszustand, und trotzdem klagt man immer über katholische Intoleranz auf literarischem Gebiete.

Soeben ist „Barbara Blomberg", ein neuer zweibändiger historischer Roman von Georg Ebers auf dem literarischen Markte erschienen. Wie der begleitende Prospekt der deutschen Verlagsanstalt gar gewählt und züchtiglich sagt, ist „die Heldin dieser neuesten Schöpfung des berühmten Dichters und Gelehrten jenes schöne deutsche Mädchen, das zur Zeit des Regensburger Reichstags in Beziehungen zu Kaiser Karl V. trat".

Durch diese Beziehungen ist sie die Mutter des Don Juan d' Austria, des Helden der Seeschlacht bei Lepanto, geworden. Außer einigen gesprächsweise eingestreuten Ausfällen, entbehrt das

[1]) Wer sich darüber, was wir Katholiken uns durch diese schöne Literatur und ihre Verfertiger bieten lassen müssen, eingehender belehren will, findet hunderte, mit großem Fleiße gesammelte Belege aus modernen protestantischen und jüdischen Tendenzromanen in der verdienstvollen Schrift Heinrich Keiters: „Konfessionelle Brunnenvergiftung". Regensburg im Selbstverlag des Verfassers.

Werk erfreulicher Weise der gehässigen Angriffe gegen den Katholizismus, wie wir sie sonst in Ebers'schen Büchern gewohnt sind. Nur der Beichtvater Karls, Don Petro de Soto, ist eine Figur, die den alten Satz aufs neue bestätigt: Der Zweck heiligt die Mittel bei den modernen Romanschreibern. Aber trotzdem die katholikenfeindliche Tendenz an Schärfe verloren hat, ist diesem neuesten Werke des gefeierten Ebers die Thüre katholischer Häuser zu verschließen. Denn das Buch enthält zu viel „gesunde Sinnlichkeit“, ist durchweg schlüpfrig, stellenweise geradezu obscön geschrieben. Es genügt auf Kapitel 15 des ersten Bandes hinzuweisen. Außerdem ist es doch ein sehr bedenkliches Problem, den Fehltritt eines weiblichen Wesens zum Gegenstand eines dickleibigen Romans zu machen und die einzelnen Phasen dieses Ereignisses mit naturalistischer Breite darzustellen. Die Figur der Titel- und Hauptheldin vermag den Leser nicht zu befriedigen. Barbara Blomberg ist ein Mädchen voll Hoffahrt, Ehrgeiz und Genußsucht, voll Laune und Leidenschaftlichkeit, das zur Abwechslung wohl auch mal eine fromme Anwandlung hat und edler Regungen und Thaten fähig ist. Die Wirkung dieses Romanes ist um so gefährlicher als das Gift in einer glänzenden Form — d. h. in einer überaus gewählten und lebendigen Sprache geboten wird. Manche Schilderung gemahnt unwillkürlich an die Technik gewisser Produkte moderner naturalistischer Malerei.

Wir sind es unserer katholischen Überzeugung schuldig, solche Machwerke aus unseren Familien zu verbannen. Lieber wollen wir den Vorwurf der Bildungsfeindlichkeit ertragen, als derartige Lektüre durch Lesen oder durch Kauf zu unterstützen.

III.

1. Eine andere, ebenfalls nicht ganz saubere Quelle, aus der für wenige Pfennige das Lesebedürfnis befriedigt werden kann, will ich nur kurz streifen. Ich meine die Universalbibliotheken. Hier kann sich jeder für 20 Pfennige eine so große Portion Gift kaufen, daß er sein Leben lang Mühe hat, wieder davon zu gesunden. Das bedeutendste derartige Unternehmen ist die Universalbibliothek von Philipp Reclam. In der großen Verbreitung und allgemeinen Zugänglichkeit liegt die Gefahr dieser spottwohlfeilen Schriftchen. Vor allem handelt es sich um Übersetzungen der unsittlichen französischen Dramatik und Novellistik. Ferner enthält dieselbe eine Menge philosophischer Schriften, deren Zweck gegen

Religion und Moral gerichtet ist. Aber auch manches Giftkraut aus dem Garten der deutschen Literatur hat Aufnahme und Pflege in diesen Sammlungen gefunden und sicherlich ist durch die Universalbibliotheken schon viel Unheil besonders unter der Jugend angerichtet worden.

2. Unsere Aufmerksamkeit beanspruchen ferner die Leihbibliotheken. Wenn man bedenkt, daß diese Büchersammlungen vielfach nur aus Schriften der bisher geschilderten Sorte bestehen, und wenn man weiß, wie sehr das Abonnement auf die Leihbibliotheken von der Salondame bis zur Küchenfee herab verbreitet ist, dann weiß man auch, wie viel Schaden für Geist und Gemüt diese Sammelplätze schlechter Literatur stiften können.

Unter den Begriff Leihbibliothek können wir auch die Schüler- und Anstaltsbibliotheken rubrizieren. Die Hochachtung vor der Unschuld und Unerfahrenheit der Jugend verlangt gebieterisch, daß solche Bibliotheken weder eine Lagerstätte für christen- und kirchenfeindliche noch für Sudelbücher anderer Art sein dürfen. Man findet aber nur zu häufig in derartigen Büchersammlungen Werke, die geeignet sind, die Seelen der Jugend schädigend zu beeinflussen, z. B. die Jugendschriften des durch seinen Haß gegen die katholische Kirche berüchtigten Ferdinand Schmidt, der darauf ausgeht, die Kinderherzen mit Abscheu vor der katholischen Lehre zu erfüllen. Zur Warnung füge ich bei, daß diese und ähnliche gehässige Jugendliteratur zu Leipzig in Spamers Verlag herauskommt. Mit Geschick sucht namentlich der ‚Kosmos für die Jugend', ein schön ausgestattetes, aber höchst gefährliches Buch, für die Darwinsche Descendenztheorie Propaganda zu machen.

Eine kleine Blütenlese wird genügen zur Erhärtung des Gesagten. Vernehmen wir Ferdinand Schmidt in seinem Buche: Der Köhler und die Prinzen. „Ein vortrefflicher Kerl, dein Burgkaplan, Bruder Meckau. Er hat mir auf drei Monate für alle Sünden, die ich noch, wissentlich oder unwissentlich, begehen will, Absolution erteilt. Du hättest die verschmitzten Katzenaugen sehen sollen, mit denen er die Goldgulden anblinzelte, die ich ihm zahlte." Nach desselben Verfassers Büchlein: Der deutsche Krieg von 1870 und 1871 soll es „heilige, unerläßliche Pflicht sein, fürderhin einen irrenden, sündigen Menschen, der sich Papst nennt, anzubeten". — Aus der Jugend des großen Kurfürsten: „Man weiß wohl, wo das Feuer gegen die Protestanten geschürt wird! In den Beichtstühlen." — L. Würdig berichtet in

Mühlberg und Sievertshausen: Der heilige Vater in Rom [illegible] verlauten lassen, „er wolle einen großen Krieg in Deutschland anrichten, daß in dem Blute der Lutherischen die päpstlichen Pferde geschwemmt werden könnten" . . . „Der katholische Klerus läßt teilweise heute noch, nach mehr denn dreihundert Jahren, gern Wunder sehen und glauben, hölzerne Muttergottesbilder die Augen verdrehen, schwitzen oder bluten."

Gefährlicher noch als die Schriften mit solchen rohen Ausfällen sind jene historischen Erzählungen, welche durch die Art der Darstellung, insbesondere durch unwahre Charakterzeichnungen, dasselbe Ziel verfolgen. Wir müssen verlangen, daß die Anschaffung derartiger Schriften für Schüler-Bibliotheken strengstens verboten werde. Die Sichtung des Materiales ist um so leichter, als zu diesem Zwecke sogar eigene Vereine entstanden sind. Auch katholische Pädagogen haben sich mit vieler Hingebung dieser Arbeit unterzogen. Möchten ihre Bemühungen auch von Seiten der Staatsbehörden nachdrückliche Unterstützung finden. Wie viel ungesunden Preßprodukten auf solche Weise der Einfluß entzogen würde, ist leicht zu ermessen.

IV.

1. Im Kampf des Unglaubens gegen den Glauben steht die Tagespresse in erster Reihe. Wenn die Bevölkerung unserer Großstädte in religiöser Beziehung auf einem durchschnittlich niederen Stande sich befindet, wenn das Sittlichkeitsgefühl in Tausenden so abgestumpft ist, wie wir es aus vielen Scandalprozessen und Verbrechen entnehmen können, dann darf man gewiß nicht an letzter Stelle dafür die schlechte Presse verantwortlich machen. Sie sucht systematisch den Glauben ihrer Abonnenten und Leser zu töten, die Sittlichkeit zu untergraben, indem sie die freie Liebe, den Selbstmord, den Ehebruch, das Duell verherrlicht. Was in den letzten 20 Jahren eine gewisse Art von Journalen an Bekämpfung von Religion und Sitte, an Verdächtigungen und Verhetzungen einzelner Volksklassen geleistet hat und noch leistet, ist bekannt. Hierher gehören auch die Witzblätter, von denen einige zwar ganz harmlos, weitaus die meisten aber gefährlich sind. Vor allem der berüchtigte „Kladderadatsch", um nur aus der großen Zahl derselben eines der gemeinsten herauszugreifen. Mit echt jüdischer Preßbengelei wird da alles, was jedermann oder wenigstens einem großen Teil des deutschen Volkes ehrwürdig erscheint, besudelt.

2. Ein weiterer Grund der Entchristlichung und Entsittlichung ist in dem Inseratenteil der größten Blätter zu suchen. Eine wahre Pest sind gewisse Auswüchse zu nennen, die im heutigen Annoncenwesen Platz gegriffen haben. Aller Schwindel, offene Prellerei und noch schlimmere Dinge werden durch Annoncen in den Zeitungen gefördert. Ich verweise nur auf die vielen Prellereien, denen das Publikum durch die zahllosen Geheimmittel à la Volbeding überantwortet ist. Auch die Kuppelei wird auf diese Art schwunghaft betrieben. Die gelesensten Tagesblätter, die in Wartsälen, Lesezimmern, Gasthöfen und in Familien aufliegen, schämen sich nicht die ordinärsten Anpreisungen und Annoncen aufzunehmen.

Derartiger Schmutz füllt die Kassen der Verleger, die mit dem alten Kaiser Vespasian denken und sprechen: Non olet, das heißt: 's ist gleich, woher 's kommt, wenn's nur Geld ist.

Der sozialdemokratische „Vorwärts“ und die „Münchener Post“ brachten des Öftern schon recht bittere Betrachtungen über diese traurigen Sittenzustände und ihre Schlüsse lauten meistens dahin, daß eine Gesellschaft, in der es so zugehe, morsch und faul sei — reif für den Abbruch. Fast nur unsere katholischen Blätter und die besten conservativen Zeitungen sind von dem Unwesen schmutziger Anzeigen ganz frei geblieben. Dieser Gewinn bringende Geschäftszweig der Zeitungen hat einen solchen Umfang angenommen, daß derselbe sogar bereits den Ausländern Grund zur Klage über deutsche Preßverhältnisse gegeben. Das in vielen Dingen nicht gerade als Muster zu empfehlende Frankreich hat keine derartigen Annoncen in seinen Blättern, ebensowenig England. Beide haben dafür — was weit besser — eigene Kloaken: jenseits der Vogesen „Gil Blas“ und „Echo de Paris“, in England die „Matrimonal News“.

3. Auf die Gefahren der detaillirten Veröffentlichung gewisser Gerichtsverhandlungen sei nur kurz hingewiesen. Die Sensationslüsternheit des Publikums bestimmt gewisse Zeitungen, eingehende Berichte über Morde, Selbstmorde, Scandalosa ꝛc. zu bringen. Selbst Strafrechtslehrer haben wiederholt erklärt, daß solche Berichte oftmals nicht als Abschreckungsmittel, sondern im Gegenteil als Reiz und Anleitung zu Verbrechen wirken. Ernste Bedenken sollten dazu führen, derlei Dinge grundsätzlich so kurz wie möglich abzufertigen.

4. Hier ist auch noch ein Wort zu sagen über die sogenannten farb- und parteilosen Blätter. Sie schießen auf wie Schwämme aus sumpfigem Boden und bringen es auch, dank der

Gleichgültigkeit der Katholiken, in vorwiegend katholischen Städten zu ganz hübschen Auflagezahlen.

Wie schön das klingt — parteiloses Blatt! Aber es giebt kein parteiloses Blatt. Die Blätter, welche diesen Titel führen, haben kein Verständnis von katholischem Leben und katholischen Interessen. Während sie die Bestrebungen unserer Gegenparteien eingehend behandeln, wird das, was die Katholiken betrifft, als minderwertig kurz abgethan. Die Parteilosigkeit ist meist ein bloßer Aushängeschild, hinter dem sich anfangs ganz heimlich, schließlich aber doch deutlich genug der reinste Liberalismus verbirgt.

Aber ist es denn wirklich eine Empfehlung für eine Zeitung, wenn sie parteilos ist? Ist denn nicht die Presse dazu da, dem Volke nicht blos die Tagesereignisse mitzuteilen, sondern vielmehr auch dieselben einer kritischen Würdigung zu unterziehen, die Interessen der Leserkreise öffentlich zu vertreten, Mißstände zu rügen, zu den großen politischen Fragen Stellung zu nehmen, kurz mitzuwirken an der Erziehung des Volkes zur politischen Mündigkeit? Ein farbloses Blatt ist wie die Bibel ohne Anmerkung, wie ein Gesetzbuch ohne Kommentar, womit der Mann aus dem Volke nichts anzufangen weiß, woraus er eher Schaden als Nutzen zieht. Ein farbloses Blatt ist die personifizirte politische Charakterlosigkeit, mit welcher ernste Leser nichts zu thun haben sollten. Die Erzählungen, die sie bringen, athmen einen ungesunden Geist, predigen den Indifferentismus, huldigen der modernen unabhängigen Moral. Ihre Neuigkeiten bestehen großenteils in Scandalgeschichten aus allen Kreisen der Gesellschaft. Das ist ungesunde Nahrung für den katholischen Geist. Und abgesehen von allem andern entziehen sie der katholischen Tagespresse, die wir nie und nimmer entbehren können, den ihr angewiesenen Nährboden.

V.

Nachdem wir die Krebsschäden der Tagespresse genügend charakterisirt haben, gehen wir zur **dramatischen Literatur** über. Leider hat die moderne Bühne schon längst aufgehört, eine Schule des Edlen und Schönen, eine Bildungsstätte des Volkes zu sein.

Wir haben vornehmlich zwei Richtungen zu unterscheiden; beide sind gleich schlecht. Die eine, welche aus Frankreich stammt, tritt die Moral mit Füßen, hat sich aber in deutscher Übersetzung auch bei uns zahlreiche Freunde erworben. Erscheint einmal eine

französische Truppe in Deutschland, dann darf sie darauf rechnen, vor ausverkauftem Hause zu spielen. Selbstverständlich ist es die gute Gesellschaft, welche am meisten in diese Vorstellungen strömt. Anfangs November 1895 weilte eine solche französische Truppe (Madame Judic) in München und brachte am dortigen Residenztheater die seichtesten und anrüchigsten französischen Possen zur Aufführung. Die „Augsburger Postzeitung" untersuchte in ihren Theaterberichten diese modernen Zugstücke auf ihren sittlichen Gehalt und konstatierte die Thatsache, daß die Damen in den Logen des ersten Ranges am lautesten die frechen Zoten belacht und beklatscht hatten. Kann man es da den Sozialdemokraten übel nehmen, wenn sie an solchem Benehmen der Crême de la Crême in ihren Blättern entsprechend Kritik üben?

Die zweite ebenso beliebte Richtung stammt aus dem hohen Norden — es ist die realistisch-naturalistische des Schweden Henrik Ibsen. Dieser moderne Messias nimmt vorwiegend Skandale aus der Gesellschaft, die sich die gute nennt, Ehebrüche, Betrügereien jeder Art, Selbstmord ꝛc. zum Vorwurf für seine Dramen. „Entsprechend der naturwissenschaftlichen Grundlage, in welcher Ibsens Weltanschauung wurzelt, sind seine Personen nicht bloß mit einer complicirten Vorgeschichte, sondern auch mit ererbten, angestammten Krankheiten belastet, die ihre Willensfreiheit aufheben und ihnen die sittliche Verantwortung für ihre Handlungen abnehmen. Besonders in den Dramen „Rosmersholm", „Gespenster", „Hedda Gabler", „Baumeister Solneß" hat man nicht selten das Gefühl, als befände man sich in einer Nervenheilanstalt. Eine Person erscheint bis in die Mitte des Stückes ganz vernünftig, plötzlich jedoch grinst uns aus allen ihren Zügen der blanke Wahnsinn an; auch die Gesunden schleichen zwischen ihnen umher in einer nervösen Gespanntheit, die jeden Augenblick überschnappen kann. Die Personen kämpfen nicht mehr gegen ihr Schicksal, sie lassen sich einfach zermalmen. — Wenn man aber aus allen Stücken Ibsens das Facit zieht, so erkennt man, daß er die Fähigkeit, noch mit unvergrübelten, hoffnungsvollen Sinnen Menschen und Dinge aufzufassen, einfach verloren hat. Es ist, als gösse er allen seinen Personen das Blei seines Pessimismus in die Glieder und gerade durch ihn ist die trübselige, verbitterte Weltanschauung des Darwinismus und Pessimismus in die moderne deutsche Literatur autoritativ hineingetragen worden."[1])

[1]) Beilage zur Augsburger Postzeitung 1896. S. 379.

In dem Bestreben nur Häßliches und Gräßliches aus dem Leben darzustellen, sind ernste wie heitere dramatische Autoren einig. Namen wie Sardou, Hermann Sudermann, Gerhart Hauptmann können genügen.

Welch riesigen Beifall Gerhart Hauptmanns „Weber" mit den Brandreden gegen staatliche und sociale Ordnung und den Greuelscenen auf der Bühne errangen, ist bekannt. Ebenso bekannt ist, daß die Sozialdemokraten bei Gelegenheit der Aufführung dieses Stückes durch demonstrativen Applaus den revolutionären Äußerungen des Dichters zugestimmt und in ihren Blättern das Stück als eine That gefeiert haben.

Namentlich die Erstlingswerke Hauptmanns bewegen sich auf der Grenze gesunder Seelenthätigkeit und krankhafter Nervosität. Nervenpathologie ist der Grund- und Eckstein fast aller Dramen und Novellen des Dichters, der in verschiedenen Stücken den Alkoholismus in seinen widerwärtigsten Erscheinungen bühnenfähig gemacht hat. Die pessimistische Weltanschauung des Autors ist in seinem „Hannele" am schärfsten und besten zum Ausdruck gekommen. Es ist durchaus kein so naives Stück, wie viele glauben, es ist ein reines Tendenzstück, das jedoch nur durch die ganze Eigenart des Verfassers verständlich wird. Die Thatsache ist von Interesse, daß Hauptmann ein Schüler des Naturforschers Häckel in Jena war.

Das bühnenkundigste Talent der jungdeutschen dramatischen Schule ist Hermann Sudermann. Zwar gilt er vielen als Reactionär, weil er sich für die bestehende Weltordnung das meiste Gefühl bewahrt hat und namentlich einen ziemlich ausgeprägten Familiensinn, Hochachtung vor der Mutterwürde und Liebe zum heimischen Herd verrät. Aber dessenungeachtet muß er nach seiner sittlichen Anschauung, nach seiner Moral als ein völlig Moderner gelten, denn diese Anschauung entspricht durchaus der modern-philosophischen Richtung. Die grelle Malerei sozialer Übelstände ist ihm mit Ibsen gemein. Doch nähert er sich in der Form mehr den Franzosen. Seine ‚Ehre' 1890 (16. Auflage 1894), ‚Heimat' 1893, ‚Schmetterlings-Schlacht' 1894 und ‚Glück im Winkel' 1895 haben ihren Weg über die meisten größeren Bühnen Deutschlands gefunden. Seine Werke sind Sensationsstücke. Er kultivirt die Augenblickswirkung, die Explosionsstimmung. Deshalb spielt auch der „Zufall" in diesen Stücken eine so große Rolle. Er ist für Sudermann gewissermassen der Deus ex machina, der immer das Abscheuliche oder das Gräßliche zur rechten Zeit verhindert.

Robert in der ‚Ehre' hat schon den Revolver erhoben, da tritt „zufällig" Leonore ein; in der ‚Heimat' hat der Oberstlieutenant Schwartze denselben ebenfalls schußbereit in der Hand, da trifft ihn „zufällig" der Schlag.

Der Autor läßt's in seinen Bühnenwerken beinahe bis zum Äußersten kommen — den „Jungen" zu Liebe. Vor dem letzten Schritt schreckt er aber doch immer wieder zurück, um es nicht mit den „Alten" zu verderben. Dieser Umstand gibt den Sudermannschen Stücken etwas rein Fragmentarisches. Das sittliche Ergebnis seiner mit schwüler Erotik gesättigten und schon aus diesem Grunde bedenklichen dramatischen Erzeugnisse ist lediglich ein pessimistisches Entsagen auf die Zukunftshoffnungen.

Gar selten und nur schüchtern vernimmt man einen Widerspruch gegen die Zugstücke im modernen Theater. Es sei anerkannt, daß der Sittlichkeitsverein zu Darmstadt in dieser Hinsicht schon erfolgreiche Schritte gethan hat.

Die Ursache des traurigen Verfalles der modernen Bühne liegt darin, daß die verlockende Aussicht auf großen Gelderwerb die dramatische Kunst in Bahnen gelenkt hat, welche derselben zu schwerem Schaden gereichen. Die Aufstellung sinnverwirrender Probleme, welche der Denkungsart unseres Volkes fremd sind und welche nur einem rohen oder raffinierten Geschmack entspringen, hat die Empfindungen wahrer Kunstfreunde verletzt, welche sich dadurch angeekelt vom modernen Theater abgewandt haben. Dazu kommt noch die fabrikmäßige Schnellarbeit mancher Autoren und so ist nunmehr das Theater genötigt, zu all den sinnlosen Modethorheiten auf diesem Gebiet zu greifen, wenn es seinen materiellen Fortbestand sichern will.

VI.

Zola, Ibsen, Tolstoi, die gefeiertsten modernen Literaturgrößen, verdanken dieser ihre Vorliebe für die Nachtseiten des menschlichen Lebens ihren Ruhm und ihre Größe.

Ibsen hatte als wahrer patriotischer Dichter begonnen, aber seine Berühmtheit hat er diesen seinen Werken nicht zu verdanken. Sie sind bei uns kaum dem Namen nach bekannt. Erst als er allen Idealismus von sich warf und in nacktester Prosa den modernen Sittenverfall in allen seinen Jämmerlichkeiten auf die Bühne brachte, wurde er in Berlin und Wien, Paris und London der berühmte Mann, und als die Polizei seine Theaterstücke sich näher ansah, entstand der massenhafte Andrang zu deren Aufführungen.

Dem russischen Grafen **Tolstoi**, der mit Vorliebe den Ehebruch bearbeitet, ist seine Rolle als Liebling der modernen Gesellschaft auf ganz die nämliche Art geworden. Seinen beiden Gefährten, Ibsen und Tolstoi, in der Malerei alles Schmutzigen und Verworfenen ist **Zola**, der Großmeister des Naturalismus, der Verfasser der sittlich ordinärsten Dirnenromane, weit überlegen. Getreu dem Darwinismus und seiner Lehre von der Vererbung und von der tierischen Herkunft des Menschen, stellte Zola sich die Aufgabe, in einem Romancyklus von 20 Bänden die tierischen Gräßlichkeiten, die im Menschen schlummern, die Verbrechenvererbung in einer Familie zu enthüllen. Für ihn gibt es nicht gut und bös, sondern nur nützlich und schädlich; alle Erscheinungen der Vertierung führt er auf den einzigen Instinkt der erotischen Mord- oder Zerstörungslust zurück. Das Weib ist für Zola eine verderbliche elementare Naturmacht, die dem Manne die Energie aus dem Willen zieht. Nur in der Arbeit findet nach Zola die sieche Menschheit ihr Heilmittel.[1] Positive Ideale gibt es für ihn überhaupt nicht. Die Degeneration, der sittliche Verfall der Gesellschaft ist sein Lieblingsthema. Selbst der Gottesleugner Renan sah sich zu dem Urtheil gezwungen, daß Zola, welcher in jeder Zeile seiner Bücher die Sittlichkeit verletze und alle anständigen Leute gröblich herausfordere, ein eckelhaftes Tier sei, das sich nur im Kot wohlfühle. Bis heute haben alle zolaischen Romane enorme Auflagezahlen erlebt. „Nana" zählt 100 Auflagen. Eine neue Schrift aus Zolas Feder bedeutet für die Salons der modernen Lebewelt stets ein Ereignis allergrößter Bedeutung.

Daß der **Einfluß Zolas** weit über die Grenzen Frankreichs gedrungen ist, und daß derselbe entschieden Schule gemacht hat, beweisen deutsche Schriftsteller wie der schon erwähnte **Dr. M. G. Conrad** in München. Die Leistungen Conrads, welcher sich in allem Zola zum Vorbild genommen zu haben scheint, ohne jedoch dessen Geist zu besitzen, atmen den wütendsten Haß gegen die christliche Religion. Eine Schrift überbietet die andere an Gemeinheit. Seine Begeisterung für seinen Lehrmeister treibt die lächerlichsten Blüten. Ein Beweis dafür sei folgende Stelle aus seinem Buch „Parisiana" 1880. Er schreibt: „Darauf leiste ich den feierlichsten Eid, daß ich E. Zola für den moralischsten Schriftsteller Frankreichs halte! Nie hat er das Schöne zur Beschönigung mißbraucht, denn er ist die Keusch-

---

[1]) Vergl. Beilage zur Augsburger Postzeitung 1896. S. 377.

heit selbst.“ Das allein ist hinreichend den deutschen Zola zu beurteilen.

Noch eine andere Stelle aus demselben Buch sei angeführt! Sie betrifft den Kultus des Genies. Conrad nennt es eine bodenlose Anmaßung, eine lächerliche Thorheit, einen Heine, Goethe, einen Wagner mit der kurzen Elle der Katechismustugend, die gerade für den nächstbesten Wurstler, Pomadefabrikanten oder Hosenhändler wohlthätig ausreicht, messen zu wollen. Das Genie, schreibt er, ist die einzig wahre Souveränität, die ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit in sich selbst trägt und für ihre Tugenden und Nichttugenden, (welch schönes Wort!) die jeder Kritik spottende Formel gebrauchen darf: „Von Gottes Gnaden.“ Sein Ideal ist, wie er selbst sagt, die Emanzipation des Fleisches, die „gesunde Sinnlichkeit“. Unter seiner Leitung predigt die von ihm gegründete Gesellschaft für modernes Leben in München die atheistische Weltanschauung, den Bruch mit den veralteten Sittengesetzen. Durch ihre Vorträge üben Conrad und Consorten ungehindert den verderblichsten Einfluß aus.

Gegen Dr. Panizza, einen Freund und Gesinnungsgenossen Conrads, hat man vor einem Jahre die Strenge des Rechtes walten lassen. Wegen seines unflätigen Buches „das Liebeskonzil“, in welchem der Staatsanwalt 93 verschiedenene Gotteslästerungen entdeckte und das er als eine unsägliche Gemeinheit bezeichnete, ist Panizza zu einem Jahr Gefängnis verurtheilt worden. Dr. Conrad, der als Sachverständiger vor Gericht geladen war, bezeichnete dasselbe Buch als hervorragend, als bedeutend, als epochemachend! Die Richter waren jedoch anderer Ansicht als dieser „Sachverständige.“ Nach einem Jahr aus dem Gefängnisse entlassen, hat Panizza dem undankbaren München erfreulicher Weise den Rücken gekehrt und sich damit begnügt, seinem satanischen Hasse gegen den Katholizismus noch einmal in einer eigenen Schrift „Abschied von München“ den kräftigsten Ausdruck zu geben.

Glücklich das Land, welches von solchen Volksverführern gesäubert ist!

Wie traurig, daß der gemütvolle und zugleich ernste, sittliche und religiöse Charakter des deutschen Volkes durch die Pikanterien einer aus Frankreich importierten Schundliteratur verdorben werden soll. Haben wir deshalb 1870 die Franzosen besiegt, um das Schlechteste, was sie haben, uns anzueignen? Sollen wir dem Beispiele der Römer folgen, welche nach der Besiegung der Griechen sich durch griechische Unsittlichkeit corrumpiren ließen und

dadurch den Untergang ihres Weltreiches herbeiführten? Schon im vorigen Jahrhundert haben „die Gebildeten“ in Deutschland deutsches Wesen verachtet, sehnsüchtig ihre Blicke nach Frankreich gerichtet und mit den glaubens- und sittenlosen Literaten der französischen Revolution geliebäugelt und wurden erst ernüchtert, als Deutschland, mit Schmach bedeckt, am Rande des Grabes stand. Soll solche Schmach und solches Unheil nochmal heraufbeschworen werden? Wir sind auf dem besten Wege dazu. Möchte doch noch einmal ein Görres aufstehen und den Deutschen die Wahrheit sagen, daß ihnen die Ohren gellen!

VII.

Auch der **sozialdemokratischen Literatur und Presse**, welche zu einem mächtigen Faktor im öffentlichen Leben geworden ist, müssen wir verdiente Beachtung schenken. Es giebt zahlreiche Tages-, Sonntags-, Unterhaltungsblätter, Volkskalender, sogar eine wissenschaftliche Revue. Mit wenigen Ausnahmen sind die sozialistischen Literaturerzeugnisse als **Volksschriften** zu bezeichnen. Die Sozialistenführer wissen sehr wohl, daß das geschriebene Wort nachhaltiger und weiter wirkt als das gesprochene. Deshalb werden für die Pflege des Schriftwesens so große Opfer gebracht trotz vieler schlimmen Erfahrungen.

Besonderes Augenmerk haben sie auf die Jugendschriften geworfen. „Wollen wir unsern Ideen Geltung verschaffen, so müssen wir bei der Jugend anfangen“, sagte sehr folgerichtig ein sozialdemokratischer Agitator.

Ich lasse aus dem sozialdemokratischen **Lesebuch** einige Proben folgen; da steht oben an eine freche Lästerung gegen das Walten Gottes zu lesen:

„Der ist ein Lump, der eines Gottes Walten
In Wort und Schrift demütig anerkennt,
Und menschliches Verbrechen in den Spalten
Der Zeitung schamlos ‚Gottes Fügung‘ nennt.“

In einem anderen Gedichte: „Warum sind wir arm?“ stehen die schrecklichen Worte:

„Wir sind's! Dafür ein Fluch den Alten,
Die uns gelehrt die Hände falten:
Wer nur den lieben Gott läßt walten!“

Der Erfurter Parteitag im Jahre 1891 machte es den Mitgliedern der Sozialdemokratie besonders zur Pflicht, Geist und Gefühl der Jugend durch entsprechende Literatur für den Sozialismus zu wecken und zu bilden.

Am schwächsten ist die Poesie des Sozialismus beschaffen. Die sozialdemokratischen Dichter fühlen es selbst, daß ihre Schöpfungen weder nach Gehalt noch an formeller Schönheit ernstlich mit andern Dichtungen sich messen können. Nichts desto weniger erfüllen diese Poesien, wie sie im „Proletarierliederbuch" oder im „Sozialdemokratischen Deklamator" enthalten sind, vollständig ihren Zweck. An Liedertexten ist kein Mangel, die bei dem herrschenden Mangel an entsprechenden Melodien den gangbarsten Volksweisen unterlegt werden. Alle diese Lieder dienen dem Religions- oder Klassenhaß. Gedichte von Heine, Herwegh, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben sind zu wirksamen sozialdemokratischen Liedern geworden.

Die Gefahren dieser Literatur sind um so größer und um so verderblicher, je ausgedehnter die Volksschichten sind, in denen sie Eingang gefunden hat, und je schwerer es diesem Lesepublikum fällt, das Falsche und Seichte dieser Schriften zu durchschauen.

VIII.

Neben der bisher geschilderten Literatur wuchert im Finstern noch eine andere, mit der sich die Kritik fast nie beschäftigt. Diese Literatur verfolgt einen doppelten Zweck: Die armen Leute um so manches Stück sauer verdienten Geldes zu prellen und den gemeinsten Leidenschaften Befriedigung zu bieten.

Hierher gehören:

1. Die Kolportage-Romane. Diese anscheinend harmlosen Romane mit ihrem gelben, blauen oder roten Heftumschlag sind eine starke Giftquelle des Volkslebens, denn ihre Grundlage besteht aus einer Quantität Schandthaten und Ruchlosigkeiten. Ein Hauptgrund für die große Zugkraft solcher Werke liegt in den schwindelhaften Versprechungen von Gewinnen nach Abnahme des ganzes Werkes. Es werden Prämienbilder, Goldschmuck 2c. in Aussicht gestellt und das Volk mit diesen Lockspeisen von den Kolporteuren zum Abonnement förmlich gepreßt. Das Hauptstreben dieser Schriftwerke ist die größtmögliche Spannung und Aufregung der Leser zu erregen und zu erhalten. Zur Erreichung dieser Absicht ist kein Mittel zu erbärmlich. Die Ausdehnung dieser Literaturzweige ist eine außerordentliche. Die Zahl der Sudelromane ist eine bedenklich hohe und sie vermehrt sich noch von Jahr zu Jahr. Jedes sensationelle Ereignis wird sofort von der Hintertreppen-Literatur ausgebeutet. Über den Tod des Königs Ludwig von Bayern sind 13, über

den des Kronprinzen Rudolf von Österreich sind 22 verschiedene Romane erschienen; einer davon hat einen Absatz von 180,000 Exemplaren erzielt. Der Roman über Mariaberg und seine Geheimnisse wurde binnen mehreren Monaten in mehr als 200,000 Exemplaren abgesetzt. Dieses scandalöse Machwerk, das die zu Tag getretenen Mißstände im Alexianer-Kloster bei Aachen in romanhafter Drapierung und sensationeller Verwertung behandelte, erschien in 200 Lieferungen à 10 Pfg., kostete somit jeden Leser die schöne Summe von 20 Mark. Es soll nicht behauptet werden, daß alle literarischen Produkte dieser Art sittlichanstößigen Inhalt haben, manche vermeiden das sogar geflissentlich, aber allesamt wenden sich an die niedersten Triebe des Menschen; alle Greuel, die der Menschengeist ersinnen kann, werden in behaglicher breiter Schilderung, vielfach zur Nachahmung reizend vorgeführt; im ganzen Romane wimmelt es von Verbrechen und Unthaten; lose reiht sich Lieferung an Lieferung, endlos spannt sich die Geschichte weiter, bis es schließlich des grausamen Spieles genug ist, weil man ein anderes, womöglich noch spannenderes Unternehmen in Bereitschaft hat. Die Räuber, Mörder und Ehebrecher werden von der „verdienten Strafe" ereilt — die Geschichte ist sogar moralisch, weil — schießlich die Tugend siegt. Das ist bei allen Romanen dieser Art der Fall. Meist spielt die Handlung in vornehmen Kreisen mit der ausgesprochenen Absicht diese in den Augen der Leser herabzuwürdigen. Klöster, Paläste, übelberüchtigte Lokale großer Städte sind meist der Schauplatz für die Scenerie dieser Romane.

Auch die wirtschaftliche Seite dieser Literatur verdient Beachtung. Es läßt sich ziffermäßig belegen, daß das Erträgnis eines einzigen derartigen Schriftwerkes, welches aus den Pfennigen der Arbeitenden zusammenströmt, dem Verleger jedesmal d. h. wenn seine Spekulation auf die Leidenschaften seiner Abonnenten eingeschlagen hat, ein kleines Vermögen zuführt. Bedenkt man, daß diese Literatur in den Kreisen der breiten Masse, unter unsern Arbeiterfamilien, bei den kleinen Handwerkern, bei Dienstboten, bei der heranwachsenden Jugend ihren Hauptabsatz findet, so kann man den Schaden am Gemütsleben unseres Volkes leicht ermessen. Es liegen eine ganze Reihe von Geständnissen vor, daß schwere Verbrecher und Selbstmörder zu ihren Handlungen durch Schauerromane angeleitet worden sind. Der „Frankfurter Volksbote", Beiblatt zur „Hilfe" Nr. 48 vom 29. November 1896 berichtet ein überaus lehrreiches Beispiel von der Gefährlichkeit dieser Art der

Volkslektüre. Er schreibt: das Schwurgericht in London fällte kürzlich das Urteil gegen die beiden jugendlichen Muttermörder Nathaniel und Robert Coombes. Der erstere wurde wegen Mordes, der letztere wegen Beihilfe verurteilt. Der Obmann der Jury sprach in der Begründung sein Bedauern aus, daß gegen die Sensations- und Hintertreppen-Romane nicht gesetzlich eingeschritten werden könnte; diese Art der verwerflichen Literatur habe an vielen schlimmen Erscheinungen des sozialen Lebens, so auch an dieser Schreckensthat ihren erheblichen Anteil.

2. Der schlimmste Handelsartikel der Kolportage sind die direct zur Förderung der Unzucht ersonnenen Preßerzeugnisse. Die Feder sträubt sich zu berichten, was in diesem Genre alles geleistet wird. Berlin, Hamburg, Pest und Amsterdam sind die Hauptbrutstätten derartiger Geschäfte. Welchen Umfang die Produktion solch verwerflicher Bilder und Schriften angenommen hat, ist fast unglaublich. Eine Requisition bei einem berliner Buchhändler lieferte 96,000 derartige Sudelwerke in die Hände der Sittenpolizei. Der Kolportagehandel ist trotz des Gesetzes gegen denselben vom 1. Juli 1883 keineswegs lahmgelegt. Er blüht nach wie vor. Erfreulich ist, daß die Polizei den fliegenden Händlern, die unsittliche Literatur und Bilder verbreiten, und besonders den Bahnhofbuchhändlern energisch zu Leibe geht. Gegen die ausländischen Händler, die sich mit dem Betrieb solcher Machwerke befassen, hat der preußische Justizminister die Briefsperre angeordnet ferner sind Zoll- und Reichspostämter angewiesen, derartige; Sendungen anzuhalten und davon den Staatsanwaltschaften Kenntnis zu geben. Möge es gelingen, dieser gemeinsten Sorte von Volksverführern das Handwerk zu legen!

3. Zum Schluße unseres Streifzuges sei noch kurz auf die abergläubischen Schriften hingewiesen, welche gleichfalls zur lichtscheuen Literatur gehören. Unzählige ägyptische und nicht ägyptische Traum- und Wunderbücher sind in Stadt und Land verbreitet, in denen der tollste Unsinn mit glaubenswidrigen Sätzen, Religionsspöttereien und schlimmeren Dingen wetteifert. Sie sind gewöhnlich in altertümlicher Sprache abgefaßt und in besondern Ausgaben für abergläubische Katholiken, Protestanten und Juden zugeschnitten. Es genügt ein einziges dieser Machwerke, zu denen die edle Erfindung Gutenbergs mißbraucht wird, hier zu nennen. Es führt den Titel: „Der wahre geistliche Schild, so vor 300 Jahren von dem hl. Papst Leo X. bestätigt worden, wider alle

gefährliche böse Menschen sowohl, als aller Hexerei und Teufelswerk entgegengesetzt. Darinnen sehr kräftige Segen und Gebete, so teils von Gott offenbart, teils von der Kirche und heiligen Vätern gemacht und approbiert worden. Nebst einem Anhang heiliger Segen zum Gebrauch frommer katholischer Christen, um in allen Gefahren, worin sowohl Menschen als Vieh oft geraten, gesichert zu sein. Cum Licentia Mrp. Cens. ibid. An. 1747. im Press. Erie, bei Jakob Keim." Neben einigen im katholischen Geiste gehaltenen Gebeten enthält das Büchlein ein Sammelsurium von abergläubischen, sinnlosen Gebets-, Segens- und Zauberformeln. Beispielsweise ist die Rede von der „Kraft der Benediktus-Pfennige" wider alle zeitlichen Schäden, von dem „Ablasse des Weihwassers, welchen der hl. Papst und Märtyrer Alexander im Jahr Christi 122 gegeben"; es folgt eine „Abschrift des Briefes, so der Papst Leo dem Carolo, seinem Bruder, gesendet", welcher Brief seinen Träger vor allen leiblichen und seelischen Gefahren behütet. Auch „Buchstaben wider die Pest zu tragen", ein gewisser „Feuersegen, so allezeit hilft", ein Rezept, „einen Dieb zu bannen, daß er stillstehen muß", „einen Stecken zu schneiden, daß man einen damit prügeln kann, so weit er selber auch entfernt ist", fehlen nicht. Als Ingredienzen zu diesen und ähnlichen weitern probaten Mitteln dienen: Armensünderschmalz, Fledermausohren, Nägel aus Totenbahren und andere Dinge, die so unflätiger Art sind, daß sie nicht genannt werden können, ohne Ärgernis zu erregen. Der Absatz dieser närrischen Schriften ist ein Beweis, daß trotz aller Aufklärung oder vielmehr gerade in Folge derselben, derartige Thorheiten noch vielfach ein gläubiges oder wenigstens neugieriges Lesepublikum finden.

IX.

Der gefährliche Feind, welcher an den Grundfesten des Volkswohles rüttelt, das ist, wie uns dieser Streifzug genügend belehrt, die glaubenslose, religionsfeindliche und sittenverderbende Literatur und Presse. Kein Volk ist im Stande auf die Dauer soviele schwere Angriffe auf Glaube und Sitte zu ertragen, wie sie gegenwärtig auf das deutsche Volk durch literarische Umsturzbestrebungen jeder Art losstürmen. Die Seele des Volkes muß vergiftet, und die systematisch verhöhnten Tugenden der Sittlichkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit, Ordnungsliebe müssen aufs tiefste erschüttert werden. Die Gesellschaft kann aber dieser Tugenden nicht ent-

behren und zu ihrer Erhaltung ist der lebendige Einfluß einer christlichen Literatur unumgänglich notwendig. Jeder der sein Vaterland liebt und die bestehende Gesellschaftsordnung erhalten wissen will, muß sich nach Kräften an dem Kampfe gegen die Korruption in der Literatur und durch die Literatur beteiligen und besonders dem Katholiken ist hier eine dankbare Aufgabe zugewiesen.

Auf die Frage: Was hat der katholische Mann gegen die gekennzeichneten Umsturzbestrebungen nach dieser Richtung zu thun? antworten wir: Er muß aus allen Kräften seine katholischen Bücher und Broschüren unterstützen. Er ist es seiner Überzeugung schuldig, alle antichristlichen und kirchenfeindlichen, aber auch alle farb- und parteilosen Blätter aus dem Hause zu verbannen. Derartige Blätter soll er weder lesen noch dieselben mit seinem Gelde fördern. Noch darf er dulden, daß Hausgenossen oder Untergebene solche Blätter halten oder lesen. Zwingen ihn Geschäftsinteressen zur Haltung einer feindlichen Zeitung, so muß er daneben auf das katholische Organ abonnirt sein.

Er muß antikatholische Kalender, Revuen, illustrirte Zeitschriften, Lesekränzchen mit antichristlicher Richtung vor die Thüre weisen.

Katholische Eltern müssen darauf bedacht sein, ihren Kindern alle Glauben und Sitten schädigende Jugendliteratnr, à la Ferdinand Schmid und Genossen, fernzuhalten. Welche Gefahren die Benutzung der Leihbibliotheken in sich birgt, habe ich bereits ausgeführt. Katholische Eltern, denen das geistige Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, dürfen daher nicht dulden, daß die heranwachsende Jugend auf Leihbibliotheken abonnirt ist. Selbstverständlich dürfen die Eltern selbst nicht mit schlechtem Beispiele vorangehen. Es sind mir verschiedene Leihbibliotheks-Kataloge zur Verfügung gestanden und nur in einem einzigen habe ich vier katholische Romane von der Gräfin Hahn-Hahn gefunden. Dagegen waren in sämtlichen die Werke Zolas, Ibsens, Dahns, Ebers, Heyses und Sudermanns vertreten. Katholische Eltern müssen die Romanlektüre ihrer heranwachsenden Kinder sorgfältig überwachen und insbesondere darauf achtgeben, daß dieselben keine schädlichen Bücher von Freunden oder Freundinnen geliehen erhalten. Gar zu leicht finden auf diesem Wege schlechte Romane und Novellen Eingang in katholische Häuser und Herzen.

Wenn der katholische Mann in Freundes- und Bekanntenkreisen verkehrte Dinge nach dieser Richtung bemerkt, so ist es seine

Pflicht, darauf aufmerksam zu machen und auf deren Abstellung zu dringen. Und wie oft bietet sich dazu nicht Gelegenheit! Wer hat es nicht schon selbst erfahren, daß ein Bekannter, der sich im übrigen als guten Katholiken erwiesen, auf Preßerzeugnisse, welche systematisch dem Kampfe gegen Religion und Kirche dienen, abonnirt ist. Man handelt pflichtgemäß, wenn man seinen Nächsten auf das Widerspruchsvolle seiner Handlungsweise aufmerksam macht und ihn darüber belehrt, wie unrecht es ist, auf solche Weise den Gegner zu unterstützen.

Aber nicht nur im eigenen Hause und bei seinen Bekannten muß der echte katholische Mann für die Zeitung seiner Richtung eintreten, sondern auch im öffentlichen Leben. Wodurch? Einmal, indem er darauf achtet, daß in den Gasthäusern, in denen er verkehrt, wenigstens eine katholische Zeitung zu finden ist. Hat der liberale Stammgast das Recht, eine Anzahl von Blättern seiner Gesinnung im Wirthshaus zu finden, dann hat dasselbe Recht der katholische Mann für die Zeitung seiner Richtung. Sage man ja nicht, daß derartige Bestrebungen immer vergeblich seien. Die Katholiken sind selbst schuld, wenn es ihnen manchmal schwer fällt, auf Reisen eine katholische Zeitung zu erhalten. Wenn man beharrlich darnach frägt, seine Gesinnungsgenossen gleichfalls dazu veranlaßt und sich nicht scheut, hin und wieder einen Nickel zu opfern, dann wird das Kunststück gelingen. Crede experto Ruperto!

X.

Die Presse, die Literatur ist eine Macht. Wer sich ihrer nicht bedient oder nicht bedienen kann, ist im öffentlichen Leben verloren. Es ist daher eine heilige Pflicht der Katholiken, ihre eigene Presse und Literatur thatkräftig zu unterstützen. Und sie verdienen auch diese Unterstützung. In diesem Punkte wird aber noch viel gefehlt, um nicht zu sagen gefrevelt.

Die Unterhaltungsblätter: „Gartenlaube", „Daheim", „Über Land und Meer", „Zur guten Stunde", Leipziger Illustrierte haben Auflagen von je 100,000 und mehr Exemplaren, unsere beiden katholischen Zeitschriften „Hausschatz" und „Alte und Neue Welt" haben zusammen dagegen nicht einmal 60,000 Abonnenten, obgleich sie um mehr als die Hälfte billiger und ganz gewiß nicht schlechter sind. Das allein spricht ganze Bände! Ich glaube gewiß nicht fehl zu gehen, wenn ich sage, daß unter den 600,000 Abonnenten antikatholischer illustrierter Zeitschriften sich wenigstens

$^1/_6$ Katholiken befinden. Wie wichtig es daher ist, daß der katholische Mann und die katholische Frau die Unterhaltungslektüre gewissenhaft überwachen und vor allem bei Anschaffungen auf katholische Zeitschriften und Bücher Bedacht nehmen, liegt auf der Hand. Unsere illustrierten Zeitschriften „Hausschatz“, „Alte und Neue Welt,“ „Katholische Welt“ sind nach Ausstattung und Inhalt sehr gut; wenn sie aber einmal soviele Abonnenten erlangen werden, wie die antikatholischen Concurrenzblätter, dann werden sie noch viel besser werden, weil dann Verleger und Redakteure in der Lage sind, viel mehr als bisher für die Ausstattung und den Inhalt leisten zu können.

Lasse man sich ja nicht durch geringschätzige Bemerkungen, wie sie leider in höheren katholischen Kreisen über unsere Belletristik nicht gerade selten sind, beirren. Die katholische Unterhaltungsliteratur hat die edelsten Blüten aufzuweisen, Blüten, welche in gesundem Erdreich wurzeln, Blüten, welche nicht wie die moderne Poesie und Prosa vom Gifthauch der Sinnlichkeit versengt und ihres Duftes beraubt sind. Die sinnigen Naturschilderungen und die geistreichen Dialoge in den Romanen der Gräfin Hahn-Hahn sind unübertroffen. Die bei Bachem in Köln erschienenen Romane (10 Bände) der Freiin von Brackel, M. Herberts, der Freiin von Lilien, Lenzens, Lingens u. a. verdienen in der That die große Anerkennung, die sie gefundeu. Diese Schriftsteller haben es gar nicht nötig, zu Lüsternheiten ihre Zuflucht zu nehmen, wie Ebers, Heyse, Dahn und Consorten, um ihre Leser zu fesseln. Die Musen eines Spillmann, Geiger, Bolanden, Kraus, Wasserburg, Trautmann, Veltheim, Seeburg, einer Lady G. Fullerton 2c. ergötzen sich an Idealen, sie appelliren an das Edle in der Menschenbrust, sie wollen den Menschen über das Gemeine emporheben. Das ist kein Liebling der Musen, der sein Genüge im Sumpfe sinnlicher Leidenschaft sucht.

Noch größer ist der Schatz von guten Novellen und Jugendschriften. Bachem hat eine Novellen-Sammlung von 40 Bänden herausgegeben. Die klassischen Novellen von Diel haben eben eine vierte Auflage erlebt.

Wer kennt nicht die Jugendschriften von Christoph Schmid und Isabella Braun und die ächten deutschen Volksgeschichten von dem Gesellenvater Kolping, die volkstümliche Weltgeschichte von Annegarn und endlich den größten deutschen Volksschriftsteller, Alban Stolz? Ist es nicht beschämend, daß unsere katholischen Romane und Novellen nur selten eine dritte und

vierte Auflage erleben, die derbcynischen Erzählungen von Ebers, Heyse, Dahn rc. dagegen in zwanzigster Auflage erscheinen können? Nur der Roman „die Tochter des Kunstreiters" von der Freiin von Brackel hat es bis zu 11 und „Fabiola" von Cardinal Wiseman bis zu 24 Auflagen gebracht.

Fast bei jeder katholischen Verlagshandlung ist solche gesunde christliche Nahrung für Geist und Herz zu finden.

In Bezug auf Jugend- und Volksschriften fehlt es nicht an zuverlässigen Führern, um an deren Hand aus der übergroßen Fülle das Geeignetste und Beste sich auszuwählen.[1])

Christoph Schmid und Isabella Braun haben wir schon erwähnt. Daran schließt sich eine Reihe großer Sammlungen von Jugendschriften und Volksbüchern: Katholische Kinderbibliothek, Verlag von Kösel in Kempten à 25 Pfg., Herders illustrierte Jugendschriften (12 Bändchen à Mk. 1.80). Jugend-Leben (Pustet, Regensburg, 30 Bändchen à Mk. 1.20). Bei Manz, Regensburg sind erschienen: Jugendbibliothek. Eine Auswahl vorzüglicher englischer und französischer Jugendschriften in deutscher Übersetzung (23 Bändchen zusammen Mk. 13.25). Bauberger, Sämtliche Erzählungsschriften (16 Bändchen à Mk. 1.35). Herchenbach, Erzählungen für Volk und Jugend (100 Bändchen à Mk. 1). Dasbach, Novellenkranz (Trier, Paulinusdruckerei 13 Bändchen à 1 Mk.). Heemstede, Katholische Unterhaltungsbibliothek (Münster, Aschendorff 48 Bändchen à Mk. 1); Conscience, Auserwählte Schriften (daselbst 75 Bändchen Mk. 68). Hülskamp, Meisterwerke unserer Dichter (daselbst 35 Bändchen à 20 Pfg.). J. Laicus, Katholische Trösteinsamkeit (Mainz, Kirchheim 22 Bändchen). Im Verlag von Benziger in Einsiedeln erscheint: Familienbibliothek. Ausgewählte Erzählungen (100 Bändchen à 70 Pfg.), ferner Familienfreund, Unterhaltungsbibliothek in Romanen und Erzählungen für jung und alt (50

---

[1]) Außerordentlich reichhaltig und übersichtlich ist das „Verzeichnis ausgewählter Jugend- und Volksschriften, welche katholischen Eltern, Lehrern und Erziehern, sowie zur Errichtung von Jugend- und Volksbibliotheken empfohlen werden können," von Dr. Hermann Rolfus (Freiburg i. B. Herder 1892). Im Anhang sind Beschäftigungsmittel für Kinder und Bücher, welche sich zu Festgeschenken eignen, verzeichnet. — Neuerdings hat Rektor C. Ommerborn bei Kirchheim in Mainz einen zuverlässigen Führer zur Auswahl einwandfreier Jugendschriften in doppelter Ausgabe, eine für Knaben, eine für Mädchen, à 50 Pfg. veröffentlicht.

Bände Mk. 48, jeder Band Mk. 1.20). Jugendfreude, ausgewählte Jugendschriften von M. Weber mit Farbendruckbildern und Holzschnitten Verlag von P. Kreuer vorm. A. Foesser Nachfolger Frankfurt a. M. 6 Bände zusammen Mk. 6.—, einzelne à Mk. 1.25. Es wären noch die Erzählungen von Lautenschlager, Emmy Giehrl, Hermann, Marly, Overhage, Himmelstein, Domanig, Hansjakob, Adalbert Stifter und vieler anderer zu erwähnen.

Percy Wynn von Finn S. J., für die deutsche Jugend bearbeitet von Fr. Betten S. J., bei Fr. Kirchheim in Mainz, ist eine reizende Geschichte, welche den Opfermut, ja den Heldensinn eines kleinen Knaben in überaus schöner Sprache und fesselnder Darstellung behandelt. Auch Erwachsene werden — gleich dem Schreiber dieses, dem das Werkchen von gütiger Mutterhand unter den Weihnachtsbaum gelegt war — diese wunderhübsche Erzählung nicht ohne Rührung zu lesen vermögen. Der tiefsittliche Gehalt weist diesem Buche seinen Platz in den allerersten Reihen katholischer Jugendschriften an. Möchten doch recht viele Eltern ihre Söhne mit dieser Perle beglücken!

Das ist nur ein ganz bescheidener Auszug aus dem Verzeichnis von Jugend- und Volksschriften von H. Rolfus. Er beweist aber vollständig, daß wir selbst reich genug sind und durchaus nicht nötig haben, auf fremdem Acker Unkraut zu sammeln. Das historische, das naturwissenschaftliche Gebiet, die Reiseliteratur und andere Literaturzweige haben wir nicht einmal berührt.

Zwei historische Großthaten müssen wir jedoch erwähnen, nämlich die Geschichte des deutschen Volkes von Janssen, deren vierter Band soeben in 16. Auflage erschienen ist — ein Erfolg, dessen sich kein anderes historisches Werk von gleichem Umfange in unserm ganzen Jahrhunderte rühmen kann. Ferner die großartig angelegte Weltgeschichte von Dr. J. B. von Weiß, einem k. k. Hofrat, der dem Hause Habsburg in der That zur Ehre gereicht. In diesem Meisterwerke ist eine fast unübersehbare Detailforschung durchsichtig, stilvoll und in einheitlichem Geiste verarbeitet. Daß ein historisches Werk von diesem Umfange (22 Bände à Mk. 9) schon in dritter verbesserter Auflage sich auf dem Büchermarkte präsentirt, gehört zu den erfreulichsten Zeichen des Aufschwunges der katholischen Literatur im deutschen und österreichischen Reiche.

Es erübrigt noch ein Wort zu sagen über die katholischen Dichter Deutschlands.

Obenan steht der Dichter von Dreizehnlinden, der, was poetische Begabung, verbunden mit weiser Maßhaltung und Beherrschung der Sprache betrifft, nur mit Goethe verglichen werden kann, dem innern Gehalte nach aber so hoch über Goethe steht — der sich rühmte, ein Heide zu sein — als das Christentum das Heidentum überragt. Die große Anerkennung, welche in der in wenigen Jahren erreichten 74. Auflage liegt, hat F. W. Weber wohl verdient. Es ist nur zu bedauern, daß dieser hohe Geist seinen hohen Flug erst im hohen Alter begonnen hat. Mit Webers Muse rivalisirt, freilich auf einem ganz verschiedenen Gebiete Helles Messiade — der kräftigste deutsche Protest gegen das leichtfertige frivole Leben Jesu von Renan. Daß Helles ernster und weitausgedehnter Gesang nur auf einen beschränkten Leserkreis rechnen kann, liegt in der Natur der Sache.

Es folgen die Namen von drei gefeierten Damen: Annette Freiin von Droste Hülshoff, die größte deutsche Dichterin, dann Luise Hensel mit ihren ergreifenden Liedern und Emilie Ringseis mit dem markigen hochstrebenden Gesang: Der Königin Lied. Die Epen von Brill und Pape (Jos. Spielmann) mußten wiederholt neu gedruckt werden, Seebers Ewiger Jude hat es rasch zur fünften Auflage gebracht, Mackes Wüstengesang vom Nil zum Nebo, Hlatkys Trilogie über den Sturz der Engel und der ersten Menschen, die Epen des Oberjustizrat Ed. Eggert: Der Bauernjörg und Der letzte Prophet beweisen, daß es nicht an katholischen Dichtern fehlt, deren Muse sich an die erhabensten Stoffe heranwagte. Der bekannte Literaturhistoriker P. Kreiten S. J. hat ‚den Weg entlang' uns mit tiefempfundenen Versen beschenkt, Cüppers, Berlichingen, Leo Fischer, A. Muth, Pohl, Iseke, P. H. J. Fugger Glött und viele andere katholische Dichter, welche diesen Ehrennamen in der That verdienen, wären hier noch zu charakterisieren, wenn dies mich nicht zu weit führen würde.

* * *

Ich schließe diese durchaus nicht vollständige Revue der katholischen Literatur Deutschlands mit dem dringenden Wunsche, daß die Katholiken ihre politischen und Unterhaltungsblätter und ihre ganze Literatur nach Kräften unterstützen und dadurch zu deren Aufschwung beitragen. Es liegt dies in ihrem persönlichen Interesse, sowie im Interesse der politischen Stellung, welche die Katho-

liken im deutschen Reiche einnehmen, und endlich im Interesse unsers deutschen Vaterlandes.

Wir leben in einer ernsten Zeit. Nicht nur ganze Volksklassen haben sich vom Christentum abgewandt und bekämpfen es, selbst die tonangebenden protestantischen Theologen Deutschlands haben das apostolische Glaubensbekenntnis, diese altehrwürdige Fahne aller Christen des Erdkreises, sinken lassen, nachdem sie unserm Herrn und Heiland die Krone seiner Göttlichkeit vom Haupte genommen und sein Evangelium nicht mehr als unfehlbare Wahrheit und göttliche Offenbarung gelten lassen. In weiten Kreisen ist das Vertrauen auf die wunderbare Kraft des Christenthums zur Heilung aller Schäden in der Christenheit verloren gegangen; die Führer des sog. evangelischen Bundes glauben in fortgesetzten Angriffen auf die katholische Kirche eine Stütze für ihr Kirchenwesen finden zu können, ohne zu merken, daß sie dadurch in den Augen des Volkes das Christentum und die Religion überhaupt herabwürdigen und Wasser auf die Mühle der Socialdemokraten leiten, welche auf den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung sinnen.

Wir leben in der That in einer ernsten Zeit. Die Männer des Centrums sind sich bewußt, daß ihnen unter diesen Verhältnissen und bei der Zerfahrenheit der sog. staatserhaltenden Parteien im deutschen Reiche eine große Aufgabe und eine schwere Verantwortung übertragen ist. Da aber das Centrum sich ganz und gar auf das katholische Volk stützt und ohne diese Stütze zerrieben werden müßte, so nimmt jeder Katholik an dieser großen Aufgabe und Verantwortlichkeit teil, insbesondere auch durch Unterstützung und Förderung der katholischen Presse und Literatur, welche im politischen Leben eine ganz bedeutende Rolle spielen.



